



In eleg. Ganzleinenband 1 Mark.

Philipp Reclam's

Universal-Bibliothek.

Bis März 1899 sind **3940** Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

3916. **Gustav Raeder**, Aladin oder Die Wunderlampe. Zaubermärchen mit Gesängen und Tänzen in drei Aufzügen. Nach dem gleichnamigen Märchen aus „Tausend und eine Nacht." Durchgesehen und herausgegeben v. C. Fr. Wittmann.

3917. **Adolf Arensen**, Oberst Belares und drei andere Erzählungen.

3918. **Dr. A. Zipper**, Erläuterungen zu Goethes Hermann und Dorothea.

3919. **Oscar Walther** und **Leo Stein**, Das Opferlamm. Schwank in drei Aufzügen. Soufflierbuch.

3920. **Heinrich Bandlow**, Naturdokter Stremel. 'ne Fürsten- un Börgergeschicht ut Pommern.

3921—24. **Stevenson** und **Osbourne**, Schiffbruch. Roman. Autorisierte Bearbeitung von **Berta Katscher.**

3925. **Musiker-Biographien.** 22. Band: Georges Bizet. Von Paul Voß.

3926/27. **Tausend und eine Nacht.** Aus dem Arabischen übertragen von **Max Henning.** 13. Bd. 739.—790. Nacht.

3928. **Charlotte Birch-Pfeiffer**, Die Waise aus Lowood. Schauspiel in zwei Abteilungen und vier Aufzügen. Mit freier Benutzung des Romans von Currer Bell.

3929. **Charlotte Birch-Pfeiffer**, Die Grille. Ländliches Charakterbild in fünf Aufzügen. Mit teilweiser Benutzung einer Erzählung von G. Sand.

3930. **Charlotte B[...]feiffer**, D[...] und Stadt. Scha[...] zwei A[...]teilungen und fünf A[...] mit fre[...] Benutzung der Auerbachschen Erzählun[...] „Die Frau Professorin." Soufflierbu[...]

3931. **Charlotte Birch-Pfeiffer**, [...] Goldbauer. Original-Schauspiel [...] vier Aufzügen. Soufflierbuch.

3932. **Charlotte Birch-Pfeiffer**, Nc[...] und Morgen. Drama in 4 Abteilun[...] und 5 Aufzügen mit freier Benutz[...] des Bulwerschen Romans. Soufflierb[...]

3933. **Charlotte Birch-Pfeiffer**, Ste[...] Langer aus Glogau oder Der holl[...]dische Kamin. Original-Lustspie[...] vier Aufzügen und einem Vorspiele: [...] Kaiser und der Seiler.

3934. **Catulle Mendès**, Novel[...] Einzig autorisierte Übersetzung von [...]riette **Dévidé.**

3935. **Peter Doroschenko**, Wer ist [...] Eine Kriminalgeschichte. Aus dem [...]schen übersetzt von **Marie von Pez[...]**

3936. **B. Jacobson**, Zum Einsie[...] Lustspiel in einem Aufzug. Souffliei[...]

3937. **Gustav Raeder**, Der arte[...] Brunnen. Zauberposse in drei A[...]lungen und vier Aufzügen mit Ges[...] und Tänzen. Durchgesehen und he[...]gegeben von Carl Friedrich Witt[...] Musik von mehreren Komponisten.

3938—40. **Dichter-Biographien.** 2[...] Johann Wolfgang von Goethe. [...] Jul. R. Haarhaus. Mit Goethes B[...]

Einband-Decken in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (wie selben zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titeldruck 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Dichter-Biographien.

Zweiter Band:

Johann Wolfgang v. Goethe.

Von

Julius R. Haarhaus.

Mit Goethes Bildnis.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Johann Wolfgang von Goethe

von

Julius R. Haarhaus.

1. Kindheit und Knabenjahre.

(1749—1765.)

Es scheint eine merkwürdige Fügung des Schicksals, daß die alte Wahl= und Krönungsstadt am Main, die dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation Jahrhunderte hindurch seine Herrscher beschert hatte, im Augenblicke der allerhöchsten nationalen Zerrissenheit den Mann hervorbrachte, der durch die Allgewalt seines Geistes und seiner Sprache die Völker und Völklein deutscher Zunge aufs neue einigte und unser, zu einem geographischen Begriffe herabgesunkenes Vaterland wenigstens auf geistigem Gebiete wieder zu einer Weltmacht erhob.

Diese Thatsache ist, genau betrachtet, keineswegs so überraschend, wie sie auf den ersten Blick erscheinen mag. Die Geschichte zeigt uns zur Genüge, daß jede Zeit sich die Geister schafft, die sie braucht. Mit Taines bekannter Hypothese, daß der Mensch das Produkt zeitlicher und örtlicher Verhältnisse sei, ist viel Mißbrauch getrieben worden, aber man wird zugeben müssen, daß jene Voraussetzungen bei Goethe in auffälliger Weise zutreffen.

Ich weiß nicht, ob es andern auch so geht, für mich bedeutet der Name „Goethe" weit mehr als den größten deutschen Dichter. Das Wort umschließt eine Welt, in ihm berühren sich harmonisch alle Gegensätze: Nord und Süd, Ost und West, Jugend und Alter, Vergangenheit und Zukunft, Natur und Kunst, wissenschaftliche Denkart und gaukelnde Phantasie, unermüdliche Arbeit und heiterer Lebensgenuß, der Flug des Genius und strenge, ich möchte beinahe sagen: bureaukratisch peinliche Pflichterfüllung. Der nach jeder Richtung hin gleichmäßig entwickelte, innerlich abgeklärte Mensch, den die Renaissance zum unerreichbaren Ideale erhob, steht in Goethe zum erstenmale vor uns.

Versuchen wir, uns zu vergegenwärtigen, wie und unter welchen Verhältnissen diese Entwicklung, die er selbst einmal Eckermann gegenüber die bedeutendste Epoche seines Lebens nennt, vor sich ging.

Zunächst müssen wir einen Blick auf Frankfurts Lage werfen. Die Stadt bezeichnet recht eigentlich die Grenze von Nord- und Süddeutschland. Das ist bedeutungsvoll. Der Mann, der auf das gesamte Deutschland wirken sollte, mußte den ober- und niederdeutschen Stämmen gleich nahe stehen. In dieser Hinsicht ist Frankfurt ein neutraler Boden. Es ist das vermittelnde Glied zwischen Nord und Süd wie zwischen Ost und West; durch seine Thore führt seit undenklichen Zeiten die Völkerstraße vom Rhein zur Elbe. Die Stadt wurde früh ein wichtiger Handelsplatz und blieb mehrere Jahrhunderte lang die bedeutendste Meßstadt des Reiches. Neben dem Handel blühten die Gewerbe empor, vor allem das Kunstgewerbe in seinen verschiedenen Zweigen. Frankfurter Goldschmiede standen weit über die Grenzen Deutschlands hinaus in hohem Ansehen. Wohlstand und Luxus begünstigten die Kunst, und die reichen Patricier und Bürger schmückten ihre Häuser am liebsten mit den Werken Frankfurter Meister. Zu dem Pomp, der bei den Krönungsfeierlichkeiten in ihren Mauern entfaltet wurde, trugen die Bürger der freien Reichsstadt gern ihr Teil bei, es freute sie, um Goethes Wort zu gebrauchen, „daß bei dieser Gelegenheit, bei der Gegenwart so vieler Souveräne und ihrer Repräsentanten die Reichsstadt Frankfurt auch als ein kleiner Souverän erschien.“

Sie lernten auf diese Weise, mit dem republikanischen Grundzuge ihres Wesens eine fast schwärmerische Ehrfurcht vor monarchischen Traditionen zu verbinden und die bedeutsamen Ereignisse großer Staatsaktionen in sinnvollen Ceremonien zu verherrlichen und festzuhalten. Wie in Venedig so bildete sich auch in Frankfurt der Formen- und Farbensinn der Bevölkerung an der häufig wiederholten Entfaltung eines würdigen Pompes.

Aber jener republikanische Bürgerstolz, bei dem Kaiser, Könige

mit Kurfürsten Gevatter gestanden hatten, artete nie in steife Grandezza und Selbstüberhebung aus. Heiter wie die Stadt selbst ist auch der Charakter ihrer Bürger. Das mag an den günstigen klimatischen Verhältnissen liegen, die der Umgegend ein fast südliches Gepräge verleihen. Gleich vor den Thoren der Stadt dehnt sich das fruchtbare Gefilde der Mainebene, nordwärts begrenzen den Horizont die schöngeformten Taunusberge, die eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Albanergebirge aufweisen und auf deren sonnigen Hängen die Marone reift, westwärts winkt der fröhliche Rheingau, das gepriesene Land des Glocken- und Gläserklanges.

Nicht unwesentlich für das volle Verständnis des Frankfurter Nationalcharakters ist auch die in der Mainstadt herrschende Toleranz in religiösen Dingen. Sie erklärt sich aus der im westlichen Deutschland wenigstens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch ziemlich seltenen gleichmäßigen Mischung beider Konfessionen. Von hoher Bedeutung für Goethe war auch das Judentum, dessen Bekenner, wenn auch in ihren Rechten noch sehr beschränkt und in die enge Judengasse eingepfercht, sich durch ihre unermüdliche Thätigkeit und den „Eigensinn, womit sie an ihren Gebräuchen hingen," langsam die Achtung ihrer Mitbürger erzwangen.

In ihrer Bauart trug die Stadt damals noch weit mehr als heute ein mittelalterliches Gepräge. „Alles deutete," so schreibt Goethe in „Dichtung und Wahrheit", „auf eine längst vergangene, für Stadt und Gegend sehr unruhige Zeit. Pforten und Türme, welche die Grenze der alten Stadt bezeichneten, dann weiterhin abermals Pforten, Türme, Mauern, Brücken, Wälle und Gräben, womit die neue Stadt umschlossen war: Alles sprach noch zu deutlich aus, daß die Notwendigkeit, in unruhigen Zeiten dem Gemeinwesen Sicherheit zu verschaffen, diese Anstalten hervorgebracht, daß die Plätze, die Straßen, selbst die neuen, breiter und schöner angelegten, alle nur dem Zufall und der Willkür und keinem regelnden Geiste ihren Ursprung zu danken hatten."

Festungen in der Festung, Städten in der Stadt glichen die ummauerten Klosterbezirke und die burgartigen Patricierhäuser, unter denen der Römer schon wegen seiner Bedeutung als Schauplatz der Krönungsfeierlichkeiten die Aufmerksamkeit auf sich zog. Noch prangte auf dem Turme der alten Mainbrücke als unheimliche Erinnerung an die Verschwörung Fettmilchs und seiner Genossen der verwitterte Schädel eines Hingerichteten.

Goethes Familie war bei seiner Geburt erst 62 Jahre in Frankfurt ansässig. Sie stammte aus Thüringen, dem Kernlande Deutschlands, speciell aus der Grafschaft Mansfeld, die als Heimat Luthers ein doppeltes Anrecht darauf hat, als die Wiege der neuhochdeutschen Sprache bezeichnet zu werden. Sehr mit Unrecht ist Goethe ein Patriciersohn genannt worden. Er ist aus dem Handwerker- und kleinen Bürgerstande hervorgegangen, dem die Welt von jeher ihre besten Geister verdankt. Der Stammvater der Familie Goethe lebte um die Mitte des 17. Jahrhunderts als Hufschmied in Artern. Sein Sohn Friedrich Georg, geboren 1657, ließ sich im Jahre 1687 als Bürger und Schneidermeister in Frankfurt nieder, heiratete 1705 in zweiter Ehe die wohlhabende Gastwirtswitwe Cornelia Schellhorn, geb. Walther, und gelangte dadurch zu Wohlstand und bürgerlichem Ansehen. Er konnte dem einzigen, aus dieser Ehe im Jahre 1710 entsprossenen Sohne, Johann Kaspar, dem Vater des Dichters, eine für damalige Begriffe äußerst gediegene Bildung zu teil werden lassen.

Johann Kaspar besuchte das Gymnasium zu Koburg, studierte in Leipzig und Gießen die Rechte, wirkte am Reichskammergericht zu Wetzlar und hatte von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten eine so hohe Meinung, daß er verlangte, seine Vaterstadt müsse ihm das Amt, um das er sich bewarb, ohne Ballotage übertragen. Aus Ärger über die Ablehnung dieser freilich ganz verfassungswidrigen Forderung zog er sich von allen Geschäften zurück und verschaffte sich, um jede Möglichkeit, ein anderes städtisches Amt zu erhalten, abzuschneiden, von

Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rats, den auch der Schultheiß und die ältesten Schöffen, also die höchsten Magistratspersonen, als Auszeichnung zu erhalten pflegten. „Derselbe Beweggrund“ schreibt sein großer Sohn, „führte ihn auch dazu, um die älteste Tochter des Schultheißen zu werben, wodurch er auch auf dieser Seite von dem Rate ausgeschlossen ward.“

So heiratete der schon etwas ältliche, ernste, grämliche und tyrannische Mann im Jahre 1748 die heitere, blühende, siebzehnjährige Katharina Elisabeth Textor, die sich mit fast diplomatischer Gewandtheit und unerschöpflichem Humor über die mißlichen Verhältnisse der ungleichen Ehe hinweghalf und für alle Zeiten das leuchtende Vorbild einer deutschen Hausfrau und Mutter geworden ist. Aus ihren Briefen an den großen Sohn und dessen Familie (Univ.-Bibl. Nr. 2786—88) tritt uns ihre Persönlichkeit mit plastischer Deutlichkeit entgegen. Mit Recht durfte sie über sich selbst an Frau von Stein schreiben: „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen ist. Ich habe die Menschen sehr lieb und das fühlt Alt und Jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und dies behagt allen Erdensöhnen und -töchtern — bemoralisiere niemand, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt.“ Ihr unerschütterliches Gottvertrauen und der daraus entspringende frohe Mut haben sich bis an ihr Ende bewährt. Selbst in ernsten Zeiten, wie während des Bombardements von Frankfurt, verlor sie ihren Humor nicht, wovon ihre Briefe in ergötzlicher Weise Zeugnis ablegen. Die Aufmerksamkeiten, die man ihr als der Mutter des großen Dichters von allen Seiten erwies, nahm sie ohne Ziererei und mit gerechtem Stolze entgegen. „Indem man sie ehrte,“ bemerkte ihr Sohn einmal, „gab sie sich immer am besten, sie konnte sich nicht besser als Mutter eines Poeten legitimieren.“

Das Heim, das der Rat Goethe der jungen Gattin bot, war das am Hirschgraben gelegene Haus seiner Mutter, die während der ersten Jahre der Ehe auch den Haushalt noch selbständig leitete. Die rüstige alte Frau, die das Herz auf dem rechten Fleck gehabt zu haben scheint, wußte sich die Zuneigung ihrer Schwiegertochter in so hohem Grade zu erwerben, daß der häusliche Friede niemals eine Trübung erfuhr. Hier im großmütterlichen Hause erblickte Johann Wolfgang Goethe unter günstiger Konstellation der Gestirne, an deren Einfluß auf Menschenschicksale die Zeitgenossen noch glaubten, am 28. August 1749 um die Mittagsstunde das Licht der Welt — ein schwächliches Knäblein, das man anfangs für tot hielt, und dem sicherlich niemand ein Leben von mehr als achtzigjähriger Dauer vorausgesagt hätte. Die damals erst achtzehnjährige Mutter, durch keine Haushaltungssorgen in Anspruch genommen, konnte dem auffallend schönen und geweckten Kinde ihre ganze Liebe und Aufmerksamkeit widmen, bis sich nach Jahresfrist das zweite Kind, Cornelia, einstellte. Vier weitere Sprößlinge, zwei Knaben und zwei Mädchen, starben schon nach wenigen Jahren wieder, drei davon an Ruhr und Pocken, den Begleitkrankheiten des Siebenjährigen Krieges, die allerorten so viele Opfer forderten.

Dem ängstlich behüteten und von der Mutter verhätschelten Knaben wurde das alte Bürgerhaus am Hirschgraben eine unermeßliche Welt, eine Stätte tausendfältiger Anregung. Wenn er auf dem geräumigen Vorsaal spielte, fiel sein Blick auf Ansichten aus Rom, alte Kupferstiche, die der für alles Italienische begeisterte Vater von einer beschwerlichen Reise in das gelobte Land der Kunst mitgebracht hatte. Zu diesen vergilbten Prospekten schaute das Kind sehnsuchts- und ahnungsvoll empor, mit klopfendem Herzen lauschte es den Worten des Vaters, wenn dieser die dargestellten Gegenstände in seiner lehrhaften Weise erläuterte, oder gar ein Kapitel aus dem in italienischer Sprache verfaßten Reisetagebuche zum besten gab. Das Arbeitszimmer des Herrn Rats, wie die übrigen eigentlichen Wohngemächer im zweiten Stock gelegen, galt dem Knaben als ein

Heiligtum. Mit Andacht betrachtete er die reiche Büchersammlung des Vaters, die vorzugsweise aus holländischen Ausgaben lateinischer Schriftsteller, juristischen Kompendien und Abhandlungen, italienischen Dichtern und zahlreichen Reisebeschreibungen bestand.

Auch eine kleine Kollektion von Gemälden war vorhanden, anfangs in allen Zimmern zerstreut, später zu einer Galerie vereinigt. Es waren meist Werke heimischer Künstler: Landschaften von Hirt, Feuersbrünste im Rembrandtschen Geschmack von Trautmann, anmutige Rheingegenden von Schütz, Frucht- und Blumenstücke von Juncker und Genrebilder vom Darmstädter Hofmaler Seekatz, dessen Frauengestalten sich dadurch auszeichneten, daß sie eine überraschende Ähnlichkeit mit der dicken, gegen alle Modelle feindlich gesinnten Gattin des Künstlers aufwiesen. Allein der Knabe, so jung er war, beschränkte sich keineswegs auf die Betrachtung all der Bilder, die er zum Teil unter seinen Augen entstehen sah, sondern bethätigte sein Verständnis für künstlerische Dinge schon früh durch allerlei Ratschläge, die er den Künstlern erteilte und die häufig genug von diesen befolgt wurden.

Vielleicht schärfte diese Beschäftigung mit Kunstgegenständen den Blick des Knaben für die Erscheinungen der Außenwelt und namentlich der Natur. Aus dem Fenster des sogenannten Gartenzimmers schaute er über die Gärten und Felder nach den Taunushöhen hinüber, weidete sich am Anblick des Sonnenuntergangs und beobachtete den Verlauf der Gewitter. „Da ich aber zu gleicher Zeit“ so berichtet er selbst, „die Nachbarn in ihren Gärten wandeln und ihre Blumen besorgen, die Kinder spielen, die Gesellschaften sich ergötzen sah, die Kegelkugeln rollen und die Kegel fallen hörte, so erregte dies frühzeitig in mir ein Gefühl der Einsamkeit und einer daraus entspringenden Sehnsucht, das, dem von der Natur in mich gelegten Ernsten und Ahnungsvollen entsprechend, seinen Einfluß gar bald und in der Folge noch deutlicher zeigte.“

Die ersten Berührungen mit der Außenwelt vermittelte das

„Geräms,“ ein mit hölzernem Gitterwerk umgebener Vorbau an der Hausthüre, der in der warmen Jahreszeit den Familienmitgliedern bei mancherlei häuslichen Verrichtungen zum Aufenthalt diente. Von hier aus wurden Beziehungen zu den Nachbarn angeknüpft, und hier war es auch, wo der junge Wolfgang, von den gegenüber wohnenden Brüdern von Ochsenstein verleitet, das gesamte Küchengeschirr zu seinem und der Verführer Gaudium in Scherben warf.

Der Vater selbst leitete den ersten Unterricht seiner Kinder nach einem sorgfältig überdachten Plane. Er traute sich genügende Kenntnisse und pädagogische Begabung zu und hielt wohl nicht mit Unrecht von den an öffentlichen Schulen damals angestellten Lehrern, die sich zum Teil aus ausgedienten Unteroffizieren und unfähigen Handwerkern rekrutierten, äußerst wenig. Er unterrichtete den Knaben in der lateinischen Grammatik, während Cornelia in demselben Zimmer Italienisch trieb, das dem Bruder als eine „lustige Abweichung“ des Lateinischen leicht im Gedächtnis blieb. Geographie mußten sich die Kinder mit Hilfe abgeschmackter Gedächtnisverse einprägen, der deutsche Aufsatz wurde nicht vernachlässigt und selbst die Zeichenkunst in das Unterrichtspensum aufgenommen — alles in der gründlichen aber trockenen Weise, die der Herr Rat an sich hatte. Er und seine Kinder litten unter seinem Grundsatz, alles einmal Begonnene zu Ende zu führen, selbst wenn sich die Nutzlosigkeit des Angefangenen bald herausstellte. Bei aller Planmäßigkeit war die Erziehung, die der Vater den Kindern zu teil werden ließ, in auffallender Weise von Zufälligkeiten abhängig und vielleicht gerade aus diesem Grunde den sich kraftvoll entfaltenden Fähigkeiten des Sohnes am meisten entsprechend. In kurzer Zeit wuchs der Schüler dem Lehrer über den Kopf, und so wurden Privatlehrer mit der Fortsetzung des Unterrichtes betraut. Der Knabe kam hierbei mit Altersgenossen zusammen, ohne sich jedoch an diese näher anzuschließen. Englisch wurde in vier Wochen gelernt; ein reisender Sprachmeister unterrichtete Vater und Kinder gemeinsam mit gutem

Erfolge. Der kleine Wolfgang wußte sich diese Studien dadurch zu beleben, daß er eine Art von Roman in Briefen erfand, in dem sieben Geschwister sich in deutscher, lateinischer, griechischer, französischer und englischer Sprache, ja sogar im Frankfurter Judendeutsch ihre Erlebnisse mitteilen. Vom Judendeutsch kam der Knabe zum Hebräischen, in dem ihm der originelle Rektor Albrecht auf seinen Wunsch Unterricht erteilen mußte, und von der Hebräischen Sprache zur Geschichte des auserwählten Volkes, die seit jener Zeit ein Lieblingsgegenstand Goethes geblieben ist.

Auch ein Zeichenlehrer wurde herangezogen, desgleichen ein Musikus, der dem Knaben wegen seiner lustigen Noten- und Fingerbezeichnungen als das non plus ultra eines Musikpädagogen erschien, aber durchaus nicht den Hoffnungen entsprach, die er auf ihn gesetzt hatte. Besser ging die Sache, als der Besitzer einer Knabenpension, Namens Pfeil, ein musikalisch begabter ehemaliger Bedienter und Sekretär des Herrn Rats, sich des Knaben annahm. Daß auch die körperliche Ausbildung nicht fehle, erhielt Wolfgang mit mehreren Altersgenossen zusammen Fecht- und Reitunterricht, ohne daß eine dieser Leibesübungen ihn, der sich später als ein guter Reiter bewies, sonderlich begeistert hätte. Durch die pedantische Methode des Unterrichtes wurde ihm auch hier die Lust am Lernen beeinträchtigt. Dem auf das Praktische gerichteten Sinn des Herrn Rats entsprach es, daß sich der Knabe früh für den ihm vom Vater bestimmten juristischen Lebensberuf vorbereiten und eine genaue Bekanntschaft mit dem Corpus juris erwerben mußte. Aber auch dann, wenn die Unterrichtsstunden vorüber waren, winkte den Kindern keineswegs die goldene Freiheit: sie mußten sich gewöhnlich mit nützlichen Dingen beschäftigen, die Seidenraupen füttern, die der Vater in einem Mansardenzimmer zog, oder seine alten Kupferstiche einem Reinigungsverfahren unterwerfen, das viel Aufmerksamkeit erforderte und den ungeduldigen Kleinen wenig Vergnügen bereitete.

Um jene Zeit erwachte bei Wolfgang auch der Drang, einen

Einblick in die Gesetze und Kräfte der Natur zu erlangen. Er zerpflückte Blumen, „um zu sehen, wie die Blätter in den Kelch, berupfte Vögel, um zu beobachten, wie die Federn in die Flügel eingefügt waren." Magnetstein und Elektrisiermaschine bereicherten nach anderen Richtungen hin den Schatz seiner Erfahrungen.

Bei dem unleugbaren Einfluß, den die Lektüre der ersten Jugendjahre auf Geist und Geschmacksrichtung haben, dürfen wir nicht versäumen, uns darüber zu unterrichten, welche Bücher zuerst in Wolfgangs Hände kamen. Jugendschriften in modernem Sinne gab es damals noch nicht; das einzige, was man den Kindern bot, war der Orbis pictus des Amos Comenius, eine Art von Atlas zum Anschauungsunterricht und daher mehr belehrend als unterhaltend. Hierzu gesellte sich die Foliobibel mit Merians Kupfern und Gottfrieds illustrierte Chronik, also beides Bücher, die mehr durch ihren Bilderschmuck als durch ihren Inhalt auf den Knaben wirken mußten. Bald fielen ihm Ovids „Verwandlungen", Fenelons „Telemach", „Robinson Crusoe", „Die Insel Felsenburg" und „Lord Ansons Reise um die Welt" (eine Art Jules Verne des vorigen Jahrhunderts) in die Hände, die er mit ebenso großem Eifer verschlang wie die „auf das schrecklichste Löschpapier gedruckten" Volksbücher, die man auf offener Straße für wenige Kreuzer kaufte. Ob unter diesen Schriften — Goethe nennt uns den „Eulenspiegel", „Die vier Haimonskinder", „Die schöne Melusine", den „Kaiser Oktavian", „Die schöne Magelone", „Fortunatus" und „Den ewigen Juden" — sich wohl auch jenes Büchlein befunden hat, das unter dem Titel „Historia von Doktor Johann Fausten, dem vielbeschreiten Schwarzkünstler" seit dem 16. Jahrhundert zu Frankfurt in ungezählten Auflagen erschienen war?

Von Dichtern fand Goethe in seines Vaters Bibliothek: Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz und Haller, die dem herzlich unpoetisch angelegten Herrn Rat wohl weniger wegen ihres bald moralischen, bald anakreontisch tändelnden Inhaltes als wegen ihres gefälligen Reimspieles zusagten, das seiner Ansicht nach die unerläßliche Grundbedingung aller Poesie

war. Klopstock, der damals seine höchsten Triumphe feierte, war dem Vater verhaßt, er hätte den in reimlosen Versen geschriebenen „Messias“ niemals in seiner Bibliothek geduldet, was zur Folge hatte, daß seine Gattin und Kinder ihn mit desto größerer Begeisterung heimlich lasen und sogar stellenweise auswendig lernten. Vergebens suchte der Hausfreund und Sonntagsgast des Goethischen Hauses, Rat Schneider, den alten Herrn für den neuen Propheten zu erwärmen. Nicht mit Unrecht bemerkt G. von Löper hierzu: „Der Konflikt, den der Messias im Goetheschen Hause hervorrief, war nur ein Bild im Kleinen des Kampfes, der in ganz Deutschland entbrannte.“

Es versteht sich fast von selbst, daß ein Knabe von Wolfgangs Begabung sich nicht auf den passiven Genuß der ihm gebotenen litterarischen Schätze beschränkte. Jedes Buch, das beste wie das schlechteste, wirkte anregend auf seine Phantasie und seinen Ehrgeiz und reizte ihn, selbst einmal Ähnliches zu schaffen. Kleine Gelegenheitsgedichte, von denen sich keines erhalten hat, entstanden in großer Anzahl. Einige Jahre lang trug sich der jugendliche Poet sogar mit dem stolzen Gedanken, sie nach berühmten Mustern zu einem stattlichen Quartband unter dem Titel „Vermischte Gedichte“ zu vereinigen. Dann versuchte er seine alttestamentliche Lieblingsfigur, den von seinen Brüdern verkauften Joseph, in einer größeren Dichtung zu verherrlichen, ohne jedoch eine dem Gegenstande angemessene poetische Form dafür finden zu können. Glücklicher war er mit einem anderen biblischen Stoffe, den er auf Veranlassung einer Freundin seiner Mutter, des frommen, später in den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ (Wilhelm Meister) verewigten Fräulein von Klettenberg, unter dem Titel „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi“ bearbeitete. Es ist das erste (in der Frankfurter Zeitschrift „Der Sichtbare“) gedruckte Gedicht Goethes und die älteste aller von ihm selbst in seine „Werke“ aufgenommenen Poesien. Seltsam! Das erste und das letzte Werk Goethes, das früheste dichterische Stammeln des Knaben und die reifste Gabe des Greises, der „Faust“,

haben denselben Gegenstand zum Vorwurfe: Das Problem der menschlichen Erlösung. Das ist bezeichnend, nicht nur in poetischer sondern auch in religiöser Beziehung. Goethe war trotz aller orthodoxen Angriffe und Verleumdungen in hohem Grade religiös, freilich: seine Religion war keine alltägliche, sie stand über allem konfessionellen Hader und gipfelte in der bewundernden Verehrung des Schöpfers. Ungewöhnlich waren schon die Versuche des Knaben, sich diesem Gotte, den er sich „mit der Natur in unmittelbarer Verbindung stehend“ dachte, zu nähern. So beschloß er einst, ihm nach alttestamentlicher Weise Brandopfer darzubringen, baute über einem vierseitigen rotlackierten Musikpulte mit sinniger Anspielung auf Gottes Eigenschaft als Weltschöpfer die schönsten Stücke einer Mineraliensammlung pyramidenförmig empor, krönte den Gipfel mit einigen Räucherkerzchen und entzündete diese mit Hilfe eines Brennglases an den ersten Strahlen der über die Dächer emporsteigenden Sonne.

In jene Zeit fallen ohne Frage auch die ersten dramatischen Anregungen. Die Großmutter Cornelia, die in ihrem geräumigen Wohnzimmer im Erdgeschosse des Hauses wohnte und deren sich Goethe noch in späteren Jahren als einer „schönen, hagern, immer weiß und reinlich gekleideten, sanften Frau“ erinnerte, schenkte den Enkeln zu Weihnachten des Jahres 1753, ein Vierteljahr vor ihrem Tode, ein Puppentheater, dasselbe, dessen der Dichter wie so mancher Dinge und Personen seiner ersten Jugendzeit in „Wilhelm Meister“ liebevoll gedenkt, und dessen Reste wir noch heute im Frankfurter Goethehause, wohin sie aus Gontardschem Besitz zurückgelangt sind, sehen können. Es wurde in der Thüre zwischen zwei Mansardenstuben aufgeschlagen und mit seinen von unsichtbaren Händen geleiteten Puppen den Kindern anfangs nur bei besonderen festlichen Anlässen vorgeführt, bis die Kleinen allmählich hinter das Geheimnis kamen und selbst die Rolle des Regisseurs übernahmen. Bald genügte das einzige Stück (vermutlich eine Bearbeitung der Geschichte von Goliath und David), auf das Coulissen und

Kostüme der Marionetten eingerichtet waren, dem lebhaften Knaben nicht mehr, er versuchte das Repertoire seiner kleinen Bühne zu erweitern, wurde, als dies nicht gelingen wollte, der Puppen überdrüssig und zog es vor, mit seinen Gespielen, denen er mit Hilfe eines Bedienten allerlei Rüstungen verfertigte, auch die Rolle der Schauspieler zu übernehmen. Da zu den in Aussicht genommenen Stücken aber nur die Grundidee, und diese nur in Wolfgangs Phantasie existierte ohne eine feste dramatische Form anzunehmen, so kam eine Aufführung niemals zustande, und die den Rüstungen zu Liebe veranstalteten Kampfspiele nahmen gewöhnlich „mit Händeln und Verdruß ein schreckliches Ende." Noch drei Jahrzehnte später schrieb Frau Rat nach der Lektüre des „Wilhelm Meister" an ihren großen Sohn: „Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger — sah dich und die anderen Knaben die Präparation zum Puppenspiel machen — sah wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Moors kriegte und dergleichen mehr."

Das Verhältnis Wolfgangs zu seinen Spielgefährten war immer ein wenig seltsam. Im Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit warf er sich den anderen gegenüber gern zum Herrn auf („Wir waren immer die Lakaien," sagte später Max Moors), spielte ein wenig den Stutzer und redete mit Vorliebe von den hohen Zielen, die er sich gesteckt hatte. Der Einfluß der Kameraden war nicht immer günstig; auch da, wo sie ihm in boshafter Absicht ein frech erfundenes Märchen von der vornehmen aber illegitimen Abstammung seines Vaters aufzubinden versuchten, schmeichelten sie mehr seiner Eitelkeit, als daß sie seinen angeborenen Stolz kränkten.

Einige Jahre später sehen wir den jugendlichen Poeten in eine Art von Komplott verwickelt, bei dem seine Gefälligkeit und Harmlosigkeit zu bedenklichen Mystifikationen mißbraucht wurde, die nicht nur für die Anstifter, sondern auch für ihn unangenehme Folgen hatten. Wir werden am Schlusse dieses Abschnittes noch einmal darauf zurückzukommen haben.

Viel stärker als zu seinen Altersgenossen fühlte sich Wolfgang zu Erwachsenen hingezogen. Vor allen anderen schätzte er den Großvater Textor, der ihm als Repräsentant der höchsten städtischen Gewalt nicht minder verehrungswürdig erschien als wegen seiner oft erprobten Gabe der Weissagung. Er wohnte in einem burgartigen alten Hause mit großem wohlgepflegten Garten, wo er wie Laertes seine Rebstöcke, Obstbäume und Blumen pflegte. Seine Person trat für die Kinder namentlich beim sogenannten Pfeifergericht in den Vordergrund des Interesses, einer uralten Feierlichkeit, die sich zu Beginn jeder Messe wiederholte und in der Überreichung symbolischer Geschenke seitens der Städte Worms, Bamberg und Nürnberg an den Schultheißen von Frankfurt bestand.

Von sonstigen Frankfurter Persönlichkeiten nennt Goethe unter andern den vornehmen Musikliebhaber von Uffenbach, den Kunstsammler und Menschenfreund Baron von Häckel, den freigeistigen Litteraten Johann Michael von Loen, den Lokalhistoriker Dr. Orth, die drei Brüder Senckenberg, unter denen der jüngste, ein Arzt, sich durch seine großartigen Stiftungen für alle Zeit einen Namen gemacht hat, den Staatsmann und Dichter Karl Friedrich von Moser, den schöngeistigen Rechtsgelehrten von Olenschlager, den prozeßsüchtigen Sonderling von Reineck, den reizbaren Nelkenzüchter von Malapart, und den pessimistisch veranlagten Hofrat Hüsgen, die alle mehr oder minder auf den geweckten Knaben einzuwirken und seinen Lebensweg zu beeinflussen versuchten. Aber während sie ihm seine künftige Laufbahn als Hofmann, Diplomat oder Rechtsgelehrter mit leuchtenden Farben ausmalten, erschien ihm selbst schon ein wünschenswertes Glück „am Reizendsten in Gestalt des Lorbeerkranzes, der den Dichter zu zieren geflochten ist."

Das erste Ereignis, das bedeutsam genug in das Leben Wolfgangs eingriff, war der Umbau oder richtiger Neubau des väterlichen Hauses. Er wurde 1755, kurz nach dem Tode der Großmutter, vorgenommen und vom Herrn Rat mit Muße und einem gewissen schöpferischen Behagen betrieben. Bei der

Grundsteinlegung des neu zu bauenden nördlichen Flügels führte der kleine Sohn, mit einem Maurerschurz angethan, die Kelle. Den anfänglich mit Hartnäckigkeit durchgeführten Plan, das Haus während des Umbaues nicht zu verlassen, mußte der Vater endlich doch aufgeben. Die Kinder wurden bei Bekannten untergebracht und in eine öffentliche Schule geschickt und so für eine Weile von der strengen väterlichen Aufsicht erlöst. Jetzt erst lernte der Knabe seine Vaterstadt kennen. Seine Entdeckungsreisen führten ihn zum Römer und zum Saalhof, über den Markt und die Neue Kräme, in den Dom und auf die Mainbrücke, ja bis nach Sachsenhausen und auf die Pfingstweide zum Lindenbrunnen, wo an schönen Sommersonntagen die Hirten ihre Feste feierten, und am Pfingstsonntag die Waisenkinder mit Reisbrei und Kalbsbraten gespeist wurden.

So verfloß denn der Sommer des Jahres 1755 für Wolfgang besonders heiter, bis ein Ereignis in weiter Ferne, das über die ganze Welt einen ungeheuren Schrecken verbreitete, auch „die Gemütsruhe des Knaben zum erstenmal im Tiefsten erschütterte." Es war das Erdbeben von Lissabon vom 1. November 1755, dessen Wirkung auf die Gemüter wir aus den Schriften so vieler damaliger Autoren, unter andern Voltaires, Rousseaus, Friedrichs des Großen und Kants so deutlich erkennen. Ob freilich die zum Teil stark übertriebenen Schreckensnachrichten den Sechsjährigen wirklich zu den ersten Zweifeln an Gottes Güte und Gerechtigkeit verleiteten, wie der greise Goethe in seinen Erinnerungen behauptet, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln.

Hatte er so die unheimlichen Gewalten der Natur kennen gelernt, so verschaffte ihm schon das nächste Jahr die Bekanntschaft mit dem Elend und den Greueln, die, von Menschenhand heraufbeschworen, nicht minder verderblich sind als jene. Friedrich der Große, von den feindseligen Absichten Österreichs, Rußlands, Frankreichs, Schwedens, Sachsens und der meisten deutschen Reichsstände gegen Preußen unterrichtet, kam seinen Gegnern durch einen unvorhergesehenen Einfall in Sachsen

zuvor. Dieser so rasch durchgeführte Handstreich war das Signal zu einem Kriege, der mit wechselndem Glück geführt, sieben lange Jahre dauern sollte. In der Reichsstadt Frankfurt beurteilte man den entschlossenen Schritt des Preußenkönigs sehr verschieden. Die konservativen Elemente hielten zu Österreich, klarer blickende Köpfe, die sich über das morsch gewordene heilige römische Reich nicht täuschten und in dem genialen Hohenzollern den Begründer einer neuen Ära ahnen mochten, begrüßten jede Nachricht von einem Siege der Preußen mit lauter Begeisterung. Die beiden Parteien hätten sich auf dem Schlachtfelde nicht erbitterter gegenüberstehen können, als sie es in den Häusern des sonst so friedlichen Frankfurt thaten. Die Fackel des Krieges loderte selbst im Schoße der Familien, und die allgemeine Erregung rief Spaltungen hervor, die kein Hubertusburger Friede wieder ausgleichen konnte. So war es auch im Goethischen Hause. Der Großvater Textor, „der als Schöffe von Frankfurt über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von der Kaiserin (Maria Theresia) eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnis erhalten hatte, war mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern auf österreichischer Seite,“ der Vater, „von Karl VII. (dem von den Österreichern vertriebenen Gegenkaiser) zum kaiserlichen Rat ernannt und an dem Schicksale dieses unglücklichen Monarchen gemütlich teilnehmend, neigte sich mit der kleineren Familienhälfte nach Preußen.“ Die Meinungsverschiedenheiten der Männer störten den sonst so eifrig gepflegten Familienverkehr. Es kam zu einer peinlichen Scene, bei der nach einer Tagebuchaufzeichnung Senckenbergs der alte Textor zum Messer, der Rat Goethe zum Degen griff, und die Folge davon war, daß der Herr Rat das Haus des Schwiegervaters fortan mied und sich mit den Seinen und der Schwägerin Melber ungestört der preußischen Siege freute. „Und so war ich denn,“ schreibt Wolfgang, „auch preußisch oder, um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt; denn was ging uns Preußen an! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte. Ich freute mich mit dem Vater

unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei, so platt die Reime auch sein mochten."

Die seltsamen Zustände in der Familie waren auf die Charakterbildung des Knaben von entschiedenem Einfluß. Die gehässige Art, mit der bis dahin verehrte und geliebte Menschen seinen Lieblingshelden beurteilten, raubte ihm den Glauben an die Gerechtigkeit des Publikums und flößte ihm jene Verachtung der gesamten Menschheit ein, „die ihm eine ganze Zeit seines Lebens anhing und nur spät durch Einsicht und Bildung ins Gleiche gebracht werden konnte."

Allein auch noch andere Folgen sollten aus der leidenschaftlichen Parteinahme für den Preußenkönig dem Goethischen Hause erwachsen.

Im Dezember 1758 sah sich der Oberstkommandierende der französischen Truppen, Prinz Soubise, genötigt, einen Teil seiner Armee in sicheren Winterquartieren unterzubringen. Als der geeignetste Platz hierzu erschien ihm die reiche, günstig gelegene freie Reichsstadt Frankfurt, die sich bis jetzt neutral verhalten hatte, und deren Magistrat in den mit Frankreich abgeschlossenen Verträgen eine genügende Sicherheit sah. Die Franzosen hatten das Recht, in kleinen Truppenabteilungen die Stadt zu passieren. Man beschloß nun, bei einer solchen Gelegenheit die Befestigungen und Militärverhältnisse der Stadt auszukundschaften. Mit dieser Aufgabe wurden der General Wurmser und der stellvertretende Generalquartiermeister François de Théas-Thoranc (nicht Thorane), betraut. Er war, wie Goethe schreibt, „von Grasse in der Provence, unweit Antibes gebürtig, eine lange, hagere, ernste Gestalt, das Gesicht durch die Blattern sehr entstellt, mit schwarzen, feurigen Augen und von einem würdigen, zusammengenommenen Betragen. Auf Grundlage seiner Beobachtungen entwarf Thoranc sein „project du s'emparer de la ville de Francfort," das General Wurmser mit Zustimmung des Prinzen Soubise zur Ausführung brachte. Thoranc zog darauf an der Spitze eines Bataillons in die

Stadt ein, verzögerte den Durchmarsch, um zwei anderen Corps Zeit zum Nachrücken zu lassen, und verhinderte die kleine Thorwache, das Thor zu schließen, so daß die Regimenter, deren Feldzeichen der Täuschung halber nur zum Teil enthüllt waren, nach kurzem Widerstand der Frankfurter Besatzung einrücken konnten. Thoranc gebührt das Verdienst, ernstliche Zusammenstöße der Frankfurter Besatzung mit den Franzosen verhindert und ein leidlich gutes Einvernehmen zwischen Bürgern und Einwohnern während der ganzen Occupationszeit aufrecht erhalten zu haben.

Dies erkannte auch der Frankfurter Magistrat dankbar an, indem er bei Kaiser Franz I. die Erhebung Thorancs in den erblichen Grafenstand beantragte und durchsetzte.

Die Thätigkeit, der Thoranc fast vier Jahre lang in Frankfurt oblag, war die des „Königslieutenants", einer Civilgerichtsperson, zu deren Funktionen die Schlichtung aller Streitigkeiten zwischen Bürgern und Militär und die Beaufsichtigung des Quartierwesens gehörten. Die Stellung war durchaus nicht beneidenswert, da der Inhaber keinen höheren militärischen Rang als den eines Infanteriehauptmanns besaß und von Tag zu Tag, trotz aller Bemühungen seinerseits, vergebens auf ein Avancement wartete. Offiziere mit höherer Charge, die sich seinem Rechtsspruche unterwerfen mußten, ließen selten eine Gelegenheit, ihn den Rangunterschied fühlen zu lassen, vorübergehen. In seinen Aufzeichnungen, die sich erhalten haben und von Martin Schubart in seinem Buche „François de Théas, Comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant" auszugsweise veröffentlicht worden sind, spricht der vielgeärgerte Mann mit Bitterkeit von den Insubordinationen und Schikanen, denen er in seiner verantwortungsvollen Stellung beständig ausgesetzt war.

Er quartierte sich im Hause des Herrn Rats ein, bezog mit seinen Leuten die wohlaufgeputzten und meist verschlossenen Staatszimmer und belagerte den ohnehin sehr reizbaren Verehrer des Preußenkönigs gleichsam im eigenen Hause. Das

war das Schlimmste, was dem alten Herrn begegnen konnte. Er machte aus seiner Mißstimmung gar kein Hehl, obgleich der Königslieutenant mit anerkennenswertem Takt alles that, um seinem unfreiwilligen Wirte die Last der Einquartierung zu erleichtern, und sich in jeder Hinsicht durchaus ritterlich benahm. Die leidenschaftliche Freude an der Kunst, die den Rat Goethe wie den Königslieutenant auszeichnete, und die letzterer sofort durch zahlreiche Bilderaufträge an Frankfurter und Darmstädter Maler bekundete, hätte beiden Herren über die peinliche Lage leicht hinweghelfen können. Aber während die Freunde des Herrn Rats, die Künstler Hirt, Schütz, Trautmann, Seekatz, Juncker und Nothnagel im schnell improvisierten Mansardenatelier unter der Aufsicht des Königslieutenants fröhlich drauf los pinselten, verbiß sich der widerwillige Quartiergeber immer fester in seine Wut und betrachtete es geradezu als eine Wohlthat, als ihm die für die Preußen unglücklich verlaufene Schlacht bei Bergen Gelegenheit bot, seiner Abneigung gegen Thoranc und dessen Landsleute Worte zu verleihen. Er wurde sogleich verhaftet und würde vielleicht standrechtlich behandelt worden sein, wenn sich der Dolmetscher, ein Freund des Goethischen Hauses, nicht ins Mittel gelegt und erfolgreich an des Königslieutenants Mitleid mit der Familie appelliert hätte.

Für den jungen Wolfgang hatte die französische Occupation auch ihre heiteren Seiten. Er durfte sich mit den im Mansardenzimmer arbeitenden Malern unterhalten und dieselben, wie er dies schon früher gethan hatte, mit Ratschlägen unterstützen. Von einer Folge von Bildern zur Geschichte Josephs, die der Knabe in Vorschlag gebracht hatte, sind in der That mehrere ausgeführt worden. Nach den Traditionen der Familie Théas-Thoranc, die heute noch in der Provence blüht, erhielt die Hauptfigur jener Darstellungen eine beabsichtigte Porträtähnlichkeit mit Wolfgang.

Bedeutungsvoller noch wurde für den Knaben die französische Schauspielertruppe, die in einem Saale des Junghofes am Roßmarkt auf notdürftig hergerichteter Bühne ihre Vor-

stellungen gab. Wolfgang hatte vom Großvater ein Freibillet erhalten, das er, freilich gegen den Willen des theaterfeindlichen Vaters, gern und häufig benutzte. Die Bühne muß einen seltsamen Anblick geboten haben. Vor der letzten Coulisse standen, dem Publikum sichtbar, zur Aufrechterhaltung der Ordnung zwei Grenadiere, die zur Kennzeichnung des Aktschlusses von zwei Kameraden durchaus militärisch abgelöst wurden, und im Vordergrunde der Bühne saßen, wenn der Andrang groß war, auf langen Bänken die Offiziere. Inmitten dieser kriegerischen Gestalten gestanden sich die zierlich bebänderten Schäfer und Schäferinnen des Singspiels ihre Liebe in galanten Versen, deklamierten die Helden und Heldinnen der Tragödie ihre wuchtigen Alexandriner. So lernte der Knabe spielend die Sprache Racines und Corneilles. Bald fand er Gelegenheit, diese Kenntnisse praktisch zu verwerten. Er schloß Freundschaft mit einem gleichaltrigen Franzosen, Derones, dem Sohne einer bei der Truppe beschäftigten Schauspielerin, der selbst gelegentlich in kleinen Rollen auftrat und als „allerliebster kleiner Aufschneider" und scharmanter Schwätzer mit Erzählung seiner Abenteuer und „Ehrenhändel" dem Spielgefährten gewaltig imponierte und den in gut bürgerlichen Verhältnissen erzogenen Knaben für das wandernde Komödiantentum und seinen geheimnisvollen Zauber begeisterte. Von den Eindrücken jener Tage weht noch ein Hauch durch „Wilhelm Meisters Lehrjahre."

Das Beste an dem französischen Bürschchen, das Wolfgang auf die Dauer lästig wurde, und mit dem er sogar einen ziemlich harmlos verlaufenden Zweikampf ausfocht, war wohl eine um einige Jahre ältere hübsche und traurig aussehende Schwester, in die sich der junge Theaterfreund Hals über Kopf verliebte, und von der er zu seinem Ärger eine durchaus „tantenhafte" Behandlung erfuhr.

Überhaupt hatte Goethe, der in späteren Jahren von den Frauen Vergötterte, mit seinen ersten Herzensköniginnen entschieden Unglück. Einer der reizvollsten Abschnitte in „Dichtung

und Wahrheit“ ist die Episode mit Gretchen, sie ist, wie Eckermann einmal sehr fein bemerkt, „so neu und originell, wie die Romanschreiber dergleichen nicht erfinden und ausdrücken.“

In jener oben bereits erwähnten etwas zweifelhaften Gesellschaft von Knaben und jungen Leuten, die sich dem jungen Poeten zu nähern wußten und seine Begabung anfangs zur Anfertigung bestellter und bezahlter Gelegenheitsgedichte, später zur Abfassung anonymer Briefe mißbrauchten, lernte Goethe ein einfaches aber anmutiges Mädchen kennen, das obwohl ebenfalls wieder älter als er selbst, sein junges Herz schnell entflammte. Bei den Zusammenkünften, zu denen Wolfgang sich von Hause fortstahl, legte Gretchen eine gewisse Zärtlichkeit für ihren Verehrer an den Tag, ohne selbst die harmloseste Vertraulichkeit seinerseits zu dulden. Gleichmäßig ruhig und freundlich, erschien sie wie Wolfgangs guter Engel, ja sie warnte ihn sogar vor dem Verkehre mit den jungen Leuten ihres Kreises und deren leichtsinnigem Treiben.

Goethes Schilderung dieses zarten und rein geistigen Verhältnisses gewinnt dadurch für uns noch ein besonderes Interesse, daß ihm als Hintergrund für seine Darstellung ein bedeutsames politisches Ereignis, die Krönung Josephs II. zum römischen König, die in jene Zeit (1764) fiel, zu Gebote stand. So finden wir denn in Goethes Lebenserinnerungen, gleich gepreßten Blumen zwischen den Blättern einer alten Chronik, die wehmütig-heiteren Bekenntnisse seiner ersten leidenschaftlichen Neigung mitten in die wunderbar anschauliche Beschreibung der pomphaften Feierlichkeit eingestreut.

Als die Kunde von der bevorstehenden Wahl und Krönung des Erzherzogs nach Frankfurt gelangte, holte der Herr Rat mit der ihm eigenen Sorgfalt und Gründlichkeit die Wahl- und Krönungsdiarien und Wahlkapitulationen der beiden letzten Krönungen hervor und ging dieselben mit dem Sohne gewissenhaft durch, wobei er die Ansicht aussprach, „ein so höchst bedeutendes Ereignis müsse man nicht unvorbereitet erwarten und etwa nur gaffend und staunend an sich vorbeigehen lassen.“

So saß er denn bis tief in die Nacht vor den historischen Aktenstücken, neben ihm der Sohn, dem das geliebte Mädchen „bald in ihrem alten Hauskleide, bald in ihrem neuen Kostüm, immer zwischen den höchsten Gegenständen des heiligen römischen Reiches hin- und wieder schwebte.“ Der Dezember 1763 und die beiden ersten Monate des folgenden Jahres verliefen unter tausenderlei Vorbereitungen. Im Goethischen Hause zogen neue Gäste ein, der Nürnbergische Geschäftsträger, Baron von Königsthal und ein kurpfälzischer Kavalier, die den oberen und mittleren Stock bezogen und die Familie räumlich noch weit mehr beschränkten als ehemals der Graf Thoranc. Für Wolfgang ein herrlicher Vorwand, recht oft außer Hause zu sein! Die Ankunft der einzelnen Botschafter, Gesandten und Standespersonen, die mit großem Gefolge erschienen, und unter denen sich manche historisch merkwürdige Persönlichkeit wie der Baron von Erthal, nachmaliger Kurfürst von Mainz, der böhmische Gesandte, Fürst Esterhazy, und der wegen seiner Schneidigkeit bekannte brandenburgische Gesandte, Baron von Plotho, befanden, bot viel Sehenswertes. Ein noch herrlicheres Schauspiel gewährte der Einzug des Kurfürsten von Mainz. Unter der zuschauenden Menge befand sich ein Mann, der später noch oft mit Goethe in Berührung kommen sollte: der Dichter und Prophet Johann Caspar Lavater, an jenem Tage gerade auf der Rückreise von Berlin nach Zürich begriffen. Er sah sich den pomphaften Aufzug freilich mit anderen Augen an, prägte sich die Einzelheiten jedoch nicht minder sorgsam ein, als der junge Goethe und verwertete die damals empfangenen Eindrücke im 19. Gesange seines „Jesus Messias,“ wo er den Einzug des Antichrist dem Einzuge des Kurfürsten von Mainz in Frankfurt nachbildete.

Wolfgang war in der glücklichen Lage, die aus den Krönungsdiarien geschöpfte Weisheit bald wieder verwerten zu können. Gretchen zeigte sich lernbegierig und ließ sich von ihrem jungen Verehrer die Funktionen jener Tage erklären, was dieser um so lieber that, als das Mädchen ihn durch ihre

Aufmerksamkeit höchlichst ermunterte und seiner Gelehrsamkeit ihre bewundernde Anerkennung nicht vorenthielt. Indessen nahmen die Vorbereitungen zur Wahl ihren Fortgang. Zu Kur-Mainz gesellten sich auch „Kur-Trier und Kur-Köln in Person," die Bürgerschaft leistete auf dem Römerplatz den Sicherheitseid zur Aufrechterhaltung unverbrüchlicher Ruhe, die Fremden, soweit sie nicht zum Gefolge der Fürsten und Standesherren gehörten, wurden aus der Stadt gewiesen, die Juden in ihre Gasse eingesperrt, und so konnte der wichtige Akt der Wahl vor sich gehen. Die Kurfürsten im Hermelin, die Gesandten in spanischer Tracht mit wehenden Federn begaben sich auf prächtig geputzten Pferden zum Dom, und nach langen Ceremonien wurde Joseph II. zum römischen König ausgerufen. Die Stadt gab sich einem unbeschreiblichen Jubel hin, der Magistrat, die Kurfürsten und Wahlbotschafter zogen dem Neuerwählten entgegen, der mit seinem Vater, Franz I., sich Frankfurt näherte. Der Pomp, der in den zur Begrüßung errichteten Prunkzelten und während des Einzugs der Herrscher entfaltet wurde, übertraf alles bis dahin Gesehene. Am 3. April fand die Krönung statt. Wolfgang sah von einer der oberen Stockwerke des Römers die Reichskleinodien zum Dome überführen, den Kaiser und den König in spanischer Tracht unter dem von Schöffen und Ratsherren getragenen Baldachin vorüberreiten und nach der Feierlichkeit im Hausornat aus purpurfarbner Seide, das über und über mit Juwelen besetzt war, mit Krone, Scepter und Reichsapfel belastet über die mit Stoff bezogene hölzerne Brücke zu Fuße zum Römer zurückkehren, von dessen Balkon aus sie sich dem begeisterten Volke zeigten. Dann walteten auf dem Römerplatze der Erbmarschall, der Erbkämmerer, der Erbtruchseß, der Erbschenk und der Erbschatzmeister ihres Amtes, nahmen symbolische Handlungen vor und gaben darauf die dabei verwandten Vorräte an Hafer, den gebratenen Ochsen, den Springbrunnen voll Weins und zwei Beutel mit Gold- und Silbermünzen dem Volke preis. Die Majestäten zogen sich in den großen Römersaal zurück, um, von vierund-

vierzig Grafen bedient, in Gesellschaft der Kurfürsten das Mahl einzunehmen. Auch hier fand Wolfgang wieder Einlaß. Ein pfälzischer Hausoffiziant schmuggelte den hübschen, vornehm gekleideten Knaben in den Saal, indem er ihm eine silberne Schüssel zu tragen gab. Mit einer prächtigen Illumination erreichte der ereignisreiche Tag seinen Abschluß und für Wolfgang zugleich seinen Höhepunkt, denn unter dem Schutze der Dunkelheit durfte er Arm in Arm mit dem geliebten Mädchen die Straßen durchwandern und in der allgemeinen Festfreude seines eigenen heimlichen Glückes froh werden. Und als dann beim Abschied Gretchen ihm einen Kuß auf die Stirn drückte, glaubte er sich auf dem Gipfel irdischer Seligkeit angelangt. Aber nur zu bald sollte er aus seinem Traume aufgeschreckt werden.

Am nächsten Morgen erschien die Mutter verstört und ängstlich an seinem Bett. Sie hieß ihn aufstehen und sich auf etwas Unangenehmes gefaßt machen. Es sei herausgekommen, daß er schlechte Gesellschaft besucht und sich in die schlimmsten Händel verwickelt habe. Der Rat Schneider — der Klopstockverehrer — sei vom Vater und der Obrigkeit mit der Untersuchung der Angelegenheit betraut worden und werde gleich erscheinen. Schneider kam und begann ein peinliches Verhör. Er ging von der Thatsache aus, daß Wolfgang einen jungen Mann, den er in der Gesellschaft von Gretchens Bekannten getroffen hatte, dem Großvater für ein städtisches Amt empfohlen und seine Anstellung durchgesetzt habe. Dieser Mensch hatte sich mit einigen Freunden in allerlei unsaubere Unternehmungen: Urkundenfälschungen und dergl. eingelassen, und man glaubte einer sehr gefährlichen Gesellschaft auf der Spur zu sein. Wolfgang leugnete anfangs alles, in der Hoffnung die Freunde und namentlich Gretchen zu retten, als ihm Schneider jedoch das Haus nannte, in dem die Zusammenkünfte stattgefunden hatten, legte er ein umfassendes Geständnis ab. Nun kamen für den Knaben böse Tage, er regte sich seelisch und körperlich derart auf, daß er in eine

Krankheit verfiel, von der er sich nur langsam wieder erholte. Man hatte, um ihn zu pflegen und zu beaufsichtigen, einen jungen Pädagogen engagiert, der ihn nach und nach auf andere Gedanken brachte und ihm namentlich durch Mitteilung von Gretchens Aussagen über ihr Verhältnis zu ihm von seiner Leidenschaft für das Mädchen heilte. Sie hatte gestanden, daß sie den Knaben oft und gern gesehen, aber immer als ein Kind betrachtet habe, und daß ihre Neigung durchaus schwesterlich gewesen sei. Ihre Unschuld war übrigens erwiesen. Trotzdem mußte sie, wohl auf die Veranlassung des Herrn Rats, Frankfurt verlassen.

Wolfgang suchte und fand in der Beschäftigung mit der Natur und zeichnerischen Übungen, wie auch später in ähnlichen Lagen, Zerstreuung und Heilung seiner Herzenswunde. Spaziergänge, anfangs auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkt, wurden immer weiter ausgedehnt; auf einer mehrtägigen Tour wurden die Taunusbäder und der Rheingau besucht. Der Vater sammelte die mitgebrachten Skizzenblätter des Sohnes, umzog die Darstellungen sauber mit Linien und nötigte ihn, das allzu flüchtig Hingeworfene bis zu einer gewissen Vollendung auszuführen. Noch mehr vielleicht als die Thätigkeit tröstete den Genesenden die Schwester Cornelia, die mit grenzenloser Liebe an ihm hing, seine Interessen teilte und ihn in den kleinen Kreis von Altersgenossen zog, in dem sie zu verkehren pflegte. Vielleicht ist es hier am Platze, des eigenartigen, äußerlich so kalten und dabei so warm empfindenden Mädchens mit einigen Worten zu gedenken.

„Sie war groß," so schreibt ihr Bruder, „wohl- und zart gebaut und hatte etwas Natürlichwürdiges in ihrem Betragen, das in eine angenehme Weichheit verschmolz. Die Züge ihres Gesichtes, weder bedeutend noch schön, sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war noch werden konnte. Ihre Augen waren nicht die schönsten, die ich jemals sah, aber die tiefsten, hinter denen man am meisten erwartete, und wenn sie irgend eine Neigung, eine Liebe ausdrückten, einen

Glanz hatten ohnegleichen; und doch war dieser Ausdruck eigentlich nicht zärtlich, wie der, der aus dem Herzen kommt und zugleich etwas Sehnsüchtiges und Verlangendes mit sich führt; dieser Ausdruck kam aus der Seele, er war voll und reich, er schien nur geben zu wollen, nicht des Empfangens zu bedürfen."

Für den Mangel an Liebe entschädigte das hochbegabte Mädchen einigermaßen das unbegrenzte Vertrauen ihrer Freundinnen und die warme Zuneigung ihres Bruders. Mit ihm zusammen wuchs sie auf, sie war die Gefährtin seiner Studien und Spiele, sie begleitete ihn bei seinen Entdeckungsfahrten durch das alte Frankfurt, sie stand an seiner Seite, wenn er von der Galerie der Stadtmauer aus „in die häuslichen, kleinen, abgeschlossenen, verborgenen Zustände mehrerer Tausend Menschen" schaute, sie arbeitete mit ihm im väterlichen Garten vor dem Friedberger Thore und freute sich mit ihm der allgemeinen Lust bei der Weinlese, wenn in der Mainebene und von den Hügeln allerorts Böllerschüsse ertönten und Raketen zum nächtlichen Himmel emporstiegen.

Obgleich sie für die Ehe nicht geschaffen schien — Goethe sagte später einmal zu Eckermann, sie wäre als Äbtissin eines Klosters recht eigentlich an ihrem Platze gewesen — heiratete sie im Jahre 1773 einen Freund ihres Bruders, den wackern Georg Schlosser, und starb nach kaum vierjähriger unglücklicher Ehe bereits im Jahre 1777. Das Leben hatte ihr wenig Freuden geboten, ihr fehlten Glaube, Liebe, Hoffnung, und darauf beruhte, wie Karl Heinemann in seinem schönen Buche über die Frau Rat treffend bemerkt, auch die große Kluft, die sie von der Mutter trennte.

Ich habe bei der Kindheit und den Knabenjahren Goethes, bei den Personen, die seine erste Jugend bewachten und umgaben, eigentlich länger verweilt, als mir der beschränkte Raum dieses kleinen Buches erlaubte. Wer aber an sich selbst erfahren hat, welche Bedeutung die frühesten Jugendeindrücke für unsere spätere Weltanschauung, unseren Charakter und unsere Neigungen haben, der wird mich deshalb nicht tadeln. Kann doch

der aufmerksame Beobachter in all jenen an sich so geringfügigen Ereignissen der Frankfurter Zeit, in all jenen zufälligen Anregungen, den Anlaß und Keim oder doch vorbildliche Erscheinungen wesentlicher Teile des unerschöpflichen Schatzes an Lebensweisheit und Poesie erkennen, der in Goethes Werken auf uns gekommen ist.

2. Die Universitätsjahre.

(1765—1771.)

Körperlich und seelisch war Wolfgang zwar genesen, aber der unglückliche Ausgang der Episode mit Gretchen hatte ihm die Vaterstadt verleidet und ihm die unbefangene stolze Freude geraubt, mit der er bis jetzt die heimatlichen Verhältnisse betrachtet hatte. Frankfurt war ihm zu eng geworden, die ehrwürdigen Mauern und Türme bedrängten ihn, selbst die Verfassung der freien Reichsstadt, einst ein Gegenstand seiner Bewunderung und seines Stolzes, hielt vor den kritisch gewordenen Blicken des jungen Pessimisten nicht mehr Stand. Die Aussicht, in dieser Stadt, umbrandet vom kleinlichen Hader der Parteien, als ehrsamer Advokat oder Beamter dereinst seine Tage verbringen und den ihm vom Vater vorgezeichneten Lebensweg in behäbig-solider Weise zurücklegen zu müssen, flößte dem Sechzehnjährigen Grausen ein.

Er sann darüber nach, wie er das Joch abschütteln und seine Zukunft den eigenen Neigungen gemäß gestalten könne. Nach dem Wunsche des Herrn Rats sollte Wolfgang zum Herbste 1765 eine Universität beziehen. Er begrüßte diesen Plan als den ersten Schritt zu der erhofften Befreiung. Von Göttingen, das damals reich an bedeutenden Vertretern der historischen und philologischen Disciplinen war und deshalb auf den Jüngling eine gewaltige Anziehungskraft ausübte, mochte der Vater nichts wissen, vielleicht weil er die Absichten des Sohnes durchschaute. Er hatte Leipzig im Auge, weil er dort selbst studiert hatte und das er möglicherweise noch immer nach den Verhältnissen beurteilte, die ihm aus jener Zeit im Ge-

dächtnis geblieben waren. Die Gefügigkeit, mit der Wolfgang auf seine Pläne einging, mußte dem Herrn Rat ebenso erfreulich als überraschend erscheinen, allein sie hatte ihren guten Grund in Leipzigs Bedeutung als Hochburg der neuen deutschen Litteratur. Von einer Stadt, die einen Gottsched, einen Gellert, einen Ernesti und einen Morus beherbergte, ließ sich für einen jungen Mann von ernsten schöngeistigen Bestrebungen das Allerbeste erhoffen. Pro forma wollte er natürlich auch rechtswissenschaftliche Vorlesungen hören, aber nur um sich desto ungestörter den philologischen und litterarischen Studien widmen zu können. Nur die Schwester wurde in diese Absichten eingeweiht und, als sie über die Kühnheit des Bruders erschrak, mit dem Versprechen getröstet, daß er sie später nachholen und an seinem Glücke teilnehmen lassen werde. So kam denn Michaeli, der Termin der Abreise heran. Es traf sich günstig, daß man in dem Buchhändler-Ehepaare Fleischer, das gleichfalls nach Leipzig zu fahren gedachte, Reisebegleiter für Wolfgang fand, und so konnte er, der in der großen Welt noch recht unbekannt war, mit doppelt leichtem Herzen die Vaterstadt verlassen. Die Witterung war bereits sehr herbstlich; anhaltende Regengüsse hatten die Wege aufgeweicht und erschwerten den Reisenden das Vorwärtskommen. Bei Gelnhausen bot sich dem jungen Naturfreunde der Anblick eines seltsamen Phänomens, wie er glaubte einer Versammlung von Irrlichtern oder phosphorescierenden Geschöpfen, in Thüringen blieb nachts der Wagen im Morast stecken, und bei den Bemühungen, ihn wieder flott zu machen, holte sich Goethe eine Zerrung der Brustbänder, die ihm noch nach Jahren zeitweilig Schmerzen verursachte. So langte er nach sechstägiger Fahrt und mancherlei Abenteuern in Leipzig an, wo gerade die Herbstmesse begonnen hatte.

Die Stadt zeichnete sich, obwohl sie damals nur 35 000 Einwohner zählte und wie Frankfurt noch mit Mauer, Gräben und Basteien umgeben war, durch einen großstädtischen Charakter aus. Ihre Beziehungen zu Polen, ihre Handelsverbindungen

mit England, Frankreich, Rußland und dem Orient gaben dem Leipziger Leben ein internationales Gepräge, das namentlich zur Meßzeit in auffallender Weise hervortrat. Die Bevölkerung galt für hervorragend gesittet und gebildet, aber auch für vergnügungssüchtig und leichtsinnig. Die Bezeichnung „Klein-Paris", die Goethe einmal im „Faust" gebraucht, war damals in Leipzig längst gang und gäbe. Als der junge Studiosus eintraf, waren Markt und Straßen mit Verkaufsbuden verbaut, in denen er manche Bekannte von den Frankfurter Messen her wiederfand. Erst als er die Stadt in ihrem normalen Zustande sah, fiel ihm die Breite der Straßen und die gleichmäßig imposante Architektur der in vornehmem Barockstile erbauten geräumigen Häuser auf, die ihm „ungeheuer" erschienen, und mit ihren großen, auf den Marktverkehr berechneten Höfen, „Burgen und Halbstädten ähnlich," von „Handelsthätigkeit, Wohlhabenheit und Reichtum" zeugten.

In einem solchen Hofe nahm Wolfgang seine Wohnung. Es war die „Feuerkugel" zwischen dem Alten und Neuen Neumarkt, d. h. nach heutiger Bezeichnung zwischen Universitätsstraße und Neumarkt. Auf demselben Hofe hatte zehn Jahre zuvor Lessing gewohnt.

Im Gegensatze zu anderen Universitäten machte das „galante" Leipzig seinen Einfluß auch auf die akademischen Bürger geltend. Wer in Halle und Jena sein Mögliches in der Bethätigung körperlicher Gewandtheit und roher Gesinnung geleistet und seinen Lebensanschauungen mit Degen und Hetzpeitsche Geltung verschafft hatte, wandelte sich in „Klein-Paris" zum eleganten Stutzer um, erschien, den Hut unter dem Arme, in betreßtem Rocke, mit Schuhen und Strümpfen auf der Promenade, führte mit den Damen empfindsame Gespräche und drechselte französische Phrasen.

Hofrat Böhme, an den Goethe ein Empfehlungsschreiben mitbrachte, empfing ihn mit großer Freundlichkeit und stellte ihn seiner Gattin vor. Er war Professor der Geschichte und des Staatsrechts, dabei ein entschiedener Gegner aller philo-

logischen und schönwissenschaftlichen Bestrebungen. Der junge Litteraturfreund, der hiervon keine Ahnung hatte, glaubte dem würdigen Manne volles Vertrauen schenken zu können und weihte ihn — vorsichtigerweise erst, nachdem der Buchhändler Fleischer wieder abgereist war — in seine Pläne ein. Wie zu erwarten stand, geriet der für seine Rechtswissenschaft aufrichtig begeisterte Mann in gerechte Entrüstung, schalt weidlich auf Poesie und Poeten und wies seinem Schutzbepfohlenen mit großer Beredsamkeit nach, daß der bequemste Weg zur Kenntnis des klassischen Altertums durch die Rechtsgeschichte führe. Der junge Enthusiast, der so gerne auf das blaue Meer der schönen Wissenschaften hinausgesteuert wäre, mußte vor den triftigen Gründen des polternden Hofrats und seiner sanften Gattin die Segel streichen, setzte aber durch, daß ihm der Besuch von Gellerts Kolleg über Litteraturgeschichte und seines „Praktikums" gestattet wurde. Die juristischen Studien wurden mit den besten Vorsätzen aufgenommen, auch die philosophischen Vorlesungen mit Eifer besucht. Aber nur zu bald verlor der Herr Studiosus den Geschmack an diesen Dingen, ließ sich durch die auf dem Thomasplane feilgebotenen warmen „Kräpfel" vom pünktlichen Besuche der Kollegien abhalten und zeichnete aus Langerweile die im Staatsrechte aufgeführten Gerichtspersonen mit seltsamen Perücken an den Rand seines Heftes.

Frau Hofrat Böhme, eine feine kränkliche Dame, die übrigens bald ihrem Leiden erlag, hielt es für ihre Pflicht, den jungen, noch etwas knabenhaften Frankfurter, dessen derbe, mit allerlei Kraft- und Kernworten gespickte Redeweise ihre zarten Ohren verletzte, auch in gesellschaftlicher Hinsicht zu erziehen. Sie besserte an seiner Sprache herum, munterte ihn zum Kartenspiel auf, ohne das nach ihrer Ansicht ein Verkehr in vornehmen Kreisen undenkbar war, und machte ihn auf seine etwas wunderliche Kleidung aufmerksam, die wegen ihres altmodischen Schnittes den Träger freilich öfters zur Zielscheibe der allgemeinen Heiterkeit gemacht hatte. Die von Frankfurt mitgebrachte Garderobe war nämlich aus den ungeschickten Händen eines Bedienten

hervorgegangen, den der Herr Rat, um ihn vor Müßiggang zu bewahren, mit der Anfertigung von Kleidern betraute, und der sich ohne Kenntnis der höheren Zuschneidekunst an den vortrefflichen Aachener Stoffen versündigte, die der ökonomische Hausherr in großen Quantitäten auf der Messe einzukaufen pflegte. Die Neckereien der Leipziger Damen und vor allem der Hofrätin veranlaßten Wolfgang nun wirklich, den Inhalt seines Kleiderschrankes gegen eine kleine Anzahl modischer Garderobestücke umzutauschen.

Nachdem Frau Böhme dergestalt den äußeren Goethe nach ihrem Geschmacke umgewandelt hatte, wandte sie ihre Sorgfalt auch dem inneren zu, verleidete ihm durch ihre beredte Kritik seine Lieblingsdichter, deren Verse er ihr aus dem Gedächtnis vordeklamierte, und fällte auch über seine eigenen Poesien, die er, vorsichtigerweise ohne sich zur Autorschaft zu bekennen, gelegentlich zum besten gab, ein absprechendes Urteil. Bei Professor Morus, dem verständnisvollen Kenner der alten Litteratur, erging es ihm nicht besser. Aber selbst Gellert, der seine Studenten im „Praktikum“ deutsche Aufsätze anfertigen ließ und auf die Verbesserung des Stiles hinzuwirken strebte, verhielt sich gegen alle poetischen Versuche durchaus ablehnend. Den Wert seiner eigenen Dichtungen, die in ihrem Hin- und Herschwanken zwischen Frömmigkeit und Frivolität dem Geschmacke der Zeit entgegenkamen, wagte freilich noch niemand zu verdächtigen, aber seine alljährlich wiederholte Vorlesung über Moral wurde bereits von manchen zum Gegenstande ernster Kritik gemacht oder gar lediglich, wie wir heute sagen würden, zum Ulk besucht.

Die letzte Hoffnung für den angehenden Poeten war Professor Clodius, der offizielle Gelegenheitsdichter bei feierlichen Anlässen. Allein nur zu bald erkannte Goethe, daß er auch von diesem nichts zu erwarten habe. Ja, der bombastische Stil seiner mit klingenden Fremdwörtern gespickten Oden reizte den Schüler zu einer Travestie, einem Gedicht an den bei der studierenden Jugend damals sehr beliebten Kuchenbäcker Händel,

das mit Bleistift an die Wand seines Hauses geschrieben und, später von Horn, einem Freunde Goethes, um einige Verse vermehrt, handschriftlich weite Verbreitung fand und sowohl in Leipzig wie in Dresden viel böses Blut setzte. Gottsched, im dritten und vierten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts der unumschränkte Diktator des litterarischen Deutschlands, war längst von seiner Höhe hinabgedrängt worden und wurde nicht mehr ernst genommen. Daß Friedrich der Große ihn noch im Jahre 1757 als den „sächsischen Schwan" besang, beweist nur, wie köstlich unbefangen der sonst beinahe allwissende Monarch der deutschen Litteratur gegenüberstand. Aber immerhin galt Gottsched noch für eine Leipziger Sehenswürdigkeit, und schöngeistige Fremde versäumten selten, ihn in seiner Wohnung im „Goldenen Bären", die ihm die Breitkopfsche Verlagsbuchhandlung in dankbarer Anerkennung seiner früheren Leistungen zum Aufenthalte angewiesen hatte, zu besuchen. Als Johann Georg Schlosser, Goethes Landsmann und nachmaliger Schwager, Leipzig passierte, wollte auch er den Verfasser des „Sterbenden Cato" kennen lernen und machte ihm in Begleitung des jungen Studenten seine Aufwartung. So standen denn der letzte Vertreter teutscher Poeterei Opitzschen Angedenkens und der seiner Bestimmung noch unbewußte geistige Herold einer neuen Zeit einander gegenüber. Die Begegnung war scherzhaft genug: Der Mann, der den Hanswurst, die alte, etwas anrüchig gewordene Stereotypfigur der deutschen Bühne, sein Lebenlang bekämpfte, hatte das Unglück, sich seinem glücklicheren Nachfolger auf dem Throne der Litteratur in einer recht hanswurstmäßigen Rolle vorzustellen. Er erschien in gründamastnem, rotgefüttertem Schlafrock, „das ungeheure Haupt kahl und ohne Bedeckung. Der Bediente sprang mit einer großen Allongeperücke auf der Hand herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Gebärde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perücke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze

dem armen Menschen eine Ohrfeige, so daß dieser, wie es im Lustspiel zu geschehen pflegt, sich zur Thüre hinaus wirbelte, worauf der ansehnliche Altvater die Besucher ganz gravitätisch zu sitzen nötigte und einen ziemlich langen Diskurs mit gutem Anstand durchführte."

Um dieselbe Zeit hatte sich der Fünfundsechzigjährige zum zweitenmale verheiratet und zwar mit einer neunzehnjährigen „Jungfer Oberstlieutnantin," wie Goethe einem Freunde schreibt. Nur ein einziges Jahr des jungen Eheglückes war ihm beschieden, er starb am 12. Dezember 1766.

Die litterarische Produktion, die mit Goethes Leipziger Zeit zusammenfiel oder ihre Wirkung damals noch geltend machte, weist kein Werk von selbständigem poetischen Werte auf. Ihre Bedeutung liegt mehr in der Negation des Bestehenden, die sich als Satire und als Kritik äußert. Die hervorragendsten Vertreter der ersteren sind der derbkomische Friedrich Wilhelm Zachariä, der gemütlich heitere Gottlieb Wilhelm Rabener und der witzige Christian Ludwig Liskow, die der letzteren Gottsched und sein Gegner Johann Jakob Breitinger. Man mag über diese einst viel genannten Autoren denken, wie man will, Thatsache ist, daß sie in den Ländern deutscher Zunge die schlummernden Geister geweckt und so dem vollgewichtigen Saatkorn der klassischen Litteraturepoche den Boden bereitet haben.

Man wird leicht verstehen, daß die litterarischen Zustände des damaligen Leipzig, die allgemeine Uneinigkeit in Sachen des Geschmacks und der überall fühlbare Mangel eines künstlerischen Maßstabs dem jungen Studenten die Lust an poetischem Schaffen zu Anfang völlig benahmen und ihn sogar veranlaßten, seine fertigen und unfertigen Dichtungen, Skizzen und Entwürfe, deren er ein stattliches Paket von Hause mitgebracht hatte, den Flammen zu überliefern. In dieser Zeit, da ihn die aus Neigung erwählten philologischen und philosophischen Disciplinen ebensowenig befriedigten wie sein juristisches Brotstudium, mußte er es als ein Glück betrachten, daß ihm die aus Medizinern bestehende Tischgesellschaft im Hause

des Hofrats Ludwig eine fremde Welt, die der Naturwissenschaften erschloß. In diesem Kreise hörte er die Namen Haller, Linné und Buffon „mit großer Verehrung nennen," und hier erwachte in dem Sechzehnjährigen das tiefe Interesse für Anatomie und Botanik, das ihn sein ganzes Leben hindurch nicht mehr verließ und das ihn recht eigentlich zum Sohne einer neuen Zeit, zum Bürger unseres naturforschenden Jahrhunderts gestempelt hat.

Dieser anregenden Tafelrunde scheint Goethe kaum ein halbes Jahr lang angehört zu haben. Die Ankunft Schlossers veranlaßte ihn, den Mittagstisch bei Professor Ludwig aufzugeben und sich der kleinen Gesellschaft anzuschließen, die im „Goldnen Apfel", dem Hause des Weinhändlers Schönkopf auf dem Brühl, ihre Mahlzeiten einnahm. Von Mitgliedern dieses Kreises nennt Goethe außer einigen Livländern den nachmaligen Leipziger Bürgermeister Hermann, den Hofrat Pfeil, den Bruder des Dichters Zachariä und den Redakteur Krebel, alles „gesittete, heitre und freundliche Menschen", deren Unterhaltung sich meist um ästhetische und litterarische Gegenstände drehte. Zu den Abendgesellschaften pflegten sich auch andere Freunde der Schönkopfschen Familie einzustellen, so Johann Georg Häser, der Vater der berühmten Sängerin, ein Kaufmann Obermann mit zwei Töchtern, der Musiker Löhlein, die Buchhändler Reich und Junius, die Familie Breitkopf und der Kupferstecher Stock. Was Goethe auch nach Schlossers Abreise noch in Schönkopfs Hause fesselte, war des Wirtes liebliche Tochter Anna Katharina (gewöhnlich Käthchen, in „Dichtung und Wahrheit" Ännchen genannt). Sie war am 22. August 1746 geboren, also drei Jahre älter als ihr junger Verehrer, von mittlerer Größe, schönem Wuchs und frischem, vollem Gesicht. Aus ihren braunen Augen sprach ein aufgeweckter Geist und ein einfaches Gemüt. Die Liebe, die Goethe dem Mädchen entgegenbrachte, fand Erwiderung. Man musizierte zusammen; der kleine Bruder Peter, der schon früh ein seltenes musikalisches Talent verriet, spielte Klavier, Käthchen sang, und Goethe blies die Flöte. Er las

auch vor, Fremdes und Eigenes, und besonders für das Letztere zeigte die Geliebte warmes Interesse. Sogar Theateraufführungen wurden veranstaltet, man wagte sich an Lessings „Minna“. Bei diesen Aufführungen war der gute Wille und das aus solchen Bemühungen entspringende Vergnügen jedenfalls bedeutender als die Leistungen der Schauspieler.

Um diese Zeit entstand eine Reihe von kleinen Liedern, die unter dem Titel „Neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf“ im Jahre 1770 erschienen. Sie lehnen sich fast durchgehends an französische und italienische Vorbilder an und machen dem ein wenig frivolen Zeitgeschmacke weitgehende Zugeständnisse. Nur einige wenige verraten schon innigere Töne.

Käthchens Liebe war nicht von jener heißen Leidenschaftlichkeit wie die seinige, sie begegnete ihm mit stets gleicher Heiterkeit und Ruhe und freute sich, den hübschen jungen Poeten zu ihren Füßen zu sehen. Er sandte ihr Halstuch, Fächer und „selbstgemalte“ Schuhe, wie er Friederike Brion später mit einem selbstgemalten Seidenband beschenkte. Aber bald befiel ihn „eine böse Sucht, aus der Quälerei der Geliebten“, wie er selbst gesteht, „eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen.“ Er plagte sie mit Eifersüchteleien der schlimmsten Art, die Käthchen um so schmerzlicher berührten, als sie sich nicht bewußt war, ihm jemals Veranlassung dazu gegeben zu haben und sich immer bemüht hatte, ihm liebevoll zu begegnen und ihn mit Aufmerksamkeiten zu überschütten. Nun kam es zwischen den jungen Leuten zu heftigen Scenen. Seine Unliebenswürdigkeit hatte ihm des Mädchens Herz entfremdet, und als sich endlich heftige Reue bei ihm einstellte, war es zu spät. Die Rolle, die bis dahin Käthchen gespielt hatte, übernahm er jetzt selbst. Er suchte der Geliebten jeden Wunsch an den Augen abzulesen und verlor niemals die Hoffnung, sie wiederzugewinnen. In dieser Lage machte er seinem Herzen durch eine kleine dramatische Arbeit Luft. Er schrieb

„zu einer quälenden und belehrenden Buße“ das kleine Schäferspiel in Versen „Die Laune des Verliebten“, bei welchem er sich selbst in die Rolle des Eridon und Käthchen in die der Amine versetzt dachte. Die Verse dieses Stückes sind glatt und leicht und offenbar unter dem Einflusse eines überströmenden Gefühls schnell niedergeschrieben. Die dramatische Form des Schäferspiels war zu jener Zeit in Leipzig äußerst beliebt, was Goethes kleine Arbeit jedoch vor den zahllosen ähnlichen Schöpfungen auszeichnet, ist der Umstand, daß seinem Stücke ein wirkliches Erlebnis zu Grunde liegt. Hier verrät sich schon seine Eigenart, die ihm sein Lebenlang treu geblieben ist und ihm für alle Zeiten eine Sonderstellung in der Litteratur sichert. Die Bekanntschaft mit seinem Leben bietet uns den Schlüssel zu seinen Werken.

Ein zweites dramatisches Werk, dessen Entstehung in die Leipziger Zeit fällt, sind „Die Mitschuldigen“. Auch diesem Stücke liegen, wie Goethe später selbst bekennt, eigene Lebenserfahrungen zu Grunde, die freilich bis zu den letzten Frankfurter Jahren zurückzudatieren sind. Er hatte „zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Societät unterminiert ist.“ Die Grundidee des kleinen Dramas, daß nämlich die vier Hauptpersonen des Stückes sich gegenseitig beim Sündigen ertappen und infolgedessen „alle ungehangen“ bleiben, ist an sich gar nicht so übel, aber die Art, wie der Dichter aus diesem an sich durchaus unerquicklichen Stoffe ein Lustspiel zu machen versucht und die stellenweise recht bedenklichen Frivolitäten nach Gellertscher Art mit Moral verbrämt, beeinträchtigt die Wirkung so sehr, daß es dem Leser schwer fallen muß, die in der vortrefflichen Charakteristik der Personen und der natürlichen Verwicklung und Auflösung bestehenden Vorzüge der Arbeit anzuerkennen.

Aus Goethes erst kürzlich veröffentlichten Leipziger Briefen an die Schwester geht hervor, wie lebhaft ihn während jener Zeit poetische Entwürfe aller Art beschäftigten. Er las sogar Shakespeare, um ihn auf seine Brauchbarkeit als dramatisches

Vorbild zu prüfen, allerdings vorläufig mit negativem Erfolge. Das volle Verständnis für den großen Britten sollte ihm erst Herder erschließen.

Die Entfremdung der Geliebten mochte dem jungen Studenten übrigens das Schönkopfsche Haus etwas verleiden. Wir finden ihn kurze Zeit nachher in lebhaftem Verkehre mit einer Reihe von Leuten, die sich zum Teil vorübergehend in Leipzig aufhielten. Vor allem war es E. W. Behrisch, der Hofmeister des jungen Grafen Lindenau, an den sich Goethe eng anschloß. Dieser sonderbare Kauz, der stets elegant gekleidet, den Degen an der Seite und den Hut unter dem Arme, erschien, kannte kein größeres Vergnügen, „als sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen.“ Wochen brachte er damit zu, diejenigen von Goethes poetischen Produktionen, die seinen Beifall fanden, mit Rabenfedern und Tusche auf echt holländisches Papier zu schreiben, wobei er sich der höchsten Zierlichkeit in Schrift und Vignetten bediente. Behrisch kam später nach Dessau, wo er als Erzieher des Erbprinzen sein Glück begründete, seine Beziehungen zu Goethe aufrecht erhielt und im Jahre 1809 als anhaltischer Hofrat starb. Nach der dortigen Lokaltradition hat er eine seiner kunstvollen Abschriften Goethischer Gedichte mit ins Grab genommen.

Fast ebenso bedeutungsvoll wie die mannigfachen litterarischen und gesellschaftlichen Anregungen, die Leipzig dem jungen Studenten bot, war für ihn auch das Kunstleben in allen seinen Zweigen. Unter Adam Friedrich Oesers Leitung nahm er die schon in Frankfurt betriebenen zeichnerischen Übungen wieder auf, besuchte regelmäßig die unter Oesers Direktion stehende Kunstakademie in der Pleißenburg und skizzierte während der wärmeren Jahreszeit „manch' altes Weidicht an der Pleiße“. Oeser stand zu jener Zeit als Künstler in hohem Ansehen. Sein Entwurf zum Vorhange des damals neuerbauten Theaters wurde ebenso angestaunt, wie seine Illustrationen zu Wielands Schriften. Seine Kunst, die wir heute kaum noch gelten lassen können, hat Goethe sehr treffend charakterisiert, wenn er schreibt:

„Seine Figuren hatten durchaus etwas Allgemeines, um nicht zu sagen, Ideelles. Seine Frauen waren angenehm und gefällig, seine Kinder naiv genug; nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber doch immer nebulistischen und zugleich abbrevierenden Manier meistenteils das Ansehen von Lazzaroni erhielten.“ Desto erstaunlicher ist es, daß dieser im Grunde genommen kraft- und saftlose Künstler als Theoretiker der Kunst seiner Zeit weit voraus war und in dieser Hinsicht großen Einfluß auf seine Schüler ausübte. Mit seinen auch auf die Reform des Kunstgewerbes gerichteten Bestrebungen mutet er uns fast modern an, ein entschiedener Feind des Barock und Rokoko erscheint er bereits ein Vorfechter des Empirestils, lange bevor der erlauchte Pate desselben das Licht der Welt erblickt hatte.

Er lehrte seine Schüler mit künstlerischem Blicke zu sehen und förderte sie vor allem da, wo er ihre Absicht erkannte, sich mit der Geschichte der Kunst — einer damals völlig neuen Disciplin — bekannt zu machen. Er war einer der ersten, geradezu fanatischen Apostel Winckelmanns, für den er seine Begeisterung auch Goethen mitzuteilen verstand. Die Kunde, daß der gefeierte Kunstforscher aus Italien zurückkehren, einer Einladung des Fürsten von Dessau folgend, Leipzig passieren und bei Oeser vorsprechen werde, erfüllte die jungen Enthusiasten mit grenzenlosem Jubel. Da traf „wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel“ die Nachricht von seiner Ermordung ein. Seine Jünger waren außer sich, sie konnten damals freilich nicht ahnen, „daß sein frühzeitiger Tod die Aufmerksamkeit auf den Wert seines Lebens zu lenken“ berufen war und seinen Theorien eine Verbreitung verschaffte, die sie unter normalen Verhältnissen vermutlich niemals gefunden haben würden.

Durch Oesers Vermittlung erschlossen sich Goethen auch die Leipziger Kunstsammlungen, unter denen die der Herren Winkler, Huber und Kreuchauff sich eines berechtigten Rufes erfreuten. Mit den Besitzern kam er in Oesers Wohnung oder auf dessen Dölitzer Landsitz häufig zusammen. An der heiteren

Geselligkeit nahm auch Oesers älteste Tochter Friederike Elisabeth teil, die, ein Jahr älter als Goethe, sich seiner mit schwesterlicher Zuneigung annahm und mit ihrer neckischen Laune während der bösen Zeit des Liebesgrames seiner Stimmung häufig wieder aufhalf. Das Bedürfnis nach einem weiblichen Wesen, das ihn in solchen Lagen mit Rat und That zu unterstützen vermochte und sich im Notfalle nicht scheute, dem leidenschaftlichen Jünglinge gehörig den Kopf zu waschen, finden wir bei Goethe oft. Während seines Verhältnisses mit Gretchen schüttete er, wie wir gesehen haben, sein Herz der Schwester Cornelia aus. Zur Zeit, da ihn die reizende Pfarrerstochter von Sesenheim bezauberte, schrieb er zärtliche Briefe an eine Frankfurter Freundin Namens Franziska, und während er in Lilli Schönemanns Banden schmachtete, stand er mit „Gustchen", der Schwester der Grafen Stolberg, in lebhaftem Briefwechsel.

Goethes Bedürfnis nach möglichst vielseitiger Ausbildung genügten die zeichnerischen Übungen und die theoretische Beschäftigung mit der Kunst nicht. Als er die Bekanntschaft des fleißigen und heiteren Kupferstechers Stock machte, der in der Mansardenwohnung des „Goldenen Bären" mit seiner Familie einige Kammern inne hatte, reizte ihn die „reinliche Technik" des Radierens, sich auch in dieser Kunst zu versuchen. Stocks Töchter Minna und Doris waren damals erst acht- und sechsjährig. Die erstere ist als nachmalige Gattin von Schillers Freund Körner und Mutter des Sängers der Befreiungskriege allen Litteraturfreunden bekannt, ihre jüngere Schwester hat sich als Malerin einen geachteten Namen gemacht. Von Goethes radierten Blättern haben sich einige Landschaften erhalten. Sie lassen natürlich die ungeübte Hand des Anfängers erkennen, würden aber sicherlich auch ohne den Namen Goethe die Beachtung der Kenner erregen. Nebenbei schnitt der vielseitige junge Studiosus auch in Holz. Daß neben den bildenden Künsten die darstellenden nicht vernachlässigt wurden, versteht sich von selbst. Leipzig war damals längst eine Musikstadt und entwickelte sich gerade zur Theaterstadt. Johann Adam Hiller,

der sinnige Komponist, an dessen melodiösem Singspiel „Die Jagd" wir uns heute noch erfreuen, war Direktor des „Großen Konzerts", das vierundzwanzigmal in jedem Winter in den „Drei Schwanen" auf dem Brühl stattfand. Hier wirkten als Sängerinnen die klassisch schöne Corona Schröter, die am 14. Januar 1751 zu Guben in der Niederlausitz geborene älteste Tochter des „königl. polnischen und kurfürstl. sächsischen bei dem löbl. Graf Brühlschen Regiment bestallten Hautboisten" Johann Friedrich Schröter, und die durch bedeutende Stimmmittel ausgezeichnete, am 23. Februar 1749 geborene Elisabeth Schmehling, die später als Primadonna der Hofoper zu Potsdam den Musiker Mara heiratete. Beide Künstlerinnen begeisterten den achtzehnjährigen Studenten im Hasseschen Oratorium „Santa Elena al Calvario", wie es scheint, in gleichem Maße. „Bei der einen," schreibt er in „Dichtung und Wahrheit", „kam die Kunstliebe, bei der andern das Gemüt in Betrachtung." Wenn er von Corona spricht, ist er „hochentzückt über ihre schöne Gestalt, ihr vollkommen sittliches Betragen und ihren ernsten, anmutigen Vortrag." Beide begeisterten ihn zu Versen. Um Coronens persönliche Bekanntschaft zu machen, suchte er Verkehr in Hillers Familie, mit der das schöne Mädchen eng befreundet war. Auch im Breitkopfschen Hause begegnete er ihr, und die gemeinsame Teilnahme an theatralischen Aufführungen scheint die jungen Leute einander näher gebracht zu haben. Zu den wärmeren Verehrern Coronens gehörte der nachmalige regierende Bürgermeister Carl Wilhelm Müller, der Schöpfer der eigentlichen Gewandhauskonzerte und der städtischen Promenaden, später auch der bekannte Komponist Johann Friedrich Reichard und Christian Gottfried Körner, der Vater des Dichters. Aber Corona war nicht nur marmorschön sondern auch marmorkalt.

Für das Theater brach zufälligerweise gerade mit Goethes Ankunft in Leipzig eine neue Ära an. Auf Befehl des Prinzen Xaver, des Administrators von Kursachsen, hatte der Rat der Stadt dem Obersten Fäsch auf dessen Gesuch die Ranstädter

Bastei „erb- und eigentümlich zu seiner freien Disposition und etwa gutfindenden Abtragung auch anderweiten Bebauung übergeben und eingeräumt.“ Fäsch ließ die Befestigungswerke schleifen und trat den Bauplatz an den Kaufmann Zehmisch ab, der in der kurzen Zeit von Mitte April bis Ende August ein „Komödienhaus“ — das heutige Alte Theater — darauf errichten ließ. Dieser neue Musentempel wurde den 10. Oktober durch Heinrich Gottfried Koch und seine Truppe mit Schlegels „Hermann“ eröffnet.

Goethe hatte den Vorstellungen auf der alten Bühne in Quandts Hofe schon beigewohnt und scheint auch im neuen Hause ein regelmäßiger Theaterbesucher gewesen zu sein. Sehen wir uns das Repertoire jener Zeit näher an, so finden wir neben den Werken der zeitgenössischen Franzosen besonders häufig die Stücke von Weiße, Lessing und Goldoni. Mit Christian Felix Weiße, den die Theaterzettel jener Zeit stets bei seinem Titel „Kreissteuereinnehmer“ nennen, kam Goethe persönlich zusammen und fand ihn „in seinen besten Jahren, heiter, freundlich und zuvorkommend.“ Weiße, einer der erbittertsten Gegner Gottscheds, war 1726 zu Annaberg geboren, studierte wie Lessing, mit dem er innig befreundet war, anfangs in Leipzig Theologie und wandte sich, wie dieser, früh dem Theater zu. Seine außerordentlich zahlreichen dramatischen Arbeiten, die er in seinen knappen Mußestunden mit fast unglaublicher Schnelligkeit schrieb, sind stark vom französischen Geschmacke beeinflußt. Seltsamerweise vermied Goethe jedoch jeden Schritt, der ihm die Möglichkeit verschafft hätte, auch Lessings Bekanntschaft zu machen. „Lessing traf zu einer Zeit ein,“ so berichtet er, „wo wir, ich weiß nicht was, im Kopfe hatten; es beliebte uns, ihm nirgends zu Gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden, wahrscheinlich, weil wir uns zu gut dünkten, von ferne zu stehen, und keinen Anspruch machen konnten, in ein näheres Verhältnis mit ihm zu gelangen. Diese augenblickliche Albernheit, die aber bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nichts seltenes ist, be-

strafte sich freilich in der Folge, indem ich diesen vorzüglichen und von mir aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Lessing stand damals auf der Höhe seines Lebens. „Minna von Barnhelm," das erste deutsche Lustspiel, hatte neben der dramatischen und rein künstlerischen auch noch eine aktuelle Bedeutung. Es wurde als der poetische Ausdruck einer Versöhnung zwischen Preußen und Sachsen angesehen und überall mit Jubel aufgenommen. Auf die studierende Jugend mochte freilich der „Laokoon" noch stärker wirken, schon weil der Grundgedanke dieses Buches, daß nämlich die bildende Kunst sich im Gegensatze zur Poesie innerhalb der Grenzen des Schönen halten müsse, neu und kühn war.

Auch Goethe glaubte jetzt endlich einen kritischen Maßstab zu besitzen und sehnte sich danach, ihn an Kunstwerken von anerkanntem Werte zu erproben. Sein Blick lenkte sich nach Dresden, dessen Galerie schon damals für die beste und reichhaltigste Gemäldesammlung Mitteldeutschlands galt. Ein charakteristischer Zug seines Wesens, die Neigung, wichtige Schritte bis zum letzten Augenblick vor anderen geheim zu halten, tritt bei dieser Gelegenheit schon deutlich zu Tage. Der Ausflug nach Dresden wurde, genau wie zwanzig Jahre später die Reise nach Italien, in aller Stille vorbereitet und ohne Wissen seiner Freunde ausgeführt. Der einzige, den er in das Geheimnis einweihte, war sein Stubennachbar in der „Feuerkugel", ein armer, von einem schlimmen Augenleiden heimgesuchter Theologe, Namens Limprecht. Dieser versah ihn mit einem Empfehlungsschreiben an seinen Verwandten, einen Schuhmacher in dürftigen Verhältnissen, der sich über die Mühseligkeiten des Lebens mit philosophischer Heiterkeit hinweghalf und wegen seiner köstlichen Briefe schon längst Goethes Aufmerksamkeit und Neugier erregt hatte. Er sah sich in seinen Erwartungen nicht getäuscht und fand eines jener Originale, wie sie das Schuhmacherhandwerk von jeher so häufig aufgewiesen hat. Die berühmte Galerie befand sich zu jener Zeit im ehe-

maligen kurfürstlichen „Stallgebäude“ am Neumarkt. Die Begeisterung, mit der Goethe die Gemälde betrachtete und die Pünktlichkeit, mit der er sich zu den Stunden, da die Sammlung geöffnet wurde, einstellte, erregten die Aufmerksamkeit des Galerieinspektors Riedel, der sich als Maler, Radierer und Schriftsteller einen Namen gemacht hat und dessen Sachkenntnis und Belehrungsgabe der Dichter später in den Italienischen Sammlungen lebhaft vermißte. Hier in der Galerie lernte Goethe mit dem Auge des Künstlers zu sehen, jene Fähigkeit, die man als den köstlichsten Gewinn aller Beschäftigung mit Kunst und Kunstwerken betrachten kann. Als er mittags in die Wohnung seines Gastfreundes zurückkehrte, „traute er seinen Augen nicht, denn er glaubte ein Bild von Ostade vor sich zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen.“ Und nachts, als er von einer kleinen Kneiperei im Gasthofe heimkam, fand er den enghäuslichen Zustand der Schusterwohnung durch eine Lampe erleuchtet, „wo denn sein immer mehr geübtes Auge sogleich das schönste Bild von Schalken erblickte, von dem er sich nicht losmachen konnte, so daß es ihm allen Schlaf vertrieb.“ Man sieht übrigens, daß die Niederländer, die bekanntlich keineswegs Lessings ästhetischen Anforderungen gerecht werden, den stärksten Eindruck auf Goethen machten. Den Wert der italienischen Meister nahm er, wie er selbst bekennt, „mehr auf Treu und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben hätte anmaßen können.“ Bei dem Generaldirektor der Galerie, Christian Ludwig von Hagedorn, dem er sich vorstellen ließ, fand Goethe ganz ähnliche Gesinnungen. Hagedorn war der Ansicht, „daß nur die Freunde der Natur die echten Schätzer der Kunst seien.“

Mit dieser Überzeugung im Herzen kehrte Goethe aus dem im übrigen recht trostlosen, weil noch vom Kriege her verödeten und teilweise zerstörten Dresden nach Leipzig zurück.

Seine während der ganzen Leipziger Zeit nicht sonderlich feste Gesundheit erhielt im Sommer des Jahres 1768 einen empfindlichen Stoß. Allerlei Fehler in der Diät, unregelmäßiges

Leben, starker Genuß des Merseburger Bieres und unvernünftige Abhärtungsversuche „in Gefolg von mißverstandenen Anregungen Rousseaus“ brachten den jungen, etwas leichtsinnigen Studenten körperlich recht herunter; ein heftiger Blutsturz und endlich ein bösartiges Geschwulst am Halse warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er sich erst nach Wochen wieder zu erheben vermochte. In dieser Zeit lernte er die Freundschaft von Männern schätzen, die er vorher oft genug durch seine Launen gekränkt hatte. Sein theologischer Stubennachbar pflegte ihn mit rührender Sorgfalt, Doktor Hermann, der nachmalige Bürgermeister von Leipzig, Freund Horn, Gröning aus Bremen, die Familien Breitkopf und Stock, endlich der an Behrischs Stelle getretene neue Hofmeister des Grafen Lindenau, Langer, besuchten den Kranken und bemühten sich, ihn zu erheitern und zu zerstreuen.

Für den langsam Genesenden rückte nun die Zeit der Abreise von Leipzig heran. Der letzte Eindruck, den er von dem studentischen Leben Pleiße=Athens empfangen sollte, war eher komisch als erhebend. Die Leipziger Studenten, die der Ruhm der akademischen Raufbolde in Halle und Jena offenbar nicht schlafen ließ, hatten schon zu Beginn des Monats August Reibereien mit der Thorwache in Scene gesetzt und diese Krawalle trotz Verstärkung der Stadtsoldaten den ganzen Monat hindurch fortgeführt. Da letztere, wie die von Wustmann wieder aufgefundene handschriftliche Chronik des Universitätspedellen Riemer berichtet, „nicht mehr auf das Pikett ziehen wollten,“ so schickte der Stadthauptmann, Kaufmann Frege, um die Leute zu ermutigen, am 11. August den Mannschaften „ein Douceur“ von sechs Thalern auf die Wache. In dieser Begünstigung ihrer geschworenen Feinde erblickten die Musensöhne eine persönliche Beleidigung, „rottierten sich, und schmissen Herrn Fregen die Fenster ein.“ Erst ein Erlaß des Prinzen Xaver vermochte die Ruhe der sonst so friedlichen Stadt wiederherzustellen.

„Mit einem so gellenden Nachklang akademischer Großthaten“ reiste Goethe am 28. August, seinem Geburtstage, von

Leipzig ab. „Es war ein sehr niederschlagendes Gefühl" schreibt er, „daß ich nunmehr gleichsam als ein Schiffbrüchiger zurückkehrte." Der Empfang im Vaterhause war nicht allzu freundlich; statt eines rüstigen Sohnes, der nun promovieren sollte, war ein an Leib und Seele kränkelnder heimgekommen. Dazu kam die Reue, das angebetete Käthchen ohne Abschied verlassen zu haben. Bereits am 1. Oktober bittet er die Familie Schönkopf wegen seines plötzlichen Fernbleibens um Entschuldigung. „Ich war schon unten an der Thüre," heißt es in dem Briefe, „ich sah die Laterne brennen, ich ging bis an die Treppe, aber ich hatte das Herz nicht, hinaufzusteigen. Zum letztenmal, wie wäre ich hinuntergekommen?" Er dankt für Liebe und Freundschaft, spricht die Hoffnung aus, daß man ihn nicht vergessen möge und bittet um baldige Antwort. Es wäre unbillig, meint er, wenn er nicht wenigstens alle Monate einen Brief aus dem Hause erhielte, in dem er täglich aus- und eingegangen. Allein eine geheime Furcht, man möchte ihm zürnen und doch nicht schreiben, läßt sich diesem Briefe anmerken. Er schließt: „Adieu alle zusammen. Käthchen, wenn Sie mir nicht schreiben, so sollen Sie sehen!" Aber Käthchen antwortete. Sie scheint ihm recht derb ihre Meinung gesagt zu haben, allein daß sie überhaupt schrieb, war für ihn schon ein Trost. Am 1. November erwidert er ihre Zeilen, wobei er nicht versäumt, in schmerzlichem Tone ihrer Ironie zu gedenken. „Ihre Lebhaftigkeit," schreibt er, „Ihre Munterkeit, Ihren Witz zu sehen, ist mir eine der größten Freuden, er mag so leichtfertig, so bitter sein, als er will." Von Käthchens Verlobung mit Dr. Christian Karl Kanne erfuhr Goethe erst Ende Mai des folgenden Jahres durch Horn. Am 1. Juni sandte er der Freundin seine Glückwünsche. Der Brief ist ein seltsames Gemisch von Kummer und Ironie. „Ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen," heißt es da, „so ist doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen, so lange man frische haben kann ... Es muß Ihnen doch komisch

vorkommen, wenn Sie an all die Liebhaber denken, die Sie mit Freundschaft eingesalzen haben, große und kleine, krumme und grade, ich muß selbst lachen, wenn ich dran denke." In diesem Tone sind auch noch die folgenden Briefe gehalten. Erst der vom 22. Januar 1770 klingt heiterer. Goethe scheint sich inzwischen getröstet zu haben. „Sie sind ewig das liebenswürdige Mädchen," schreibt er, „und werden auch die liebenswürdige Frau sein. Und ich, ich werde Goethe bleiben!"

Die Schwester Cornelia nahm sich des Heimgekehrten mit der ganzen, fast leidenschaftlichen Hingebung an, deren sie nur ihm gegenüber fähig war. Während der Abwesenheit ihres Bruders hatte der Vater sie von früh bis spät mit allerlei sprachlichen und musikalischen Übungen beschäftigt, jede freie Bewegung gehemmt und selbst ihre Briefe an Wolfgang dazu benutzt, um dem Sohne seine eigenen Wünsche und Ansichten in einer anscheinend harmlosen Form zukommen zu lassen. Ob er wohl sehr erbaut davon war, wenn der junge Studiosus im Vollbewußtsein seiner frisch erworbenen Weisheit die vom Vater diktierten schwesterlichen Briefe auf logische und stilistische Fehler hin prüfte und mit Korrekturen versehen nach Hause zurücksandte? Die herbe Natur Corneliens muß unter dem Drucke väterlicher Pedanterie unsagbar gelitten haben. Nicht etwa, daß es zu offenem Widerstande gekommen wäre, aber sie befolgte alle Anordnungen des Herrn Rats mit einer Kälte und Lieblosigkeit, die ihrem Bruder fürchterlich schienen. Auch die Mutter vermochte nie ihre Liebe und ihr Vertrauen zu erwerben. Kein Wunder, daß der Bruder ihr ganzes Denken erfüllte, daß sie sich abmühte, ihm gefällig und troſtreich zu sein und ihn zu zerstreuen. In ihren Tagebuchaufzeichnungen beklagt sie sich darüber, daß er immer beschäftigt sei und ihr nur wenig Zeit widmen könne. Und womit beschäftigte er sich damals? Diese Frage läßt sich nicht mit einem Worte beantworten. Goethes Streben hat während der, auf den Leipziger Aufenthalt folgenden, achtzehn Monate etwas Faustisches. Zu den juristischen, medizinischen und philosophischen Studien ge-

sellt sich nun unter dem Einflusse des frommen Fräuleins von Klettenberg auch die Beschäftigung mit theologischen Fragen. Die Geschwulst am Halse, eine Begleiterscheinung der noch nicht völlig gehobenen Krankheit, erforderte einen operativen Eingriff, den ein pietistischer Chirurgus unter Assistenz eines gleichfalls pietistischen Arztes vollziehen mußte. Der Arzt namentlich wußte sich mit einem geheimnisvollen Nimbus zu umgeben und empfahl seinem Patienten, um ihn für die Würdigung eines von ihm erfundenen, im höchsten Notfalle anzuwendenden, Geheimmittels vorzubereiten, das Studium mystischer chemisch-alchemischer Bücher.

Das fromme Fräulein von Klettenberg, die Gönnerin des Arztes, hatte sich, um den himmlischen Geheimnissen auch auf solche Weise auf die Spur zu kommen, eine alchemische Küche eingerichtet, in der sie mit Eifer und Zuversicht drauf los operierte. Nun verstand sie auch Goethen für diese Ideen zu interessieren, der in seinem alten Giebelzimmer ebenfalls mit Windofen, Sandbad und Retorten zu wirtschaften begann und sich in Wellings Opus Mago-Cabbalisticum et Theosophicum, in Theophrastus Paracelsus', Basilius Valentinus' Schriften und Herwards von Forchenbrunn Aurea Catena Homeri — völlig unsinnige Bücher — vertiefte. Aber selbst diese geradezu mittelalterlichen Bestrebungen sollten ihm Früchte tragen: ein Hauch aus jenem verräucherten Giebelzimmer weht durch den „Faust," zu dem die ersten Anregungen möglicherweise bis hierher zurückdatieren, und aus dem Wuste eines phantastischen Formelkrams löste sich, seinem scharfen Auge deutlich erkennbar, eine Reihe unumstößlicher Naturgesetze ab.

Neben diesen Studien beschäftigten Goethen wie gewöhnlich wieder zeichnerische Übungen, ferner die Durchsicht seiner Korrespondenz, die Sichtung seiner poetischen Versuche, die Verbesserung der in Leipzig entstandenen dramatischen Werke, endlich die Lektüre Lessings, Shakespeares, Rousseaus und Wielands. Mißmutig sah der Vater ihm bei solchen Arbeiten zu, mit Verdruß nahm er wahr, daß der Sohn seiner Autorität

entwachsen war und sich über Vielerlei eine eigene Ansicht gebildet hatte. Und als dann Wolfgang, eingedenk der von Oeser gepredigten Lehren, sich vermaß, die Bauart des väterlichen Hauses zu tadeln und über einen Rokokospiegelrahmen lieblose Bemerkungen fallen zu lassen, war die Geduld des Herrn Rats zu Ende. Eine erregte Scene zwischen Vater und Sohn beschleunigte die längst geplante Abreise des letzteren zur Universität nach Straßburg.

Die Reise ging über Worms und Speier und dauerte drei Tage. Am 2. April traf er an seinem Bestimmungsorte ein und nahm fürs erste im Gasthause „Zum Geist" Quartier. Straßburg stand zu Leipzig in einem eigentümlichen Gegensatze. Trotzdem die Stadt sich unter französischer Herrschaft befand und den Verkehr mit Frankreich vermittelte, war sie weit mehr deutsch als das sächsische „Klein-Paris," dessen Bewohner sich die größte Mühe gaben, die echten Pariser in Kleidung, Sitten und Sprache nachzuäffen. Theater und Musik, litterarische und künstlerische Bestrebungen traten in Straßburg völlig in den Hintergrund. Zerstreuungen, wie Leipzig sie bot, gab es dort nicht, nur Spaziergänge und Ausflüge in die schöne Umgebung brachten in die ernsten akademischen Studien einige Abwechslung. Unter diesen Umständen mußte der gesellige Verkehr für Goethen hier von noch größerer Bedeutung sein als in Leipzig. Er bezog eine neue Wohnung am alten Fischmarkt und besuchte den Mittagstisch, den ein paar alte Damen, die Geschwister Lauth, in der Krämergasse, also in nächster Nähe seiner Wohnung, unterhielten. Der Präsident dieser kleinen Tischgesellschaft war der Doktor Salzmann, Aktuar beim Vormundschaftsgericht, ein unverheirateter älterer Herr, von vornehmer Gesinnung und gediegenem Wesen, der die jüngeren Tischgenossen im Zaume hielt, darauf sah, daß sie ihr Weindeputat nicht überschritten und ihnen mit Rat und That zur Seite stand. Er nahm sich auch Goethes fürsorglich an, belehrte ihn über die in Straßburg nach französischer Art aufs Praktische gerichteten juristischen Kurse und verschaffte ihm

einen Repetenten, der ihm das Notwendigste der praktischen Rechtswissenschaft ohne alle Abschweifungen auf das rechtshistorische Gebiet mit Leichtigkeit einpaukte.

Salzmann führte seinen jungen Schützling auch in die von ihm besuchten Gesellschaftskreise ein, und ermunterte ihn, ganz wie in Leipzig die Hofrätin Böhme, zum Kartenspiel. Wie sich die Leipziger über Goethes altmodische Kleidung aufhielten, so entsetzten sich die Straßburger über seine unmoderne Frisur. Er mußte sich entschließen, zu einer Haartour seine Zuflucht zu nehmen, bis die eigenen, zu stark verschnittenen, Haare nachgewachsen wären, und dieser falsche Schmuck nötigte ihn, von früh bis spät gepudert zu bleiben und sich vor jeder lebhaften Bewegung und Erhitzung zu hüten. So gewöhnte sich der ungestüme Jüngling ein ruhiges und gesetztes Wesen an, das mit seinem zu vulkanartigen Ausbrüchen hinneigenden Geiste seltsam genug kontrastierte. Der Einundzwanzigjährige erlangte eine gewisse Autorität, „er hatte“ so schreibt Jung-Stilling, der sich vom Schneidergesellen zum Landschullehrer und endlich zum Studenten der Medizin hinaufgearbeitet hatte und im Herbste 1770 in Straßburg eintraf, „die Regierung am Tisch, ohne daß er sie suchte.“ Ein Wiener Student, der sich über Jung-Stillings altmodische Perücke lustig machte und damit freilich auch einen wunden Punkt des jungen Frankfurters berührte, mußte sich eine scharfe Zurechtweisung von seiten des letzteren gefallen lassen. Der bescheidene und fromme Jung-Stilling, durch Goethes geniales Gebaren erschreckt, glaubte anfangs „er würde viel Verdruß von ihm haben, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah“ (Jung-Stillings Leben. Univ.-Bibl. Nr. 663—67), wurde ihm jedoch bald herzlich gewogen. Seine pietistischen Neigungen, die ganz der Denkart des Fräuleins von Klettenberg entsprachen, die visionäre, mystische und alchemistische Begabung seiner nächsten Verwandten, fanden aus leicht erklärlichen Gründen bei Goethen volles Verständnis. Das Taktgefühl des wohlhabenden und weltgewandten Bürgersohnes hob den zaghaften, von engen Verhältnissen be-

drückten Mann über sich selbst empor. Von den übrigen Tischgenossen verdienen noch drei hervorgehoben zu werden. Zuerst der Theologe Franz Lerse, ein ruhiger treuherziger Mensch von trocknem Humor, das beschwichtigende Element in dem häufig sehr erregten Kreise. Goethe war ihm aufrichtig zugethan und hat ihm später in einer der edelsten Gestalten des „Götz von Berlichingen" ein Denkmal gesetzt. Der zweite ist der Mediziner Meyer von Lindau, ein schöner Bursch „von köstlichem Gemüt und unbändiger Liederlichkeit," im höchsten Grade begabt und stets zu tollen Streichen aufgelegt. Der dritte ist ein alter Herr, den Goethe nur den „pensionierten Ludwigsritter" nennt und mit dem er während des Sommers 1770 auch außerhalb der Tafelrunde lebhaft verkehrte. Er litt an einer fixen Idee, leitete den Ursprung aller Tugenden vom guten Gedächtnisse und den aller Laster von der Vergeßlichkeit her und verwickelte sich bei einer ziemlich unpassend angebrachten Nutzanwendung dieser Philosophie in einen Ehrenhandel, den der besonnene Lerse jedoch noch rechtzeitig beizulegen verstand. Die Mediziner führten am Lauthschen Mittagstische das große Wort und wußten Goethen so für ihre Wissenschaft zu begeistern, daß er die in Leipzig begonnenen anatomischen Studien mit erneutem Eifer wieder aufnahm. Er besuchte außerdem klinische und geburtshilfliche Kollegien, mit der Nebenabsicht, sich die angeborene Scheu vor dem Anblick unangenehmer Dinge abzugewöhnen. Überhaupt arbeitete er in Straßburg unabläſsig an seiner physischen Erziehung, bekämpfte seine Reizbarkeit und bemühte sich, seine Abneigung gegen starke Geräusche zu überwinden. Ganz allein erstieg er den Münsterturm bis zu der Krone unter dem Knopf, um sich, auf der schmalen Steinplatte stehend, den Schwindel abzugewöhnen, der ihn jedesmal befiel, wenn er von einer Höhe hinuntersah.

Aber er lernte bei diesen Kletterpartieen mehr als die Überwindung einer physischen Schwäche. Der erste Eindruck, den der Riesenbau des Gotteshauses auf ihn gemacht hatte, war mehr bedrückend als erhebend gewesen. Man muß sich ver-

gegenwärtigen, daß zu jener Zeit das Wort „Gotisch“ gleichbedeutend mit „Geschmacklos“ war. Von Jugend auf, namentlich aber aus Oesers Munde, hatte er über den gotischen Stil nur Äußerungen des Tadels und der Verachtung vernommen; hier, wo das ehrwürdige Gebäude „durch seine Gegenwart ruhig auf ihn fortwirkte,“ hielt das anerzogene Vorurteil nicht mehr Stand. Er begann dem kühnen Bau besondere Aufmerksamkeit zu widmen und den steinernen Organismus gleichsam mit künstlerischem Auge zu zergliedern, um die Einzelheiten in sich aufzunehmen und daraus den Bau in seiner Gesamtheit verstehen zu lernen. Wie gut ihm dies gelang, beweist sein Ende 1772 erschienener, von liebevoller Vertiefung und ungewöhnlichem Mute zeugender Aufsatz „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach,“ den Herder später in sein kleines Sammelwerk „Von deutscher Art und Kunst“ aufnahm.

Wir dürfen uns freilich nicht verhehlen, daß Goethes Begeisterung für den gotischen, oder wie er lieber sagte: deutschen Baustil nicht von Dauer war und unter dem Eindruck der antiken Kunstdenkmäler Italiens völlig erkaltete. Erst in der Spätzeit seines reichen Lebens, als die unermüdlichen Bemühungen der Gebrüder Boisserée um die Wiederaufnahme der Arbeiten am Kölner Dome weiteren Kreisen den Zauber der Gotik erschlossen, kehrte Goethe, stolz, auch auf diesem Gebiete ein Prophet und Vorkämpfer gewesen zu sein, nicht ohne Reue zu seiner architektonischen Jugendliebe zurück.

Ein seltsamer Zufall ist es, daß er während des Aufenthaltes in Straßburg auch mit Kunstwerken der Renaissance bekannt wurde, zu deren voller Würdigung er sich erst sechzehn Jahre später durchringen sollte. Es waren die berühmten gewirkten Tapeten nach Raffaels Kartons, mit denen man bei einer besonders festlichen Gelegenheit einen Pavillon ausgeschmückt hatte. Am 7. Mai 1770 traf nämlich die Erzherzogin Maria Antonia (Marie Antoinette), die erst vierzehnjährige Gemahlin des Dauphins von Frankreich, auf ihrer Reise nach ihrer neuen Heimat mit großem Gefolge in Straßburg ein.

Der französische Kommissar, Graf Noailles, der Kardinal Rohan und der Marschall Contade empfingen sie in einem auf der Rheininsel Langenwörth errichteten Lusthause, dessen Gemächer mit „Koblenzer Tapeten“ und den erwähnten gewirkten Teppichen ausgeschlagen waren. Letztere, in den Nebensälen aufgehängt, erschienen Goethen, der sie vor der Ankunft der hohen Reisenden wiederholt in Augenschein nahm, „höchst erfreulich und erquicklich,“ desto erschrecklicher deuchte ihm jedoch die Dekoration des Hauptsaals, die aus Tapisserien nach den Gemälden neuerer Franzosen bestand. Den Gegenstand dieser Darstellungen bildeten mythologische Greuelscenen, von denen Goethe mit vollem Rechte behauptete, daß sie geeignet gewesen seien, die Seele der jungen Fürstin mit bösen Ahnungen zu erfüllen. Ob die lebenslustige Marie Antoinette wohl jene Bilder betrachtet und in den Jahren ihres Unglücks des bösen Omens gedacht hat? Goethe sollte jedoch bald Gelegenheit haben, sich der „gräßlichen Bilder“ und ihrer schlimmen Vorbedeutung zu erinnern. Von Paris kam wenige Tage später die Schreckensnachricht, daß während der dortigen Festlichkeiten fünfhundert Menschen im Gedränge getötet worden seien.

Wie in Frankfurt bei der Krönung von Marie Antoinettes Bruder der Knabe Goethe mitten durch die feierlichen Haupt- und Staatsaktionen den ersten zarten Roman seines Lebens spann, so verflocht auch der Jüngling Goethe mit den Straßburger und Pariser Festtagen einen an sich harmlosen Dummen-Jungen-Streich, der beinahe böse Folgen gehabt hätte. Seine von Zeit zu Zeit auflodernde Lust zu Mystifikationen verleitete ihn nämlich, dem damals in Frankfurt weilenden Freunde Horn einen aus Versailles datierten Brief zu schreiben, in dem er ihn von seiner Teilnahme an den dortigen und Pariser Festlichkeiten unter dem Siegel der Verschwiegenheit benachrichtigte. Da nun eine kurz danach unternommene vierzehntägige Reise in die Umgegend von Straßburg ihn verhinderte, die regelmäßigen Briefe nach Frankfurt abgehen zu lassen, fürchteten Horn und die ins Vertrauen gezogenen Freunde

ernstlich, Goethe sei bei dem Pariser Unglücke ums Leben gekommen.

Die „herzlichen Nachrichten von den Sorgen, die sie um seinetwillen gehabt,“ rührten und beschämten ihn im höchsten Grade. Mit erneutem Eifer wandte er sich dem Studium zu, „im Herzen keine andere Sehnsucht, als nach jenen Raffaelschen Teppichen, die er gern jeden Tag und Stunde betrachtet, verehrt, ja angebetet hätte.“ Durch seine Briefe an die Frankfurter Freunde weht ein auffallend frommer Hauch. Aber bald kehrte die alte ungestüme Lebenslust zurück und mit ihr das Bedürfnis, die Tanzkunst zu erlernen, ohne die ein ersprießlicher Verkehr in der Straßburger Gesellschaft undenkbar schien. Die Studiengenossen ließen keine Gelegenheit, sie zu üben, vorübergehen, schwenkten auf den ländlichen Tanzböden die Bauernmädchen nach deutschen Walzerklängen und übten die zierlichen französischen Tänze für die „brillanten Redouten“ des kommenden Winters. Diesen Lockungen vermochte Goethe nicht zu widerstehen. Er ließ sich einen französischen Tanzmeister empfehlen, der ihm in zwölf Lektionen die Elemente seiner Kunst beizubringen versprach. Die Stunden erhielten für den Scholaren einen besonderen Reiz durch die Gegenwart der beiden zierlichen Töchter des Lehrers, die dem Lernenden bei Menuett und Rundtänzen als Partnerinnen dienten. Die regelmäßige Schönheit der älteren Schwester und die Liebenswürdigkeit der jüngeren zogen das leicht entflammte Poetenherz mit ziemlich gleichmäßiger Kraft an, so daß er davor bewahrt wurde, sich in eines der beiden Mädchen ernstlich zu verlieben.

Die Schwestern waren in diesem Punkte weniger glücklich, sie machten sich den schmucken Studenten gegenseitig streitig, bis dieser nach einer sehr theatralischen Scene dem Wunsche seiner Verehrerinnen entsprechend das Haus auf immer mied. Der Abschied gestaltete sich noch zu einem besonders dramatischen Effekt. Das ältere der Mädchen faßte das Opfer ihrer Liebe ohne weitere Förmlichkeiten beim Kopf, küßte leidenschaftlich seinen Mund und rief zu ihrer Schwester gewandt: „Nun

fürchte meine Verwünschung! Unglück über Unglück für immer auf diejenige, die zum erstenmale nach mir diese Lippen küßt!"

Der Herbst des Jahres 1770 wurde für Goethe in doppelter Hinsicht bedeutsam. Er brachte ihm Herders Freundschaft und Friederikens Liebe.

Johann Gottfried Herder, geboren den 25. August 1744 als Sohn eines armen Elementarschullehrers in Mohrungen (Ostpreußen), hatte im Hause eines Geistlichen lateinischen und griechischen Unterricht genossen und sich alsdann nach Königsberg gewandt, um Medizin zu studieren. Ein Ohnmachtsanfall bei der ersten Operation, der er beiwohnte, veranlaßte ihn zur Theologie umzusatteln und nebenher Kants Vorlesungen zu hören. Den entschiedensten Einfluß auf ihn hatte jedoch Johann Georg Hamann, der „Magus des Nordens." Dieser verschaffte ihm auch eine Lehrerstelle an der Domschule zu Riga, aber das Verlangen, die Welt zu sehen, ließ den kosmopolitisch angelegten Mann nicht lange ruhen. Es trieb ihn nach Frankreich, wo ihm eine Stelle als Reisebegleiter des jungen Prinzen von Holstein-Eutin angetragen wurde. Man wollte nach Italien reisen, aber bereits in Straßburg zwang ein Augenleiden Herdern zurückzubleiben und sich einer sehr beschwerlichen und schmerzhaften Kur zu unterwerfen. Goethe traf den damals schon berühmten Mann im Gasthause „Zum Geist," wo er gerade einen Bekannten besuchen wollte. Er erkannte ihn an seiner halb geistlichen, halb stutzerhaften Kleidung, dem zu einem Toupée geformten gepuderten Haar und dem langen seidenen Mantel, dessen Zipfel er stets in einer Rocktasche trug. Von jener Grille, die ihn einst um Lessings persönliche Bekanntschaft gebracht hatte, war Goethe jetzt geheilt. Ohne Zagen redete er Herdern auf der Treppe an. Die Unterhaltung kam sogleich in das richtige Fahrwasser und beim Scheiden wurden weitere Zusammenkünfte verabredet. Während der Zeit, da der Patient einer besonders sorgsamen Pflege bedurfte, fand sich sein neuer Freund zweimal am Tage in der Krankenstube ein. Der Verkehr mit Herdern, der ewig verstimmt war, stark zum Wider-

spruche neigte und diesem Widerspruch meist einen scharfen oder gar gehässigen Ausdruck verlieh, war keineswegs angenehm, aber überaus anregend. Herder war der Träger neuer Ideen, die auf Goethen den nachhaltigsten Einfluß ausüben mußten. Er öffnete ihm gleichsam die Pforten der Weltlitteratur und lehrte ihn, daß die Dichtkunst „überhaupt eine Welt- und Völkergabe, nicht ein Privaterbteil einiger feinen gebildeten Männer" sei. Durch Herders überzeugendes Wort wurde Goethes Glaube an die Autorität der Franzosen erschüttert: jetzt erst lernte er Shakespeare verstehen, die schöne Fabelwelt Homers genießen, den poetischen Wert des alten Testamentes würdigen. Jetzt legte er Voltaire und Rousseau beiseite und griff nach der Edda und den Volksliedern der Letten, ja er wollte aus dem nächsten frisch sprudelnden Borne der Volkspoesie schöpfen und legte sich ein Verzeichnis elsässischer Dialektworte, Redewendungen und Volkslieder an. Nun hatte er gelernt, Sprache und Poesie als Äußerungen der Volksseele zu betrachten, das ästhetische Interesse daran tritt hinter dem historischen, fast möchte ich sagen naturhistorischen, zurück. Er hatte unter Herders Führung den hohen Standpunkt erklommen, der ihn befähigte, fortan alle ihm bekannt gewordenen Litteraturen und Dichterwerke objektiv zu würdigen.

Unter den Werken englischer Dichter, mit denen Herder Goethen vertraut machte, befand sich auch Goldsmiths „Landprediger von Wakefield." (Univ.-Bibl. Nr. 286—87.) Herder war von diesem Moderomane jener Zeit im höchsten Grade begeistert und las ihn im November des Jahres 1770 seinen Straßburger Freunden vor. Der Eindruck, den das Buch auf Goethen machte, war so groß, daß er in seiner Selbstbiographie den Faden des Romans mit eigenen Erlebnissen verflocht, obwohl er zu der Zeit, in welche die letzteren fallen, d. i. im Oktober desselben Jahres, den „Landpriester" noch gar nicht kannte. Unter den in Frage kommenden Erlebnissen verstehe ich die Idylle von Sesenheim, vielleicht die zarteste und reinste Episode seines an Liebe so reichen Lebens. Der Mediziner

Weyland, ein Mitglied der Tafelrunde, führte Goethen bei der ihm verwandten Familie des Pfarrers Johann Jakob Brion in dem fünf Meilen von Straßburg entfernten Dorfe Sesenheim ein. In sechs Stunden wurde der Weg zu Pferde zurückgelegt. Zu seiner eigenen Ergötzung und seiner alten Vorliebe für „Mystifikationen" getreu, hatte Goethe sich in die dürftigsten Kleider gesteckt und sein Haar in der unmodischesten Weise frisiert. Als armer Studiosus der Theologie trat er unter das mehr als bescheidene Dach des Pastorats, vom Geistlichen, „einem kleinen, in sich gekehrten, doch freundlichen Manne," der allein zu Hause war, willkommen geheißen. Während Weyland forteilte, um die Pastorin und die beiden erwachsenen Töchter aufzusuchen, die auf dem Felde beschäftigt waren, schüttete der wackere Prediger dem vermeintlichen zukünftigen Amtsbruder sein Herz aus und kam sofort auf sein Lieblingsthema: den seit Jahren geplanten Neubau des Pfarrhauses. Goethe, der dergleichen Sorgen von seinem Vater her kennen mochte, ging auf Brions Darlegungen mit Verständnis ein und suchte ihn über die Verzögerung des Baues zu trösten. Nun traten Weyland und die Pastorin ein, bald folgte in ihrer stürmischen Weise die älteste noch zu Hause lebende Tochter, Maria Salomea („Olivie" in „Dichtung und Wahrheit"), ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren. Man forschte und fragte nach der jüngeren Schwester Friederike, die ihre eigenen Wege zu gehen liebte. Endlich erschien sie, „ein allerliebster Stern an diesem ländlichen Himmel." Goethes Schilderung ihrer Persönlichkeit ist so anziehend und frisch, daß ich mich nicht entschließen kann, seine Worte gekürzt wiederzugeben. „Beide Töchter," so schreibt er, „trugen sich noch deutsch, wie man es zu nennen pflegte, und diese fast verdrängte Nationaltracht kleidete Friederiken besonders gut. Ein kurzes weißes rundes Röckchen mit einer Falbel, nicht länger, als daß die nettsten Füßchen bis an die Knöchel sichtbar blieben, ein knappes weißes Mieder und eine schwarze Taffetschürze — so stand sie auf der Grenze zwischen Bäuerin und Städterin. Schlank und leicht,

als wenn sie nichts an sich zu tragen hätte, schritt sie, und beinahe schien für die gewaltigen blonden Zöpfe des niedlichen Köpfchens der Hals zu zart. Aus heiteren blauen Augen blickte sie sehr deutlich umher, und das artige Stumpfnäschen forschte so frei in die Luft, als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte; der Strohhut hing ihr am Arm, und so hatte ich das Vergnügen, sie beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmut und Lieblichkeit zu sehn und zu erkennen." Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß Goethe sich diesem reizenden, unbefangenen Mädchen gegenüber in seiner so wenig vorteilhaften Maskerade höchst unbehaglich fühlte. Bei einer Mondscheinpromenade nach dem Abendessen trug Friederike fast ganz allein die Kosten der Unterhaltung, „ihre Reden hatten jedoch nichts Mondscheinhaftes; durch die Klarheit, womit sie sprach, machte sie die Nacht zum Tage, und es war nichts darin, was eine Empfindung angedeutet oder geweckt hätte." Als dann aber Goethe, der in der seligen Erwartung, die Liebliche wiederzusehen, am nächsten Morgen zeitig erwacht war, seine „verwünschte Garderobe" betrachtete, erschrak er dermaßen, daß er sich so schnell wie möglich ankleidete und, ehe ihn Freund Weyland festhalten konnte, in den Hof hinunter eilte, sein Pferd sattelte und ohne Abschied in rasendem Galopp von dannen ritt. Seine Absicht, nach Straßburg zurückzureiten, führte er nicht aus. Der Sesenheimer Magnet wirkte zu stark und entließ ihn nicht aus seinem Zauberbanne. In Drusenheim, wo er bereits auf dem Herritte einen „sehr sauber gekleideten Wirtssohn" bemerkt hatte, hielt er an, kehrte im Gasthause ein und borgte sich — zu einer neuen, vorteilhafteren Maskerade — die Sonntagskleider des schmucken Burschen. Um aus der Sache einen Scherz zu machen, malte er sich mit einem gebrannten Korkstöpsel dichte, zusammengewachsene Augenbrauen, wie der Wirtssohn sie hatte, ließ sich einen für die Pfarrerin bestimmten Kuchen geben und eilte, den bebänderten Hut tief in die Stirn gedrückt, so schnell ihn seine Füße trugen, nach Sesenheim zurück. Die Komödie gelang voll=

kommen, ein Familienmitglied nach dem anderen wurde getäuscht, und Goethes Einfall herzlich belacht.

Von nun an wiederholten sich die Besuche häufiger. Sein Vorsatz, die Geliebte nicht zu küssen, um den Fluch der kleinen Französin nicht auf ihr unschuldiges Haupt herabzuziehen, hielt angesichts ihrer lieblichen Heiterkeit nicht lange Stand. Das frische natürliche Mädchen verhehlte dem feurigen Jünglinge nicht, daß es seine Liebe erwidere. Bei Pfänderspielen, einsamen Spaziergängen, in der stillen Laube des Pfarrgartens und bei Ausflügen nach der nahen Rheininsel bot sich den glücklichen jungen Menschen immer aufs neue Gelegenheit zu vertraulichem Beisammensein. Goethe suchte sich im Pfarrhause unentbehrlich zu machen. Er zeichnete für den Vater Pläne zum Neubau und ging mit bewundernswerter Geduld auf alle Änderungsvorschläge ein. Sogar der alten Kutsche nahm er sich an, verschaffte sich Farben und Pinsel und bemalte sie aufs schönste mit Blumen und Zieraten. Leider hatte er mit dem Firnis Unglück. Die Malerei wurde nicht trocken und mußte schließlich wieder mühsam abgerieben werden. Wenn er in Straßburg war, sandte er Friederiken Briefe, Bücher und kleine Geschenke. Die Liedchen, die ihnen zugesellt waren, sind die anmutigsten Erzeugnisse Goethischer Liebeslyrik. Als Beispiel möge folgendes dienen:

Lied,
das ein selbst gemaltes Band begleitete.

Kleine Blumen, kleine Blätter
Streuen mir mit leichter Hand
Gute junge Frühlingsgötter
Tändelnd auf ein lüftig Band.

Zephyr, nimm's auf deine Flügel,
Schling's um meiner Liebe Kleid!
Und sie eilet vor den Spiegel
All in ihrer Munterkeit.

Sieht mit Rosen sich umgeben
Sie, wie eine Rose jung.
Einen Kuß! geliebtes Leben,
Und ich bin belohnt genung.

Fühle, was dies Herz empfindet,
Reiche frei mir deine Hand.
Und das Band, das uns verbindet
Sei kein schwaches Rosenband.

Während der Osterferien des Jahres 1771 brachte Goethe mehrere Wochen in Sesenheim zu. Seine Absicht, die noch immer nicht ganz zuverlässige Gesundheit durch einen längeren Landaufenthalt zu kräftigen, bot ihm seinen Straßburger Bekannten gegenüber einen herrlichen Vorwand. Und doch hatte Friederike für ihn einen Teil ihres Zaubers eingebüßt, als sie im Winter vorher mit ihrer Schwester bei einer ihnen verwandten Familie in Straßburg zu Besuch geweilt hatte.

Friederikens liebliche Erscheinung verlangte, um zur vollen Geltung zu kommen, einen ländlichen Hintergrund. Das Schicksal hatte sie zur Heldin einer Idylle vorausbestimmt, und für eine solche war in den städtischen Salons zwischen hohen Spiegeln, Standuhren und Porzellanfiguren kein Platz. Sie fühlte sich trotz der Nähe des Geliebten in dieser Umgebung totunglücklich.

Es ist nicht verwunderlich, daß Goethe, seit das anmutige Mädchen sein ganzes Denken ausfüllte, nur mit geteilter Aufmerksamkeit seine juristischen Studien betrieb und sich mit den Vorbereitungen zur Promotion keineswegs überstürzte. Bereits wenige Tage nach seiner Ankunft in Straßburg schrieb er an Engelbach: „Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen, und ich poßle par compagnie an meiner Disputation." Aber erst am 6. August des folgenden Jahres konnte er über seine Thesen öffentlich disputieren. Die Dissertation, durch die er sich die Würde eines Licentiaten der Rechte erwarb, beschäftigte sich mit dem Thema: „Daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Kultus festzusetzen." Der Gegenstand weist auf Rousseau, er ist für den vielseitig interessierten Jüngling charakteristisch, weil er das Gebiet der Rechtswissenschaft und das der Theologie gleichmäßig berührt. Unter den Thesen sind manche, die ein wenig nach juristischen Gemeinplätzen aussehen, oder uns wie ein

Bonmot aus längst vergangenen Tagen anmuten, so Nr. 46: Salus reipublicae suprema lex esto. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß Goethe sich nicht den Doktorgrad erwarb, obwohl ihn Freunde und Bekannte von nun an stets den „Herrn Doktor“ nannten. Erst im Jahre 1825, bei Gelegenheit seines Jubiläums wurde ihm von zwei Fakultäten das Doktordiplom, und zwar honoris causa, übersandt.

Aus der Straßburger Zeit besitzen wir in den von A. Schöll (Briefe und Aufsätze von Goethe aus den Jahren 1766 bis 1786) der Vergessenheit entrissenen „Ephemeriden“ ein merkwürdiges Aktenstück zur Beurteilung von Goethes Bestrebungen. Es sind kurze, unzusammenhängende Notizen, Citate aus Büchern, Titel von Schriften, die er sich wohl zur künftigen Lektüre vorgemerkt hatte, Erklärungen von dialektischen Ausdrücken, Anekdoten, nur ihm selbst verständliche Andeutungen, knappgefaßte Gedanken und Entwürfe zu wissenschaftlichen und litterarischen Abhandlungen oder Dichtungen. Bemerkenswert sind vor allem einige allerdings sehr dürftige Bruchstücke eines Dramas, das Julius Cäsar zum Helden haben sollte, aber niemals ausgeführt worden ist, und einige Notizen, die den Ideenkreis kennzeichnen, aus dem „Götz von Berlichingen“ und „Faust“ hervorgingen. Von diesen Werken selbst hatte er damals noch kein Wort zu Papier gebracht; aber wie sehr ihn beide Stoffe bereits beschäftigten, erkennen wir aus seiner eigenen Bemerkung, daß er nämlich sein Interesse daran dem stets zur Opposition geneigten Herder sorgfältig verschwiegen habe.

Wie oben bereits erwähnt, waren Ausflüge in die weitere Umgebung der Stadt, ja bis nach Lothringen hinein bei den Straßburger Studenten an der Tagesordnung. Die Gepflogenheit, schöne Sommerabende bei vollen Rheinweinflaschen auf dem Dache des hohen Münsters zu verbringen und den Blick über die weiten Lande schweifen zu lassen, mußte das Verlangen wachrufen, diese Lande auch näher kennen zu lernen. So sehen wir Goethen in den Johannisferien 1771 mit seinen Freunden Engelbach und Weyland zu Pferde einen größeren

Ausflug nach Zabern, Pfalzburg, Buchsweiler, Lützelstein, Saarbrücken, Neukirchen, Zweibrücken und Niederbronn unternehmen, bei dem er sein Hauptaugenmerk auf die industriellen Betriebe des gesegneten Landes gerichtet zu haben scheint.

Auch noch in den letzten Wochen des Straßburger Aufenthaltes wurden solche Touren unternommen. Zu dem kleinen Freundeskreise gesellte sich um diese Zeit der junge Livländer Jakob Michael Reinhold Lenz, ein „Originalgenie,“ dem bei aller Begabung nur der notwendige sittliche Ernst fehlte. Seine Eitelkeit verleitete ihn, Goethen zu kopieren, aber er sollte niemals über die Karikatur seines Vorbildes hinauskommen. Die Wogen der Sturm- und Drangzeit, die Goethen trugen, weil er sein Lebensschiff mit Besonnenheit zu lenken verstand und stets einem Ziele entgegensteuerte, rissen den armen Schwärmer Lenz in die Tiefe. Ein seltsames Schicksal fügte es, daß er bald nach Goethes Abreise von Fort-Louis aus, wo er im Sommer 1772 Aufenthalt genommen hatte, nach Sesenheim kam und sich sofort in Friederiken verliebte, oder, wie Goethe glaubte, wenigstens verliebt stellte, um ihr Goethes Briefe zu entführen. Als das Mädchen, durch sein absonderliches Benehmen eingeschüchtert, sich von ihm zurückzog, kam der schon längst in seinem Gemüte glimmende Wahnsinn zum Ausbruch. Der Anfall ging vorüber, wiederholte sich aber in der Folge noch öfter, bis Lenz am 24. Mai 1792 in Moskau starb, „von wenigen betrauert und von keinem vermißt,“ wie die Allgem. Litteraturzeitung in seinem Nekrologe sagt. Von seinen wenigen Schriften ist außer den Gedichten nur das Lustspiel „Der Hofmeister“ (Univ.-Bibl. Nr. 1376) in weiteren Kreisen bekannt geworden.

Obgleich Goethes Gefühle für Friederiken im Sommer 1771 wesentlich kühler geworden waren, konnte er es doch nicht über's Herz bringen, Straßburg zu verlassen, ohne die einst so heiß Geliebte noch einmal gesehen zu haben. Als er ihr zum Abschiede vom Pferde aus die Hand reichte, standen Thränen in ihren Augen. Von schmerzlichen Gefühlen bewegt ritt er davon.

Auf dem Fußpfade zwischen Sesenheim und Drusenheim hatte er eine sonderbare Vision, die uns an den oft bewährten prophetischen Blick des kurz vorher (6. Februar 1771) verstorbenen Großvaters Textor erinnert. „Ich sah nämlich,“ so schreibt er selbst, „nicht mit den Augen des Leibes, sondern des Geistes, mich mir selbst denselben Weg zu Pferde wieder entgegenkommen, und zwar in einem Kleide, wie ich es nie getragen; es war hechtgrau mit etwas Gold. Sobald ich mich aus diesem Traum aufschüttelte, war die Gestalt ganz hinweg. Sonderbar ist jedoch, daß ich nach acht Jahren in dem Kleide, das mir geträumt hatte und das ich nicht aus Wahl, sondern aus Zufall gerade trug, mich auf demselben Wege fand, um Friederiken noch einmal zu besuchen.“

Dies geschah bei Gelegenheit seiner in Gesellschaft des Herzogs Karl August unternommenen Reise nach der Schweiz. Über das Wiedersehen mit Friederiken ist nichts Näheres bekannt geworden. Sie blieb unvermählt und soll selbst geäußert haben: „Welches Herz von Goethen geliebt worden, das kann keinem Manne weiter angehören.“ Nach dem Tode ihrer Eltern ernährte sie sich mit einem kleinen Steinzeughandel und widmete sich der Erziehung einer früh verwaisten Nichte. Vielleicht hat dieser letztere Umstand zu den thörichten Gerüchten Veranlassung gegeben, die offenbar in böswilliger Absicht verbreitet und bis in die jüngste Gegenwart ab und zu von litterarischen Waschweibern aufgewärmt worden sind. Hin und wieder werfen sonst leidlich vernünftige Leute unserm Dichter mit sittlicher Entrüstung vor, daß er seine Straßburger Jugendgeliebte nicht geheiratet habe. Ob diese Leute im Ernste glauben, die Ehe des genialen, in glänzenden Verhältnissen aufgewachsenen Bürgersohnes mit dem schlichten Landmädchen wäre glücklich geworden? Wenn Friederike sich schon in den immerhin noch bescheidenen Straßburger Salons totelend fühlte, welche Rolle würde sie erst in dem reichen vornehmen Frankfurt oder gar in der eleganten und damals noch ziemlich adelsstolzen Gesellschaft Weimars gespielt haben? Nein, sie hat entschieden

das bessere Teil erwählt. Sie lebte und starb inmitten ihrer Blumen und Erinnerungen. Oder vielmehr: sie starb nicht. Der Sonnenstrahl, der für wenige Wochen ihr irdisches Dasein erhellte, lieh ihr zugleich Unsterblichkeit und ewige Jugend. Im kurzen weißen Röckchen, im knappen Mieder, den großen Strohhut am Arm — so blickt sie uns heute noch aus heiteren blauen Augen an, „als wenn es in der Welt keine Sorge geben könnte."

Von jener Leidenschaftlichkeit, mit der er sich von Leipzig und dem Leipziger Käthchen losriß, verrät Goethes eigener Bericht über seinen Abschied von Straßburg nichts mehr. Ja, er „fand sich, dem Taumel des Lebewohls endlich entflohen, auf einer friedlichen und erheiternden Reise so ziemlich wieder."

Er versäumte sogar keine Gelegenheit, seine Kenntnisse zu erweitern. In Mannheim besuchte er den berühmten, vom Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz erst wenige Jahre vorher eingerichteten Antikensaal der Zeichenakademie — die erste Sammlung klassischer Bildwerke, die er zu Gesicht bekam und die sozusagen bis zu seiner Italienischen Reise die einzige Quelle seiner Kenntnis antiker Skulptur blieb. Der Apoll von Belvedere, die Dioskuren, der sterbende Fechter, vor allem aber Laokoon zogen ihn am meisten an, neben diesen seltsamerweise auch der Abguß eines Kapitäls vom Pantheon in Rom, bei dessen Anblick „sein Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken begann."

Durch diese neuen Eindrücke mehr verwirrt als gefördert langte er gegen Mitte oder Ende August 1771 wieder in Frankfurt an, körperlich und seelisch gesunder als an dem Tage, da er seine Vaterstadt zum zweitenmale verlassen hatte. Die Studienzeit im akademischen Sinne war für ihn zu Ende; dem jungen „Doktor" Goethe öffneten sich die Pforten des praktischen Lebens.

---

3. Eintritt in das praktische Leben und in die Litteratur.

(1771—1775.)

Sogleich nach Goethes Rückkehr in sein Vaterhaus mußte „Frau Aja," die treue Mutter, ihre Vermittlerrolle zwischen dem ordnungsliebenden Vater und dem genialen Sohne wieder übernehmen. Wolfgang hatte in Mainz einen harfespielenden Knaben angetroffen, der ihm so wohl gefiel, daß er ihn veranlaßte, mit nach Frankfurt zu kommen, und auf der Messe, die in jenen Tagen gerade begann, sein Glück zu versuchen. Er versprach ihm Unterkunft und Protektion und würde ihm, vermutlich zum Entsetzen des Herrn Rats, im Vaterhause Quartier gegeben haben, wenn nicht die Mutter, die voraussah, „wie sonderbar es dem Vater vorkommen müßte, wenn ein musikalischer Meßläufer von einem so ansehnlichen Hause her zu Gasthöfen und Schenken ginge, sein Brot zu verdienen," dem Wandermusikanten in der Nachbarschaft Herberge und Kost verschafft hätte. Sofort nach seiner Ankunft in Frankfurt begann der junge Doktor der Rechte seine Praxis als Rechtsanwalt. Am 31. August wurde er unter die Advokaten aufgenommen und am 3. September durch den Bürgermeister Olenschlager vereidigt.

Übrigens war der Herr Rat diesmal mit dem Sohne zufriedener. Die Disputation fand den Beifall des alten Juristen, der es sich nicht nehmen ließ, die Arbeit selbst durchzufeilen und zum Drucke vorzubereiten. Sogar die belletristischen Versuche des Sohnes fanden Gnade vor seinen Augen, und er selbst drang, nachdem er die losen Blätter geordnet und rubriziert hatte, auf Vollendung manchen Entwurfes. Wolfgang scheint sich in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr auch vorwiegend mit der Fortsetzung der in Straßburg betriebenen Studien beschäftigt zu haben. Selbst Herders starker Einfluß wirkte mit ungeschwächter Kraft fort, und als dieser versäumte, den ihm als Festrede zu einer von Goethen geplanten Shakespearefeier versprochenen Aufsatz über den großen Briten zu

senden, hielt der junge Apostel eine Festrede, die mehr von grenzenloser Begeisterung für seinen Gegenstand als von Sachkenntnis zeugt. Er nennt sich einen Blindgeborenen, dem Shakespeares Wunderhand die Augen plötzlich geöffnet habe, und dessen Existenz um eine Unendlichkeit erweitert worden sei.

„Ich zweifelte keinen Augenblick,“ so heißt es in der Rede, „dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Orts so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unserer Einbildungskraft; ich sprang in die Luft und fühlte, daß ich Hände und Füße hatte.“

Dieser hier ausgesprochene Vorsatz, „dem regelmäßigen Theater zu entsagen“ war keine Phrase. Wir haben gesehen, daß Goethe sich schon in Straßburg mit dem Gedanken trug, einen „Julius Cäsar“ für die deutsche Bühne zu schreiben. Das war ein echt Shakespearescher Stoff, aber darin lag, wie der junge Dichter wohl selbst einsah, das Gefährliche. Das große Vorbild übertrumpfen zu wollen, war bedenklich und fast pietätlos. Neben den römischen Helden hatte sich in der Idee des Straßburger Studenten eine Gestalt aus der deutschen Vergangenheit gestellt — Götz von Berlichingen — ein Mann vom Kopf bis zur Sohle, dem das Blut Shakespearescher Recken durch die Adern floß, und der nach heroischer Gegenwehr einem Schicksal von echt Shakespearescher Tragik erlag.

Zu rechter Zeit erhielt Goethe „Gözens von Berlichingen Lebensbeschreibung“ in der Nürnberger Ausgabe von 1731 und begann sogleich diese kernige, wenn auch trocken geschriebene Selbstbiographie des wackern deutschen Ritters zu dramatisieren und darüber „Sonne, Mond und die lieben Sterne zu vergessen.“ Das Werk fesselte ihn bis zum letzten Augenblick. „Ich dramatisiere die Geschichte eines der edelsten Deutschen,“ schreibt er Ende Dezember an Herder, „rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die mich's kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib.“ Das vollendete Manuskript wurde Herdern eingesandt, „der sich unfreundlich und

hart dagegen äußerte und nicht ermangelte, in einigen gelegentlichen Schmähgedichten ihn deshalb mit spöttischen Namen zu bezeichnen," und den ziemlich enttäuschten, keineswegs aber entmutigten Dichter in seinem Vorsatz, die erste Niederschrift völlig umzuarbeiten, bestärkte. In diese Zeit dichterischer Freuden und Leiden fällt Goethes erste Begegnung mit J. H. Merck, der fortan einen bedeutenden Einfluß auf ihn behielt und mit seinem klaren, scharfen Verstande und seiner durchaus mephistophelischen Denkart den jungen Feuerkopf in heilsamster Weise abzukühlen wußte. Merck war Kriegszahlmeister in hessendarmstädtischen Diensten, ein besonderer Günstling der Landgräfin Karoline. Ohne selbst mit litterarischen Arbeiten von größerer Bedeutung an die Öffentlichkeit getreten zu sein, hatte er sich ungewöhnliche Kenntnisse in Litteratur und Geschichte angeeignet und sich zu einem Kenner schönwissenschaftlicher Schriften ausgebildet, wie seine Zeit wohl wenige gekannt hat. Nach mancherlei dilettantischen Versuchen in Vers und Prosa, bei denen er seiner boshaften Laune die Zügel schießen ließ, wandte er sich ohne sonderlichen Erfolg kaufmännischen Unternehmungen zu, bis er mit sich und der Welt völlig zerfiel und, von der fixen Idee geplagt, einen Fehlbetrag in der von ihm verwalteten Kriegskasse zu haben, im Jahre 1791 durch Selbstmord endete.

Durch Herdern, den Bräutigam der Darmstädterin Karoline Flachsland, war er auf Goethen aufmerksam gemacht worden und so versäumte er bei einem Besuche in Frankfurt nicht, sich durch die Brüder Schlosser, die wie Horn und Riese zu Goethes Freundeskreis gehörten, dem aufstrebenden Dichter vorstellen zu lassen.

Von der Bekanntschaft mit diesem Geiste, „der stets verneinte," her datieren Goethes kritische Bestrebungen und der ernste Drang, den Dingen, die ihn beschäftigten, auf den Grund zu gehen. Das Studium von Luthers Schriften, „die in dem sechzehnten Jahrhundert so herrlich hervorglänzen," führte ihn zu seinem alten Lieblingsbuch, der Bibel, zurück, die er ihrem

historischen Charakter nach als einer der ersten kritisch zu untersuchen wagte und als ein „nach und nach entstandenes, zu verschiedenen Zeiten überarbeitetes Werk“ erkannte. Diese Anschauung, die damals für unerhört gelten mußte, hat sich inzwischen Bahn gebrochen und wird heute selbst von den orthodoxesten Theologen geteilt. In Goethes Augen mußte das Buch der Bücher durch diese Erkenntnis an Wert gewinnen; er sah die offenkundigen Widersprüche, um die sich die Frommen jener Zeit jesuitenhaft herumzudrücken versuchten, und die in mancher, ehrlich nach Wahrheit strebenden Seele ernstliche Zweifel erweckten, auf die natürlichste Weise aus dem Wechsel der Anschauungen erklärt und lernte den inneren, sittlichen Gehalt der heiligen Schriften von den anfechtbaren Äußerlichkeiten trennen. „Die derbe Natürlichkeit des Alten Testaments,“ so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „und die zarte Naivetät des Neuen hatte mich im einzelnen angezogen; als ein ganzes wollte sie (die Bibel) mir zwar niemals recht entgegentreten, aber die verschiedenen Charakter der verschiedenen Bücher machten mich nun nicht mehr irre: ich wußte mir ihre Bedeutung der Reihe nach treulich zu vergegenwärtigen und hatte überhaupt zu viel Gemüt an dieses Buch verwandt, als daß ich es hätte jemals wieder entbehren sollen.“

Wie ernst es Goethen mit solchen Untersuchungen war, verraten zwei kleine anonym erschienene Schriften theologischen Inhalts, die, wenn auch erst gegen Ende des Jahres 1772 oder gar zu Anfang 1773 entstanden, als Ausfluß seiner Stimmung in jenem Zeitraum betrachtet werden können und uns einen Einblick in seine religiösen Anschauungen gewähren. Diese beiden Büchlein, die er auf eigene Kosten drucken ließ und der Eichenbergischen Buchhandlung in Frankfurt zum Vertrieb überließ, sind der „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***. Aus dem Französischen 1773,“ und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen zum erstenmal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben. Lindau am Bodensee. 1773.“ Der „Brief des Pastors,“

unverkennbar von Rousseaus „Lettre d'un vicaire" beeinflußt, predigt Toleranz, nicht die Toleranz aus Vernunftsgründen, wie sie damals bei den sogenannten Gebildeten Modesache wurde, sondern die Toleranz aus dem Glauben und aus der christlichen Liebe. Die Schrift „Zwo wichtige Fragen" enthält eine historische Untersuchung der israelitischen Gesetzestafeln und eine seltsame Erklärung der Gabe der Sprachen am Pfingstfeste; sie verrät die Einwirkung Herderschen und noch mehr Hamannschen Geistes. Auf Hamann war Goethe schon in Straßburg hingewiesen worden, wo er nach Lerses Angabe eine historische Studie über die Gesetzestafeln zum Gegenstande einer von der juristischen Fakultät zurückgewiesenen Dissertation gemacht hatte (Böttiger, Litter. Zustände I, S. 60).

Trotz oder vielleicht gerade wegen ihrer Anonymität wurden beide Schriftchen von der Kritik eingehend gewürdigt, ohne indes eine sonderliche Wirkung auf das Publikum ausgeübt zu haben.

Mercks Persönlichkeit hatte offenbar auf Goethen einen tiefen Eindruck gemacht. Jedenfalls beeilte er sich, den Besuch so bald als möglich zu erwidern. In der ersten Märzwoche des Jahres 1772 traf er mit Georg Schlosser in Darmstadt ein. Der Darmstädter Zirkel, der den jungen Dichter, wie ein Jahr vorher den alten Gleim, „belebte und förderte," war eine kleine aber auserlesene Gesellschaft feingebildeter, „empfindsamer" Männer und Frauen, die sich um die vielgenannte schön- und starkgeistige Landgräfin Karoline scharte. Goethe nennt uns außer Merck als Mitglieder dieses Kreises den gelehrten und kunstsinnigen Geheimrat von Hesse, den Schwager von Herders Braut, ferner den Theologen, Professor Petersen, den genialen Rektor Wenck, Hofbibliothekar und Konsistorialrat, die Hofdamen Fräulein von Roussillon und Louise von Ziegler („Lila") und endlich Herders Braut Karoline Flachsland. Letztere berichtet ihrem Bräutigam über den Eindruck, den Goethe bei ihr hervorgerufen, mit großer Wärme. Sie schreibt: Goethe ist ein gutherziger, munterer Mensch, ohne gelehrte Zierat, und hat sich mit Mercks Kindern so viel zu schaffen gemacht, und eine

gewisse Ähnlichkeit im Ton oder Sprache oder irgendwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen . . . Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen. Ich habe ihn von diesem Augenblick an recht lieb gewonnen . . . Wir waren nicht empfindsam aber sehr munter, und Goethe und ich tanzten nach dem Klavier Menuetten, und darauf sagte er uns eine vortreffliche Ballade von Ihnen her, die ich noch nie gehört." Aus diesen Zeilen tritt uns der ganze Goethe, wie er damals war, mit unverkennbarer Deutlichkeit entgegen. Aber ebenso spricht auch Herders Nörgelsucht aus dessen Antwort: „Goethe ist wirklich ein guter Mensch, nur äußerst leicht und spatzenmäßig, worüber er meine ewigen Vorwürfe gehabt hat."

In der sentimentalen Darmstädter Gesellschaft wurde auch bei Goethen jene modische „Empfindsamkeit" geweckt, die für das gesamte Leben jener Epoche so charakteristisch ist. Dazu kam eine „düstere Reue" wegen seiner Trennung von Friederiken. Auf einsamen Wanderungen suchte er Trost, er gewöhnte sich „auf der Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirg und dem flachen Lande hin und her zu wandern." Die Darmstädter nannten ihn daher den „Wanderer," und wie gut ihm selbst dieser Name gefiel, beweist eine leidenschaftliche Dichtung „Wanderers Sturmlied," die bei einem solchen Marsche durch Unwetter und Regenschauern entstanden ist. Überhaupt gefiel sich die Zeit, die so zart zu empfinden vorgab, in dithyrambischen Gesängen und Nachahmungen jener phantastischen Poesien, die der spekulative Schotte Macpherson (1738—1796) auf Grund spärlicher Reste gälischer Volksdichtung selbst geschrieben und für die Lieder des sagenhaften Barden Ossian ausgegeben hatte. In engem Zusammenhange hiermit stand die überall erwachende Freude an der Natur und körperlichen Übungen. Neben der Reit- und Fechtkunst wurde auf Klopstocks Anregung das Schlittschuhlaufen mit Begeisterung getrieben. Seine „Eisoden" waren in aller Munde und spielen in der zeitgenössischen Korrespondenz eine bedeutende Rolle.

In der ersten Aprilwoche des Jahres 1772 sehen wir Goethen bereits seinen Besuch in Darmstadt wiederholen. Er machte die Reise zu Fuße und dichtete bei einer Wanderung durch einen Tannenwald den „Morgengang im Hain.“ Auf der Rückreise begleitete ihn Merck. Sie reisten gleich weiter nach Homburg, wo Merck mit seiner schöngeistigen Freundin Frau von Laroche und deren reizender Tochter Maximiliane, denen Goethe später noch näher treten sollte, obgleich der erste Eindruck, den Frau von Laroche auf ihn machte, keineswegs günstig war, ein Stelldichein verabredet hatte. In der Gesellschaft von Mutter und Tochter sowie der beiden sentimentalen Darmstädter Hofdamen schwärmten Goethe und Merck im fürstlichen Parke. Die Gedichte „Elysium,“ in dem der Dichter Fräulein von Roussillon als Urania feiert und „Pilgers Morgenlied,“ das Fräulein von Ziegler, Lila genannt, gewidmet ist, sind bei dieser Gelegenheit entstanden.

Auf der Rückreise wohnte Merck in Goethes Vaterhaus. Der witzige, klardenkende Mann, der seltsamerweise den Krystallisationspunkt für die unwahre Darmstädter Sentimentalität bildete, war nach dem Geschmacke der Frau Rat. Ihr selbst war die ganze Treibhausempfindsamkeit ein Greuel, wie sie auch die welterschütternde Epoche des Sturmes und Dranges nie ernst genommen hat. Sie nannte Merck ihren Sohn, berichtet später noch der Herzogin Anna Amalia entzückt von seinen Streichen und meint mit der vornehmen Toleranz, die eine ihrer herrlichen Charaktereigenschaften war: „Den Mephistopheles kann er nun freilich niemals ganz zu Hause lassen, das ist man nun schon so gewöhnt.“ (Heinemann, Goethes Mutter.)

Nach wiederholten Besuchen in Darmstadt rückte nun die Zeit heran, da Goethe dem Wunsche des Vaters gemäß nach Wetzlar reisen sollte, um beim dortigen Reichskammergericht eine praktische Thätigkeit zu beginnen. Wir wissen, daß ein längerer Aufenthalt in Wetzlar auch eine Station auf der planvollen Lebensreise des Herrn Rats gewesen war, der deshalb

den Sohn für eine Zeitlang in gleicher Stellung zu sehen wünschte. Dieser zeigte sich hierzu auch um so leichter geneigt, als er bei seinen Vorstudien zu „Götz von Berlichingen“ sich eingehend mit der deutschen Rechtsgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts befaßt hatte, die auf die Stiftung dieses obersten Gerichtshofes von Einfluß gewesen war oder auf denselben direkt Bezug nahm. Der geheime Zusammenhang in allen Ereignissen von Goethes äußerem und innerem Leben tritt hierbei wieder besonders deutlich zu Tage.

Goethe trat keineswegs mit hochgespannten Erwartungen und Hoffnungen in den Kreis seiner neuen Thätigkeit ein. Das Kammergericht, dessen Entwicklungsgeschichte der Dichter im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ in knappen Zügen so klar und überzeugend darlegt, daß seine Ausführungen einen Rechtshistoriker von Fach beschämen könnten, war kaum noch ein Schatten der ehrwürdigen Institution, als welche es Kaiser Maximilian I. im Jahre 1495 gestiftet und Karl V. in hohem Grade vervollkommnet hatte. Die Verzögerung der Prozesse, eine Folge der auf diesen Gerichtshof seit langem angewandten Sparsamkeitsprinzipien, war sprichwörtlich geworden. Bei Goethes Eintritt hatten sich 20 000 Prozesse angehäuft, von denen durch 17 Assessoren jährlich 60 erledigt wurden, während etwa 120 neue hinzukamen. Zum Überfluß hatten sich gerade damals drei Assessoren grobe Betrügereien zu schulden kommen lassen, was bei der Visitation im Frühjahr 1772 ans Licht kam.

Desto erstaunter war Goethe, in Wetzlar anstatt einer „sauertöpfischen Gesellschaft“ einen Kreis junger Leute zu finden, der, durchaus unberührt von dem ehrwürdigen Zopf- und Formelwesen des in seinen Grundfesten erschütterten baufälligen Gerichtshofes, den akademischen Bürgern Leipzigs und Straßburgs an Lebenslust und jugendlichem Übermut nichts nachgab. Am 25. Mai wurde Goethe als „Praktikant“ (Referendar) beim Kammergericht eingeschrieben und gleichzeitig fand er Aufnahme in den geheimnisvoll-scherzhaften Ritterorden, den die

jungen Juristen und die in der Visitationskommission beschäftigten Legationssekretäre gestiftet hatten, um sich nach den ledernen Berufsarbeiten bei ihren Mahlzeiten mit romantischen Fiktionen und allerhand parodistischen Ceremonien zu erheitern. Goethe erhielt nach dem lustigen Brauche dieser Kneipgesellschaft mit dem Ritterschlage den Ordensnamen „Götz von Berlichingen, der Redliche." Ein besonderer Zweig dieses Ordens hatte angeblich eine philosophisch-mystische Tendenz, scheint aber nach Goethes Bekenntnissen als einzigen Zweck die planmäßige Pflege des höheren Blödsinns gehabt zu haben.

Der Dichter war zeitlebens kein Spielverderber. Wie er in Darmstadt mit den zarten Hofdamen empfindsam schwärmte, so beteiligte er sich hier in Wetzlar mit ganzer Seele an den Possen der närrischen Ordensritter und gab sich Mühe, in den Unsinn Methode zu bringen. Aber lange konnte ihn naturgemäß ein solches Treiben nicht befriedigen. Zum Glück fand er in diesem Kreise wenigstens zwei Männer, mit denen er auch ernstere Dinge besprechen konnte, den gothaischen Legationssekretär und Dichter Friedrich Wilhelm Gotter, damals schon als Bearbeiter französischer Stücke bekannt und als Freund von Bürger, Voß, Hölty und den Grafen Stolberg für Goethen von doppelter Bedeutung, und den hannöverschen Legationssekretär Johann Christian Kestner, den Bräutigam der jungen Wetzlarerin Charlotte Sophie Henriette Buff, die als Urbild von Werthers „Lotte" Unsterblichkeit erlangen sollte. Kestner, damals 31jährig, war ein durchaus vernünftiger junger Mann von soliden Grundsätzen und etwas hausbackenem Wesen, ohne jede Spur von höherem Schwung oder gar Genie, aber ein zuverlässiger Charakter und fleißiger Arbeiter. Goethe gefiel ihm anfangs keineswegs, desto überraschender ist das klare Urteil, das er nach längerer Bekanntschaft mit ihm über den jungen Brausekopf zu fällen vermochte: „Er hat sehr viel Talente, ist ein wahres Genie und ein Mensch von Charakter, besitzt eine außerordentlich lebhafte Einbildungskraft, daher er sich meistens in Bildern und Gleichnissen ausdrückt. Seine

Denkungsart ist edel; von Vorurteilen so viel frei, handelt er, wie es ihm einfällt, ohne sich darum zu bekümmern, ob es andern gefällt, ob es Mode ist, ob es die Lebensart erlaubt. Aller Zwang ist ihm verhaßt. Er liebt die Kinder und kann sich mit ihnen sehr beschäftigen. Er ist bizarre und hat in seinem Betragen, seinem Äußerlichen verschiedenes, das ihn unangenehm machen könnte: aber bei Kindern, bei Frauenzimmern und vielen andern ist er doch wohl angeschrieben. Für das weibliche Geschlecht hat er sehr viel Hochachtung. In principiis ist er noch nicht fest und strebt noch erst nach einem gewissen System . . . Er hat schon viel gethan und viele Kenntnisse, viel Lektüre; aber doch mehr gedacht und räsonniert. Aus den schönen Wissenschaften und Künsten hat er sein Hauptwerk gemacht oder vielmehr aus allen Wissenschaften, nur nicht aus den sogenannten Brotwissenschaften."

Charakteristisch ist die erste Begegnung der beiden Männer. „In Garbenheim," schreibt Kestner, „fand ich ihn im Grase unter einem Baume auf dem Rücken liegen, indem er sich mit einigen Umstehenden, einem epikureischen Philosophen (v. Goué, großes Genie), einem stoischen Philosophen (v. Kielmannsegge) und einem Mitteldinge von beiden (Dr. König) unterhielt, und ihm recht wohl war. Er hat sich nachher darüber gefreut, daß ich ihn in einer solchen Stellung kennen gelernt."

Zwischen Goethen und Kestnern entwickelte sich eine aufrichtige Freundschaft, die selbst Kestners und Lottes nicht ganz unberechtigte Verstimmung über den „Werther" auf die Dauer nicht zu trüben vermochte. In Wetzlar lebte eine Großtante Goethes, die Geheimrätin Lange, mit deren Töchtern der junge Dichter am 9. Juni einen Ball im Jägerhause zu Wolpertshausen besuchte. In dem Wagen, der ihn dorthin führte, traf er Lotte Buff, Kestners Braut. Sie sehen und sich in sie verlieben war eins. Kestner selbst berichtet über dieses erste Zusammentreffen mit einer ruhigen Objektivität, hinter der wohl niemand den glücklichen Bräutigam vermuten dürfte. „Sie ist noch jung," heißt es da, „sie hat, wenn sie gleich keine regel-

mäßige Schönheit ist, eine sehr vorteilhafte, einnehmende Gesichtsbildung; ihr Blick ist wie ein heiterer Frühlingsmorgen, zumal den Tag, weil sie den Tanz liebt; sie war lustig; sie war in ganz ungekünsteltem Putz. Er bemerkte bei ihr Gefühl für das Schöne der Natur und einen ungezwungenen Witz, mehr Laune als Witz. Er wußte nicht, daß sie nicht mehr frei war ... Er war den Tag ausgelassen lustig ... Lottchen eroberte ihn ganz, um desto mehr, da sie sich keine Mühe darum gab, sondern sich nur dem Vergnügen überließ. Andern Tags konnte es nicht fehlen, daß Goethe sich nach Lottchens Befinden auf den Ball erkundigte; ... nun lernte er sie auch erst von der Seite, wo sie ihre Stärke hat, von der häuslichen Seite kennen." Wir können uns Lotte Buff, oder wenn wir sie so nennen wollen: Werthers Lotte, auch kaum anders vorstellen als in ihrer häuslichen Thätigkeit, inmitten ihrer kleinen Geschwister, denen sie die bereits 1770 verstorbene Mutter mit rührender Sorgfalt ersetzte. Die reizende Scene im „Werther," da Lotte umringt von den Kleinen „im simplen weißen Kleid mit blaßroten Schleifen" mit einem schwarzen Brote mitten im Zimmer steht und jedem sein Stück „nach Proportion des Alters und Appetits abschneidet," ist durch Chodowieckis und Kaulbachs Darstellungen jedem bekannt geworden.

Von nun an sah Goethe die im stillen Geliebte täglich. Kestner, der keine Eifersucht zu kennen schien und ihrer Treue gewiß war, liebte es, wenn sie nach vollbrachtem Tagewerk in Haus und Garten im Kreise fröhlicher Altersgenossen Erholung suchte. Unvergleichlich schön ist Goethes Schilderung dieses für ihn so beseligenden und doch so schmerzlichen Verkehrs. „Sie mochte ihn gern zu ihrem Begleiter," heißt es in „Dichtung und Wahrheit," „er konnte bald ihre Nähe nicht missen, denn sie vermittelte ihm die Alltagswelt, und so waren sie bei einer ausgedehnten Wirtschaft auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautland wie im Garten bald unzertrennliche Gefährten. Erlaubten es dem Bräutigam seine Geschäfte, so war er an seinem Teil dabei; sie hatten sich alle drei aneinander gewöhnt,

ohne es zu wollen, und wußten nicht, wie sie dazu kamen, sich nicht entbehren zu können. So lebten sie den herrlichen Sommer hin, eine echt deutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab. Durch reife Kornfelder wandernd, erquickten sie sich am thaureichen Morgen; das Lied der Lerche, der Schlag der Wachtel waren ergötzliche Töne; heiße Stunden folgten, ungeheure Gewitter brachen herein, man schloß sich nur desto mehr aneinander, und mancher kleine Familienverdruß ward ausgelöscht durch fortdauernde Liebe."

Das war die Seite des „Werther," die der glückliche Goethe erleben durfte, zu der anderen, tragischen, lieferte ein zweites Liebestrio den Stoff, das sich unter ähnlichen Umständen und zu derselben Zeit in Wetzlar zusammengefunden hatte. Der Sekretär bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Wetzlar, Karl Wilhelm Jerusalem (geb. 21. März 1747), der Sohn des als Schriftsteller bekannt gewordenen braunschweiger Propstes, Goethes Studiengenosse in Leipzig, ein hübscher blonder Jüngling von zartem, etwas weichlichem Wesen, der Geßners Radierungen kopierte und englische Schriftsteller las, auch stets in englischem Kostüm: blauem Frack, gelber Weste, Stiefeln mit braunen Stulpen erschien, war mit dem kurpfälzischen Sekretär Philipp Jakob Herdt befreundet und verliebte sich in dessen schöne Gattin Elisabeth, eine Tochter des Mannheimer Hofbildhauers Egell. Das unglückliche Verhältnis, von dem übrigens nur ein kleiner Teil des Wetzlarer Kreises genauere Kenntnis erhalten zu haben scheint, währte bis zum 30. Oktober 1772 und endete mit Jerusalems Selbstmord, der, wie wir später sehen werden, die in Goethes Phantasie bereits ausgereiften Bestandteile des Werther-Romanes gleich der Oberfläche eines gefrierenden Wassers bei plötzlicher Erschütterung zu einem festen Ganzen zusammenschießen ließ.

Es ist für Goethen bezeichnend, daß ihn eine Liebe nie völlig beschäftigte und ihn der Außenwelt zu entfremden vermochte. Wie er während des Verhältnisses mit Käthchen Schönkopf eine Kunstpilgerfahrt nach Dresden unternahm, wie er sich aus

der Sesenheimer Stille losriß, um das schöne Elsässerland zu durchreisen, so lockte ihn während des Wetzlarer Aufenthaltes das nahe Gießen mit seinem regen geistigen Leben. Die Wanderung dorthin war freilich kaum etwas anderes als eine Art Hauptprobe zu der Flucht von Wetzlar, zu der er sich drei Wochen später entschloß. „Am 16. August," so lesen wir in Kestners Tagebuch, „bekam Goethe von Lottchen gepredigt, sie deklarierte ihm, daß er nichts als Freundschaft hoffen dürfe; er ward blaß und sehr niedergeschlagen." Offenbar trieb ihn diese Abkühlung von dannen. Über Garbenheim und Atzbach eilte er nach Gießen. „Aber schon unterwegs gewann sein Übermut und die alte Vorliebe für Mystifikationen über die Wertherstimmung den Sieg, er beschloß, den Professor Hoepfner, in dem er einen Mitarbeiter an den von Merck und Johann Georg Schlosser vorbereiteten „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" begrüßen wollte, unter der Maske eines wandernden Studenten zu besuchen. Der Scherz gelang nach der Schilderung von Hoepfners Gattin (A. Bock, Aus einer kleinen Universitätsstadt I.) vortrefflich: Hoepfner versuchte mehrmals, sich seines Besuches durch das Anerbieten einer Unterstützung zu entledigen. Erst abends, am Stammtische, traf er den seltsamen Reisenden wieder, der dort das große Wort führte und den ganzen Professorencirkel in Entzücken versetzte.

Zugleich mit Goethen traf Merck aus Darmstadt und Schlosser aus Frankfurt ein. Beim Gedankenaustausch über die „Gelehrten Anzeigen" lernte der Dichter Hoepfern kennen und schätzen. Vermutlich würde er seine Absicht, in Gießen längeren Aufenthalt zu nehmen, ausgeführt haben, wenn nicht die beiden Freunde nach Erledigung des Geschäftlichen auf rascher Abreise bestanden hätten. Merck litt an unüberwindlichem Widerwillen gegen das damals allerdings maßlos rohe studentische Leben, und Schlosser verspürte Heimweh nach Frankfurt, wohin ihn als starker Magnet Goethes Schwester Cornelia zog, was er bei dieser Gelegenheit dem Bruder gestand. Goethe empfand bei dieser Erklärung die lebhafteste Eifersucht. Er hatte

sie bis dahin für sich allein in Anspruch genommen und bei dem regen geistigen Verkehre, in dem er mit ihr seit der frühesten Kindheit gelebt, nie daran gedacht, daß er sie einmal an einen andern abtreten müsse.

Vor der Abreise von Gießen machte Goethe noch Merck mit Lotten bekannt, die gerade zum Besuche bei dem Kriegszahlmeister Pfaff angekommen war, und von Merck nach Wetzlar begleitet wurde. Das schöne Mädchen fand jedoch vor den Augen des Freundes keine Gnade, er zog das „Junonische" dem „Zierlichen" vor, was er Goethen mit trocknen Worten erklärte. Wenn wir einem Briefe des Dichters an Kestner Glauben schenken dürfen, hätte sich der Darmstädter Mephisto allerdings selbst in Lotten verliebt, allein es ist nicht unmöglich, daß Goethe diese Mitteilung dem Bräutigam nur gemacht hat, um den Zauber, den das Mädchen auf seine Umgebung ausübte, ins rechte Licht zu setzen und dadurch eine mildere Auffassung seiner eigenen Verliebtheit zu erzielen.

Die Erwähnung der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" nötigt mich, der Beiträge Goethes zu dieser im Herderschen Sinne geleiteten Zeitschrift, „in der die ästhetische Kritik wieder ein ähnliches Organ gefunden zu haben schien, wie die Litteraturbriefe (Lessings) gewesen waren," mit einigen Worten zu gedenken. Goethes Mitarbeit beschränkte sich auf eine Reihe Recensionen von Kunstwerken und Büchern hauptsächlich historischen, biographischen, poetischen und kunstgeschichtlichen Inhalts. Viele dieser Kritiken verraten den ungewöhnlichen Geist des Verfassers, namentlich die, welche sich mit der ästhetischen Würdigung von Werken der bildenden Kunst beschäftigen. An diese Thatsache knüpft einer der neuesten Goethebiographen (Richard M. Meyer, Goethe) die feine Bemerkung: „Gerade wie die kritische Thätigkeit ist auch die Bilderbeschreibung eine Liebhaberei, welche Goethes Jugend mit seinem Alter teilt, während beide in dem reifen vollen Schaffen seiner klassischen Zeit zurücktreten: Der Jüngling und der Greis sammeln, jener aus Wissenslust und dieser aus Beschaulichkeit; der Mann aber

schafft lieber selbst, statt fremde Schöpfungen kritisch zu reproduzieren."

Nach Mercks Abreise erreichte Goethes Leidenschaft für Lotten ihren Höhepunkt. Scheinbar ruhig und gefaßt feierte er noch seinen Geburtstag in der Buffschen Familie, aber seine Gespräche über Tod und Jenseits mußten die Freunde stutzig machen. Am 11. September, frühmorgens, verließ er ohne Abschied von der Geliebten die Stadt. Am Abend vorher hatte er einen Brief an Kestner geschrieben, der seine Stimmung zur Genüge kennzeichnet: „Er ist fort, Kestner, wenn Sie diesen Zettel kriegen, er ist fort. Geben Sie Lottchen inliegenden Zettel . . . Ich kann Ihnen in dem Augenblicke nichts sagen, als leben Sie wohl. Wäre ich einen Augenblick länger bei euch geblieben, ich hätte nicht gehalten. Nun bin ich allein und morgen geh' ich. O mein armer Kopf!"

Seine Abreise war thatsächlich eine Flucht vor dem Selbstmord, obgleich er die ganze Sachlage in „Dichtung und Wahrheit" ungleich harmloser hinstellt. Nach außen hin vermochte er die plötzliche Abreise von Wetzlar, die namentlich den Plänen des Vaters durchaus nicht entsprach, damit zu erklären, daß er mit Merck eine Rheinreise verabredet habe und denselben in Koblenz bei Frau von Laroche zu treffen gedenke.

Er reiste zu Fuße lahnabwärts und versuchte sich bei dieser Wanderung, einer augenblicklichen Grille nachgebend, durch ein sonderbares Orakel über seine Zukunft als bildender Künstler Aufklärung zu verschaffen. Ein noch neues, wertvolles Taschenmesser, das er von der Straße aus in den Fluß warf, sollte ihm durch sein *sichtbares* Aufschlagen auf das Wasser als ein ermutigendes Zeichen des Schicksals dienen. Das Orakel fiel nicht nach Wunsch aus, und der Wanderer zweifelte an seiner Begabung. Aber erst fünfzehn Jahre später sollte er ernstlich zu der Einsicht gelangen, daß ihn das Schicksal nicht zum Maler, sondern zum Dichter bestimmt habe.

Sein Gemütszustand ließ ihn nicht zum Genusse der landschaftlichen Reize des herrlichen Lahnthals gelangen. Die roman-

tischen Burgen, die dort bei jeder Krümmung des Flusses auf steilen Felsen zum Himmel ragen, tauchten aus dem zarten Dufte des Herbsttages, ohne auf den jungen Büßer einen sonderlichen Eindruck zu machen. In Ems nahm er zum Gebrauche der Bäder einen kurzen Aufenthalt, er fühlte sich danach an Leib und Seele gestärkt und fuhr leichteren Herzens den Fluß hinab. Die Lage von Oberlahnstein entzückte ihn, und die Festung Ehrenbreitstein erschien ihm „über alles herrlich und majestätisch.“ Im friedlichen Örtchen Thal, hart am Fuße des Felsen, öffnete sich ihm das gastliche Haus des kur-trierschen Geheimen Staatsrats Frank von Laroche, dessen Frau und Tochter er, wie wir wissen, schon im April zu Homburg kennen gelernt hatte. Frau von Laroche, die am 6. Dezember 1731 geborene Tochter des Augsburger Stadtphysikus Gutermann, die Jugendgeliebte Wielands, der seine Neigung später auf ihre Tochter und endlich in verstärktem Maße auf ihre Enkelin Sophie Brentano übertrug, galt für die litterarische Pythia des Rheinlands. Sie stand damals gerade auf der Höhe ihres Ruhmes: ihr Roman „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ rührte alle empfindsamen Seelen. Zu ihrem schöngeistigen Hofstaat gehörte der hessen-darmstädtische Rat Leuchsenring, der ebenfalls zu jener Zeit in ihrem Hause weilte, eine weichliche Natur ohne scharf ausgeprägten Charakter. Er stand mit mancherlei interessanten Zeitgenossen im Briefwechsel und verfehlte nicht, seine mehr oder minder geistreichen Korrespondenzen auszugsweise vorzulesen, ohne sich durch die sarkastischen Randbemerkungen des kühl-verständigen Hausherrn irre machen zu lassen.

Man wird es Goethen kaum verdenken, daß er sich in diesem ästhetischen Kreise mehr an die Töchter hielt, von denen die älteste, Maximiliane, damals gerade sechzehn Lenze zählte und durch ihre dunklen Augen, ihre Anmut und frische Natürlichkeit alle Welt entzückte. G. Jacobi hatte bereits um ihre Hand angehalten, aber „Mamachen,“ wie Frau von Laroche in ihrem empfindsamen Kreise hieß, wollte höher mit ihr hinaus und hatte bereits einen reichen Mann aufs Korn genommen: den

vierzigjährigen, aus Mailand gebürtigen Frankfurter Kaufmann Peter Anton Brentano, einen Witwer und Vater von vier Kindern. Verwandte und Bekannte waren über die Absichten der Mutter entrüstet, namentlich auch die Frau Rat Goethe, deren natürlich-einfachem Gefühl die affektierte Überschwenglichkeit „Mamachens" schon längst ein Greuel war, und die noch nach Jahren der Herzogin Anna Amalia ihr Herz über Frau von Laroche ausschüttete.

Weitere Kreise auf Goethes Beziehungen zu Maximiliane Laroche aufmerksam gemacht zu haben, von denen wir zuerst durch Loepers Ausgabe der Briefe Goethes an Sophie von Laroche Kenntnis erhielten, ist ein Verdienst Karl Heinemanns, der sowohl in seiner Goethebiographie wie in seinem bereits citierten schönen Buche über Goethes Mutter das eigentümliche Verhältnis beleuchtet. Wir wissen heute, daß „Maxe" nicht ohne entscheidenden Einfluß auf die beiden anmutigsten und zartesten Frauengestalten Goethischer Kunst, auf Lotten und Mignon, geblieben ist. Er selbst deutet seine Neigung zu dem schönen Mädchen in „Dichtung und Wahrheit" nur mit wenigen Worten an. „Es ist eine sehr angenehme Empfindung," meint er bei dieser Gelegenheit, „wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist. So sieht man bei untergehender Sonne gern auf der entgegengesetzten Seite den Mond aufgehn und erfreut sich an dem Doppelglanze der beiden Himmelslichter."

Goethes Aufenthalt in der Familie Laroche währte nur fünf Tage. Merck hatte offenbar genug von der thränenreichen Zärtlichkeit der Hausfrau und dem in Briefbündel eingeschnürten Esprit ihres Apostels Leuchsenring und „blies zur rechten Zeit zum Aufbruch." Man fuhr mit einem Boote rheinaufwärts und benutzte die langsame Fahrt zu zeichnerischen Übungen. Malerische Burgen und Städte wurden sorgfältig zu Papier gebracht und trugen vielleicht nicht wenig dazu bei, den über die Abreise des Sohnes von Wetzlar ungehaltenen Vater zu versöhnen. Am 21. September langte Goethe wieder in Frank-

furt an, wo er bereits am nächsten Tage den Besuch Kestners empfing. Nun begann er auch ernsthaft an die Ausübung seines Berufes zu denken. Die Brüder Schlosser, durch Georgs Verlobung mit Cornelia der Goethischen Familie nahe verbunden, überwiesen dem Sohne einige Klienten; auch der Oheim Textor wendete ihm „kleinere Sachen" zu, so daß der junge Advokat mit seiner Praxis gleich ins rechte Fahrwasser kam. Es wird uns heute schwer, uns den Dichter in einer solchen Thätigkeit vorzustellen, aber Juristen von Fach, die Einblick in die von Goethe bearbeiteten Akten genommen haben, rühmen „die gesunde, praktische Richtung, Gewandtheit und Lebhaftigkeit der Darstellung," weisen jedoch auf das Minimum positiver Kenntnisse hin, über das er zu verfügen hatte. Schon Georg Schlosser warf ihm vor, daß er ein besserer Redner als Jurist zu werden verspreche, und warnte ihn davor, seine schriftstellerischen Neigungen auf die juristische Praxis auszudehnen. Wir dürfen annehmen, daß dem jungen Advokaten seine fein stilisierten Plaidoyers mehr Freude machten, als die Rechtsfragen selbst.

Zur Entschädigung für die auf solche Berufsarbeiten verwandte Mühe nahm Goethe seine alten Kunstliebhabereien wieder auf, besuchte sämtliche Frankfurter Gemäldesammlungen und Kupferstichkabinette, studierte vor allem die seit dem Besuche in Dresden von ihm so hoch geschätzten Niederländer und richtete sich bei seinem alten Freunde, dem Maler Nothnagel ein kleines Atelier ein, in dem er fleißig nach der Natur in Öl malte.

Aber noch eine wichtigere Arbeit beschäftigte den Unermüdlichen, eine Arbeit, die ihn gleichsam über Nacht zum berühmtesten Autor Deutschlands machen sollte: die Umarbeitung des „Götz." Die erste ungestüme Fassung dieses Schauspiels hatte sich derart ausgedehnt, „daß auch seine dramatische Form alle Theatergrenzen überschritt" und das Stück kaum etwas anderes war, als ein dramatisiertes Stück Lebensgeschichte. Zu einer künstlerischen Abrundung fehlte noch viel; die Unzahl von Sce-

nen mit verändertem Schauplatze schlossen jeden Gedanken einer Aufführung von vorne herein aus. Er nahm sich vor, das Ganze umzuschreiben, nachdem er lange vorher mit der teilnehmenden Mutter und der verständigen Schwester seinen Plan besprochen hatte.

In kaum sechs Wochen wurde der neue „Götz“ geschrieben, oder, wie Goethe sich ausdrückt, der alte „eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt, mit neuem, edlerem Stoff versetzt und umgegossen.“ Das Resultat war ein litterarisches Ereignis. Es bedeutete eine Revolution auf dem Gebiete des Dramas, einen völligen Bruch mit dem Klassizismus, den die Franzosen bis dahin nach der Schablone des antiken Theaters ausgebildet und der Welt aufgenötigt hatten. Im „Götz“ suchen wir vergeblich die bis dahin mit drakonischer Strenge geforderte „Einheit der Handlung,“ statt ihrer finden wir als Kern des Ganzen eine einzelne merkwürdige Person, der sich alle anderen unterordnen und deren Schicksal eben die Fabel des Stückes ausmacht.

Shakespeares Einfluß auf den „Götz“ läßt sich nicht verkennen, die Vorzüge wie die Schwächen der Arbeit weisen darauf hin. Aber der Stoff war originell, weil er national war. Wir müssen heute noch den sichern und kühnen Griff bewundern, mit dem der Dichter sich aus der von seinen Zeitgenossen kaum gekannten deutschen Vorzeit den Helden holte, der bei allem Typischen, das ihm als Vertreter des Rittertums zur Reformationszeit anhaftet, ein selbständiger Charakter und zugleich eine Gestalt von echt tragischem Geschick ist.

Und dieser Ritter, der vom Raube lebt und sich dennoch berufen fühlt, in den Zeiten des allgemeinen Wirrsals die ausgleichende Gerechtigkeit zu vertreten, die gedrückten Bauern zu schützen und dem deutschen Kaiser gegen die Anmaßung der Fürsten, Pfaffen und Städte beizustehen, fand, von Goethe zum Leben geweckt, volles Verständnis. Die ganze Litteratur der Zeit ist mit dem oppositionellen Geist getränkt, den Götz verkörpert. Bereits mehr als zwanzig Jahre vor dem Ausbruch

der französischen Revolution werden Fürsten und Große, Geistliche und Richter, die typischen Bösewichter jedes Dramas, litterarisch verurteilt und hingerichtet.

Aber es war noch ein anderes Moment, das dem genialen Dichterwerke die Wege ebnete: der nationale Charakter und die kulturhistorische „Echtheit.“ Hier war zum erstenmal ein Stück, in dem von Deutschen deutsch empfunden und gesprochen wurde. Der Sehnsucht nach einem großen einigen Vaterlande, die seit dem dreißigjährigen Krieg in den Gemütern nicht mehr erstorben war, wurde hier zum erstenmal wieder Worte geliehen. Jede Gestalt des Stückes, vom großen Kaiser Maximilian bis zu dem kampfesfrohen Reiterbuben, dem so früh das schöne Los des Heldentodes zu teil wird, durfte bei unbefangenen deutschen Lesern auf Verständnis rechnen; Götzens Hausfrau Elisabeth und der treue Franz Lerse, Ehrendenkmäler der Dankbarkeit, die der Dichter dem Mütterlein und dem Straßburger Freunde gesetzt hatte, wirkten mit so starkem Zauber, als ob sie lebend unter den Lebenden gewandelt hätten. Noch dreißig Jahre nach Erscheinen des „Götz“ schreibt Zelter, der natürlich-empfindende wackre Mann aus dem Volke, an Goethe: „Die Freiheit, Bestimmtheit, ja ich sage die Gestalt der Personen ist dergestalt klar und beziehentlich auf Ort, Zeit und Umgebung, daß keine Mücke mehr dazwischen Platz hat, ohne sich lächerlich zu machen. Was meine Bewunderung am meisten erregt, ist der Charakter der Elisabeth, die kaum gehört und gesehen wird und die Krone aller Frauen so wie dieses Stückes ist. Was muß ein Mann wert sein, der eine solche Frau liebt!“

Goethe konnte sich nicht dazu entschließen, die Arbeit, „an die er so viele Neigung verwendet,“ einem Verleger anzubieten. Merck, der mit der köstlichen Naivetät, die auch heute noch einen Teil des Publikums auszeichnet, in jeder buchhändlerischen Unternehmung eine Goldgrube sah, ohne zu bedenken, daß der bei einem „einschlagenden“ Buche gemachte Gewinn fast regelmäßig von den verfehlten Verlagsunternehmungen wieder verschlungen wird, überredete den Dichter, den Götz im

gemeinsamen Selbstverlage erscheinen zu lassen. Goethe bezahlte das Papier, Merck Satz und Druck. Aber es ging ihnen mit diesem Geschäfte, wie es auch Schillern einmal mit dem Selbstverlage ging — es fehlte ihnen die buchhändlerische Routine und der Überblick über die Verhältnisse im Sortimentsbuchhandel, ohne die der ersprießliche Betrieb eines Verlages undenkbar ist. Goethe hatte die Arbeit allein zu erledigen, da Merck die Landgräfin Karoline nach Petersburg begleiten mußte, geriet in finanzielle Schwierigkeiten und sah sich genötigt, eine größere Anleihe aufzunehmen. Um das Unglück voll zu machen, erschienen, noch ehe die Herstellungskosten gedeckt waren, drei Nachdrucke auf dem Büchermarkte.

Desto größer aber war der moralische Gewinn, den das Werk dem Dichter eintrug. Es machte allgemeines Aufsehen. Anfangs wußte das Publikum, wie stets, wenn es sich um etwas völlig Neues handelt, nicht, wie es sich dem Stücke gegenüber verhalten sollte. Der Verfasser wurde, obgleich die erste Auflage anonym erschienen war, bald bekannt und mit Zuschriften lobenden und tadelnden Inhaltes überschüttet. An guten Ratschlägen ließ man es ebenfalls nicht fehlen, und ein spekulativer Buchhändler bat Goethen, ihm noch ein Dutzend solcher Dramen zu schreiben. Die Unsicherheit der Kritik läßt sich am besten aus der ersten Recension des Stückes im „Teutschen Merkur“ erkennen. „Wir zeigen unsern Lesern jetzo ein Drama an,“ heißt es da, „bei dem unsere kritischen Linnés staunen und ungewiß sein werden, in welche Klasse sie es setzen sollen: ein Stück, worin alle drei Einheiten auf das Grausamste gemißhandelt werden, das weder Lust- noch Trauerspiel ist: und doch das schönste interessanteste Monstrum, gegen welches wir hundert von unsern komisch-weinerlichen Schauspielen austauschen möchten.“

Nicht minder interessant ist es, die Stimmen der großen Zeitgenossen über den „Götz“ zu vernehmen. Wieland widmet ihm im nächsten Jahrgang (1774) des „Teutschen Merkur“ eine längere Besprechung, die er an die Scene vor der Be-

lagerung von Jaxthausen anknüpft, wo Maria und Sickingen auf Götzens Wunsch die Burg verlassen und dieser sich mit den Worten „Elisabeth, du bleibst bei mir!“ zu seinem Weibe wendet. Elisabeth antwortet: „Bis in den Tod!“ Dies einzige Wort,“ sagt Wieland, „in der Situation, in dem Augenblicke, wo es gesagt wird, ist unendlichmal mehr als alle die schönen Tiraden, die der beste französische Poet sie hätte herdeklamieren lassen. Es stellt ein Weib vor meine Seele, die des größten Helden würdig ist; ein Weib, die durch dies einzige „bis in den Tod“ so schön und groß als alle Alcesten, Pantheen, Portien und Arrien der Fabel und der Geschichte in meinen Augen wird.“ Am 31. Mai 1774 schreibt Johann Georg Hamann an Herder: „Goethe ist doch noch Ihr Freund? Der Name seines Götzen wird wohl ein Omen für unsern theatralischen Geschmack sein, oder die Morgenröte einer neuen Dramaturgie.“

Herder, dessen Ausstellungen an der ersten Bearbeitung manche Vorzüge des neuen „Götz“ zu verdanken sein werden, schreibt in den „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste“ (1794—96): „Goethes Berlichingen ist ein deutsches Stück, groß und unregelmäßig wie das deutsche Reich ist; aber voll Charakter, voll Kraft und Bewegung.“

Nur die beiden besten Köpfe der Zeit, die recht eigentlich der zweiten Hälfte des Jahrhunderts den Stempel ihres Geistes aufgedrückt hatten, verhielten sich gegen den kommenden Mann und seine erste bedeutende Schöpfung ablehnend. Lessing fürchtet, daß der große Beifall, den der Götz in Berlin gefunden, „weder zur Ehre des Verfassers, noch zur Ehre Berlins“ gereiche. Bei Friedrich dem Großen, dem begeisterten Verehrer und Schüler der Franzosen, deckt sich die Mißachtung des „Götz“ allerdings mit seiner Abneigung gegen Shakespeare. In seinem berühmten Buche „De la littérature allemande“ (Berlin 1780) nennt er den „Götz“ „eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke Shakespeares, die der Wilden Kanadas würdig seien,“ und bedauert das Parterre,

„das solchen geschmacklosen Albernheiten mit Enthusiasmus applaudiere.“

Man kann Friedrichs wie Lessings Urteil nur mit dem so oft beobachteten Mangel an Verständnis erklären, das die führenden Geister einer Zeit den Herolden einer neuen Epoche entgegenbringen.

Man muß, wenn man die ungeahnte Wirkung des „Götz“ recht verstehen will, im Auge behalten, daß es sich keineswegs um die Wirkung des Stückes von der Bühne aus handelt. Erst dreißig Jahre später (1802—4) entschloß sich Goethe das Stück für das Theater zu bearbeiten und dabei manche wertvolle Scene den Anforderungen des Regisseurs an möglichst knappe Fassung zum Opfer zu bringen.

Nach der Vollendung des „Götz“ überkam den Dichter die Lust, der lange gebändigten Laune die Zügel schießen zu lassen. Zur Erholung von der ernsten Thätigkeit schrieb er hintereinander eine Reihe kleiner Satiren in dramatischer Form, in denen er einzelne Personen oder Typen verspottet. Fünf davon haben sich erhalten. Im „Pater Brey“ wird der spionierende Mucker Leuchsenring ziemlich unsanft abgethan, im „Satyros“ die Zeitrichtung, die sich in der Nachahmung Rousseaus gefiel, vielleicht auch Herder oder Basedow, bespöttelt. Im „Prolog zu Bahrdts neuesten Offenbarungen“ erscheinen die Evangelisten im Studierzimmer des modernisierenden Bibelbearbeiters Bahrdt, um sich von ihm wegen ihrer altmodischen faltigen Gewänder und langen Bärte den Kopf zurecht setzen zu lassen. Am meisten Beachtung fand die Farce „Götter Helden und Wieland,“ die das Salongriechentum in Wielands mattem Singspiel „Alceste“ geißelt. Sowohl Bahrdt als Wieland nahmen den Spott mit Humor auf und brachen ihm so die Spitze ab. Wieland ließ sich sogar herbei, die gegen ihn gerichtete Farce im „Teutschen Merkur“ mit Wohlwollen zu besprechen. „Wir empfehlen diese kleine Schrift,“ so heißt es da, „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze, der sich aus allen

möglichen Standpunkten sorgfältig denjenigen aussucht, aus dem ihm der Gegenstand schief vorkommen muß, und sich dann recht herzlich lustig darüber macht, daß das Ding so schief ist." Die fünfte der Satiren „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" ist eigentlich eine Sammlung lose verbundener Epigramme in dramatischer Gestalt und richtet sich bei vielerlei leider verloren gegangenen persönlichen Beziehungen gegen gewisse Zeitströmungen wie den seichten Rationalismus und die Gefühlsduselei in Lavaters Sinne.

Die dramatische Narrenkappe, in der sich der Dichter während dieser Epoche gefiel, verhinderte ihn keineswegs an der Beschäftigung mit ernsten litterarischen Studien. Vor allem reizten ihn die Engländer als die Vertreter des Pessimismus und der Menschenverachtung zu eifriger Lektüre. In Miltons, Swifts, Sternes und Youngs Schriften finden wir die interessantesten Dokumente jener düstern Richtung, die in Shakespeares Hamlet ihren Gipfelpunkt erreicht und auf ihrer Wanderung durch die Weltlitteratur heute zu den nordischen Völkern gelangt ist. Auch die nebelhaft verworrene Schwermut der sogenannten Ossianischen Poesie mußte Goethen unter diesem Gesichtspunkte aufs neue fesseln, und so bereitete sich denn in ihm die thränenfeuchte Schwüle vor, in der sein Briefroman „Werthers Leiden" keimen und gedeihen sollte. Es ist charakteristisch, daß der jugendliche Dichter sich mit Selbstmordgedanken vertraut zu machen suchte und abends, wenn er zu Bett gegangen war, sich die Spitze eines wohlgeschliffenen Dolches auf die Brust setzte, mit der Absicht, zu versuchen „ob es ihm wohl gelingen möchte, die scharfe Spitze ein paar Zoll tief in die Brust zu senken. Da dies aber niemals gelingen wollte," gesteht er, „so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrischen Fratzen hinweg und beschloß zu leben."

In dieser Stimmung erhielt er die Nachricht vom Tode Jerusalems, der seinen seelischen Leiden am 30. Oktober 1772 mit der Pistole ein Ende gemacht hatte. Ein seltsamer Zufall wollte es, daß diese Pistole Kestners Eigentum war. Im

Nachlaß des Letzteren hat sich das verhängnisvolle Zettelchen gefunden, das die wenigen Worte trägt: „Dürfte ich Ew. Wohlgeboren wohl zu einer vorhabenden Reise um ihre Pistolen gehorsamst ersuchen? Je. d. 29. Okt. 1772. Mittags 1 Uhr." Die Nachricht traf schon am 1. November in Frankfurt ein. Am 4. oder 5. reiste Goethe in Begleitung Schlossers nach Wetzlar, um sich genaue Einzelheiten über das Ereignis mitteilen zu lassen. Graf Kielmannsegge, einer der wenigen Vertrauten Jerusalems, konnte ihm über alles die genaueste Auskunft geben. Aber dies scheint ihm noch nicht genügt zu haben, er bat Kestnern, ihm den Hergang umständlich aufzuschreiben. Kestners Protokoll erreichte ihn in Darmstadt und bildet recht eigentlich die Grundlage, auf der sich der „Werther" in der Phantasie des Dichters aufbaute. Geschrieben wurde der Roman allerdings erst im Frühjahr 1774, nachdem der Dichter kurz vorher selbst noch einmal die Leiden seines Helden durchgekostet hatte. Durchgekostet und überwunden! Der Goethe, der den „Werther" schrieb, war längst nicht mehr der Goethe, der ihn einst empfunden hatte. Er selbst konnte sich und die Epoche, in der er damals lebte, schon mit dem Auge des Historikers betrachten. Und deshalb wurde der Roman ein Kunstwerk, ein Ergebnis der Reflexion, trotz der scheinbaren Inspiration des Augenblicks, die wir in jedem der Wertherbriefe zu erkennen glauben. Wir wissen heute, daß der „Werther" kein völlig organisches Gefüge hat. Die eigentliche Fabel lieferte die unglückliche Geschichte des jungen Jerusalem. Kestner und Lotte haben zu den Hauptfiguren des ersten Teiles, Brentano und Maximiliane zu denen des zweiten Modell gestanden. Lotte, ursprünglich blauäugig, blickt uns im Romane mit Maxens schwarzen Mignonaugen an, in die der Dichter zu tief geblickt hatte.

Maximiliane war am 9. Januar 1774 zu Ehrenbreitstein mit Brentano getraut worden und wohnte nun in Frankfurt. Die Ehe war sicherlich nicht die glücklichste, scheint aber den Bekannten des Paares noch weit unglücklicher vorgekommen zu

sein, als sie in Wirklichkeit war. Man stieß sich allgemein an Brentanos geringem Interesse für alles, was außerhalb seines kaufmännischen Horizontes lag. „Brentano ist ein Kaufmann, der sehr wenig Geist hat," schreibt beispielsweise Merck, „es ist ein trauriges Phänomen für mich, unsere Freundin zwischen Heringstonnen und Kisten aufzusuchen."

Die Gesellschaft im Brentanoschen Hause bestand aus Franzosen und Italienern von ausgeprägt katholisch-religiösen Neigungen. Goethe fand Einlaß und wurde ein oft gesehener Gast. Er schloß sich an einen Geistlichen, den Dechanten der Leonhardskirche, Dumeix, an, der ihm über die Organisation der katholischen Kirche ausführlich Auskunft erteilen mußte. Goethes Hauptaufgabe war es jedoch, der erst siebzehnjährigen jungen Frau die Anregung zu bieten, die sie in ihrem neuen Heim so sehr vermißte. Er war, nach seinen eigenen Worten „der einzige in dem ganzen Kreise, an dem sie noch einen Widerklang jener geistigen Töne vernahm, an die sie von Jugend auf gewöhnt war." Ziemlich unzart schreibt der Darmstädter Mephisto: „Goethe hat die kleine Madame Brentano über den Geruch von Öl und Käse und über das Betragen ihres Mannes zu tröſten." Er entledigte sich dieser Pflicht nicht etwa aus Mitleid oder selbstloser Menschenliebe. „Die Max ist noch immer der Engel," schreibt er an Betty Jacobi, „der mit den simpelsten und wertesten Eigenschaften alle Herzen an sich zieht, und das Gefühl, das ich für sie habe . . . macht nun das Glück meines Lebens."

Eine Scene aus dem unschuldigen Verkehre der beiden jungen Leute ist mit Feder und Pinsel für alle Zeiten festgehalten worden. Wer kennt nicht Kaulbachs schönes Bild, dem die anschauliche Beschreibung aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Univ.-Bibl. Nr. 2691—95) zu Grunde liegt, wo Maxens Tochter Bettina der Mutter des Dichters die Worte in den Mund legt: „An einem hellen Wintertag, an dem deine Mutter Gäste hatte, machtest du ihr den Vorschlag, mit den Fremden an den Main zu fahren. ‚Mutter, Sie hat mich ja

doch nicht Schlittschuhe laufen sehen, und das Wetter ist heut' so schön' u. s. w. — Ich zog meinen karmoisinroten Pelz an, der einen langen Schlepp' hatte und vorn herunter mit goldnen Spangen zugemacht war, und so fahren wir denn hinaus, da schleift mein Sohn herum wie ein Pfeil zwischen den andern durch, die Luft hatte ihm die Backen rot gemacht, und der Puder war aus seinen braunen Haaren geflogen; wie er nun den karmoisinroten Pelz sieht, kommt er herbei an die Kutsch' und lacht mich ganz freundlich an. — Nun, was willst du? sag' ich. — Ei, Mutter, Sie hat ja doch nicht kalt im Wagen, geb' Sie mir ihren Sammetrock! — Du wirst ihn doch nicht gar anziehen wollen? — Freilich will ich ihn anziehen. — Ich zieh' halt meinen prächtig warmen Rock aus, er zieht ihn an, schlägt die Schleppe über den Arm, und da fährt er hin, wie ein Göttersohn auf dem Eis; Bettine, wenn du ihn gesehen hättest!! — So was Schönes giebt's nicht mehr, ich klatschte in die Hände vor Lust! Mein Lebtag seh' ich noch, wie er den einen Brückenbogen hinaus und den andern wieder herein lief, und wie da der Wind ihm den Schlepp' lang hintennach trug. Damals war deine Mutter mit auf dem Eis, der wollte er gefallen."

So harmlos der Verkehr Goethes mit Maxe auch sein mochte, Brentano schöpfte dennoch Verdacht und machte dem Hausfreunde eine häßliche Scene. Von dieser Stunde an mied er für längere Zeit das Haus. „Die liebe Max," schreibt er an ihre Mutter, „seh' ich selten, doch wenn sie mir begegnet, ist's immer eine Erscheinung vom Himmel." Im Sommer 1775 kam die Versöhnung mit dem eifersüchtigen Gatten zustande. Nun konnte er der Mutter die sittlich großen Worte schreiben: „Ich hab' ihr mein Wort gehalten und versprach ihr, wenn ihr Herz sich zu ihrem Manne kehren wollte, wollte ich wiederkehren, ich bin wieder da und bleibe bis an mein Ende, wenn sie Gattin und Hausfrau und Mutter bleibt. Amen."

In vier Wochen wurde der „Werther" zu Papiere gebracht.

Goethe zog sich zu dieser Arbeit, wie er es schon bei der neuen Fassung des „Götz“ gethan hatte, in völlige Abgeschiedenheit zurück und war während der ganzen Frist für niemand zu sprechen. Für ihn bedeutete das Buch den Abschluß einer unerquicklichen Zeitspanne; seine Fähigkeit, sich durch eine solche „Generalbeichte“ das Herz zu erleichtern und sich einer tiefgehenden seelischen Verstimmung durch poetische Produktion zu entledigen, ersparte dem Werther-Goethe die Zuflucht zu jenem letzten Mittel, in dem der Werther-Jerusalem den Ausweg aus seinen Leiden sah. Die bösen geschäftlichen Erfahrungen, die der junge Dichter mit seinem „Götz“ gemacht hatte, waren nicht geeignet, ihn zu einem neuen Versuche mit dem Selbstverlage zu verlocken. Anderseits benahmen ihm aber auch die intimen Beziehungen, in denen er gerade zu diesem Buche stand, die Lust, sich nach einem Verleger für den „Werther“ umzusehen. Bei Mercks Rückkehr aus Petersburg las er diesem aus dem sauber abgeschriebenen und gebundenen Manuskripte vor und wurde zu seinem Entsetzen mit den kühlen Worten „Nun ja! Es ist ganz hübsch“ abgespeist. Er fiel aus allen Himmeln und war nahe daran, die Arbeit dem Feuer zu überliefern. Zu seiner Beruhigung konnte ihm Merck nach einiger Zeit gestehen, daß er sich am Tage der Vorlesung in einer unglücklichen Stimmung befunden und von dem ganzen Romane keine Silbe vernommen habe.

Glücklicherweise hatte Goethe einige Zeit vorher von dem Leipziger Buchhändler Christian Friedrich Weygand einen Brief mit der Aufforderung erhalten, ihm ein Manuskript für seinen Verlag zu senden. Der „Werther“ wurde abgeschickt und lag Ende September in zierlicher Buchausgabe vor. Der Erfolg des Romanes übertraf den des „Götz“ noch um ein Bedeutendes. Goethe war mit einem Schlage der gelesenste Autor nicht nur Deutschlands sondern der Welt geworden. Bereits im Jahre 1779 brachte ein Ostindienfahrer chinesische Tassen mit, auf denen Scenen aus dem „Werther“ abgebildet waren.

Für den Verfasser hatte die ungeahnte Wirkung allerdings

auch ihre Schattenseiten. Jeder fragte ihn nach dem Modell Lottens und wollte zum mindesten ihren Wohnort wissen. Er mußte zu Reisen unter Wahrung des Inkognitos seine Zuflucht nehmen. Noch zwölf Jahre nach dem Erscheinen des „Werther" machte er sich in der zweiten römische Elegie (erste Niederschrift) mit dem Stoßseufzer Luft:

„Endlich bin ich entflohn! Sie kennet Werthern und Lotten,
Kennet den Namen des Manns, der sie sich eignete, kaum."

Und als er am Vormittag des 2. Oktober 1808 zu Erfurt dem großen Napoleon gegenüberstand, mußte er es erleben, daß der Kaiser sogleich vom „Werther" anfing, dem einzigen Werke Goethes, das er gelesen hatte, das aber in der Wertschätzung des Dichters längst erheblich gesunken war.

Fragt man sich, worin die starke Wirkung des Romans beruht habe, so muß man einzig und allein die Vorzüge desselben in Erwägung ziehen, deren erster die bis dahin ungekannte Frische der Schreibweise ist. Der Typus der empfindsamen Zeit, die in süßer Wehmut thatenlos dahinträumte und sich so gern durch tragische Katastrophen aus ihrem Haschisch-Rausche aufrütteln ließ, war im „Werther" zum erstenmal dichterisch verherrlicht worden. Jeder sah in dem schwärmerisch leidenden Jüngling sein eignes Bild. Ströme von Thränen wurden vergossen. Es war, als sollte die ganze lesende Welt der großen poetischen Erleichterung teilhaftig werden, die der Dichter für sich selbst errungen hatte. Man suchte dem Helden des Romans auch äußerlich nahe zu kommen. Wer Anspruch auf zarte Empfindungen erhob, bestellte sich schleunigst Werthers Kostüm: den blauen Frack und die gelben Hosen, in denen der Held so anmutig gelitten hatte.

Allerdings kam noch ein äußeres Moment hinzu, für das uns freilich heute schon das rechte Verständnis fehlt. Der Selbstmord aus unglücklicher Liebe war damals eine durchaus neue Erscheinung, etwas Unerhörtes. Dem unglücklichen Jerusalem selbst hatte bei all seinem Herzenskummer zuguterletzt nur die gekränkte Eitelkeit die Pistole in die Hand gedrückt: der

Zorn über seine angebliche Zurücksetzung durch einen adligen Vorgesetzten. Goethe hatte dieses Motiv im Romane gleichfalls anzubringen versucht; der Selbstmord lediglich aus unglücklicher Liebe war auch ihm zu unglaublich erschienen. Und darin liegt wenigstens für uns der innere Fehler des Romans, den schon der erste moderne Mensch, Napoleon, dem Dichter gegenüber rügte.

Während die Jugend den „Werther“ mit Begeisterung aufnahm, gerieten die Alten in helle Entrüstung. Die deutschen Philister, die sich sonst doch nicht so leicht über Litteraturprodukte erhitzen, wurden aus ihrer beschaulichen Ruhe aufgeschreckt. Was Werther-Goethe prophetisch vorausgesehen hatte, war geschehen: der Strom des Genies war aus den Ufern getreten und drohte den gelassenen Herren zu beiden Seiten „die Gartenhäuschen, Tulpenbeete und Krautfelder“ zu Grunde zu richten. Entschieden belastend für den Dichter war die traurige Thatsache, daß sein unglücklicher Werther Nachahmer fand, in deren Reihen wir ein Fräulein von Laßberg aus Weimar finden. Obrigkeit und Kirche schritten gegen das unheilvolle Buch ein. In Mailand wurde es auf Anordnung des Erzbischofs öffentlich verbrannt, im aufgeklärten Leipzig vom Rat bei zehn Thaler Strafe verboten, was zur Folge hatte, daß der Verleger im Jahre 1775 allein drei neue Auflagen drucken konnte, wozu im selben Jahre noch acht Nachdrucke kamen.

Die Kritik nahm das Buch im großen und ganzen günstig auf. Wieland hebt im „Teutschen Merkur“ (1774) die psychologisch richtige Charakterzeichnung hervor und meint: „Außer der Kunst des Verfassers, die Nuancen aller Leidenschaften zu treffen, verdient die populäre Philosophie Lob, womit er sein ganzes Werk durchwürzt hat. ‚Ich will das Gegenwärtige genießen und das Vergangene soll mir vergangen sein‘ und hundert solche Maximen, die aus Werthers nicht misanthropischem sondern bewegtem Herzen fließen, machen mehr Eingang, als die strotzenden Predigten unsrer täglichen Romane.“ Matthias Claudius, der „Wandsbecker Bote,“ weiß offenbar nicht recht,

wie er sich dem „Werther“ gegenüber verhalten soll und sucht sich mit allerhand Trivialitäten darüber hinwegzuhelfen. „Ja, die Lieb' ist 'n eigen Ding; 's läßt sich nicht mit ihr spielen, wie mit einem Vogel . . . Der arme Werther! Er hat sonst so feine Einfälle und Gedanken. Wenn er doch eine Reise nach Paris oder Peking gethan hätte! So aber wollt er nicht weg von Feuer und Bratspieß, und wendet sich so lange d'ran herum, bis er kaput ist,“ u. s. w.

Der berüchtigte Hauptpastor Goeze und sein großer Gegner Lessing sind in ihrem Verdammungsurteile über den „Werther“ einig. Der erstere bekämpft ihn mit theologischen Gründen. Lessing äußert sich in einem seiner Briefe: „Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? . . . Solche kleingroße, verächtlichschätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfnis so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse, und je cynischer, je besser!“ Man wird Lessings Urteil, über dessen innere Berechtigung man denken mag, wie man will, verstehen, wenn man in Erwägung zieht, wie fatal es dem großen Manne sein mußte, seine „Emilia Galotti“ als letzte Lektüre Werthers genannt zu sehen, in dessen Modell er noch dazu einen von ihm aufrichtig geschätzten Freund betrauerte. Sein Schildknappe, der damals vielgenannte Berliner Buchhändler und Aufklärer Friedrich Nicolai schrieb eine Parodie unter dem Titel „Freuden des jungen Werthers. Leiden und Freuden Werthers des Mannes,“ in der er „mit wenig Witz und viel Behagen“ dem Helden einen glücklicheren Lebensweg vorzeichnete. Chodowieckis reizende Titelvignette, die Goethe ausschnitt „und zu seinen liebsten Kupfern legte,“ hat dem seichten Machwerk zu einer unverdienten Verbreitung verholfen. Es ist übrigens für den Einfluß des Berliner Litteraturgewaltigen bezeichnend, daß der Dichter ihm nicht mit offnem Visier zu antworten wagte und sich auf allerlei anonyme Spottverse beschränkte, unter denen

die Xenien vom Jahre 1795 die kräftigsten waren. Nicolai blieb mit seiner Parodie keineswegs allein; unter Goethes gesamten Werken ist, vom „Faust“ abgesehen, keines, dem so viele Nachahmungen folgten, wie der „Werther.“

Von besonderem Interesse ist für uns die ohne Zweifel durch Kestner veranlaßte anonym erschienene „Berichtigung der Geschichte des jungen Werthers,“ die als erster Kommentar zu dem Romane gelten kann und das Bestreben des Verfassers verrät, nach Kräften für den ziemlich schlecht behandelten Kestner, den „Albert“ der Geschichte einzutreten. „Man würde aber dem guten Kestner Unrecht thun,“ heißt es da, „wenn man ihn bloß nach dieser Schilderung beurteilte. Albert mußte allemal verlieren, wenn sein Mitbuhler interessant werden sollte.“ Rührend ist der Brief Goethes an Kestner und Lotten, in dem er wegen seiner von ihnen schmerzlich empfundenen und gerügten Indiskretion um Verzeihung bittet. „O ihr Ungläubigen!“ schreibt er, „ihr Kleingläubigen! Könntet ihr den tausendsten Teil fühlen, was „Werther“ tausend Herzen ist, ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die ihr dazu hergebt!“

Naturgemäß mußte der ungewöhnlich große Erfolg seiner beiden ersten Werke den Dichter mit manchen bedeutenden Zeitgenossen in Berührung bringen, denen er bis dahin fern gestanden hatte. Erwähnt sei vor allem der am 17. Februar 1752 zu Frankfurt geborene Dichter Maximilian Klinger, dessen Schauspiel „Sturm und Drang“ (Univ.-Bibl. Nr. 248) der ganzen litterarischen Epoche den Namen gegeben hat. Er suchte in seinen Stücken der „unverfälschten Menschheit“ im Rousseauschen Sinne gegen die „sittlichen und gesellschaftlichen Herkömmlichkeiten“ zum Siege zu helfen und hat mit seinen „Falschen Spielern“ den ersten Anstoß zu Schillers „Räubern“ gegeben. Sodann verdient Leopold Wagner (geb. 1747 zu Straßburg) genannt zu werden, weniger wegen seines, irrtümlich Goethen zugeschriebenen Spottgedichtes auf Nicolais „Freuden des jungen Werthers“ („Prometheus, Deukalion und seine Recensenten“) als wegen des zweifelhaften Verdienstes, Goethes Andeutungen über seine

Faustpläne als Grundidee zu einem grausigen Sechsakter „Die Kindesmörderin“ ausgebeutet zu haben.

Von dauernder Bedeutung für den Dichter war jedoch nur die persönliche Bekanntschaft mit Lavater. Dieser hatte sich bereits im Jahre 1773 um Goethes Porträt für seine physiognomischen Studien bemüht und seitdem öfter mit ihm Briefe gewechselt. In einem Briefe an Herdern vom 4. November desselben Jahres verrät er einen wahrhaft prophetischen Blick, wenn er mit Bezug auf Goethen schreibt: „Es scheint, daß wir näher zusammenkommen werden. Ich freue mich mit Zittern: unter allen Schriftstellern kenn' ich kein größeres Genie.“

Von Goethe und seiner mütterlichen Freundin, dem frommen Fräulein von Klettenberg, mit gleicher Erregung erwartet, traf der berühmte Züricher Apostel und Phantast am 23. Juni 1774 in Frankfurt ein und bezog ein Quartier im Vaterhause seines jungen Freundes. Die erste Begegnung ist charakteristisch. Auf Lavaters lakonische Frage: „Bist's?“ antwortete Goethe ebenso lakonisch: „Ich bin's!“

Als Theolog und Dichter hatte der Schweizer bereits einen Namen von gutem Klang, während das Hauptwerk seines Lebens, die „Physiognomischen Fragmente,“ in denen wir heute freilich kaum mehr als eine geistreiche Spielerei von sehr problematischem Werte sehen, gerade die Zeitgenossen zu beschäftigen begann und zu reger Mitarbeit oder zu noch lebhafterem Widerspruche anregte. Wir wissen, wie freudig Goethe seine zeichnerischen Fähigkeiten in den Dienst der von Lavater mit Leidenschaft gepflegten Kunst, die Züge des menschlichen Antlitzes zu deuten und die Gesichter zu klassifizieren, stellte, obgleich er sich keineswegs rückhaltlos zu dieser neuen Wissenschaft bekannte. Wir verdanken ihm jedoch trotz mehrfacher Entfremdungen die objektivste Charakteristik des seltsamen Mannes, dessen Bild sonst auffallend durch persönliche und religiöse Antipathien getrübt ist. Nach Goethes Darstellung war Lavater eine milde menschenfreundliche Natur von großer allgemeiner Bildung und ungewöhnlicher Menschenkenntnis mit einer unbesiegbaren Nei=

gung, seine Umgebung durch sanfte Überredung zu bessern und zu bekehren. Dem Spott und Dünkel, dem gerade er mehr ausgesetzt war als andere, wußte er mit Geschick auszuweichen und dabei den Gegner durch eine überraschend neue und bedeutende Äußerung zu entwaffnen. Seine religiösen Gespräche mit Fräulein von Klettenberg waren für Goethen von höchstem Interesse, weil sich hier zwei ausgesprochen fromme Christen mit völlig abweichenden Ansichten über das Wesen Christi gegenüberstanden.

Dabei war Lavater keineswegs ein Mucker. Er liebte die Geselligkeit und ward in jedem fröhlichen Kreise bald der Mittelpunkt. Von dieser heiteren Seite lernte ihn Goethe bei Gelegenheit einer am 28. Juni unternommenen Reise nach Ems kennen, auf der er den Propheten und dessen Reisegefährten, den Maler Schmoll, begleitete, um der drängenden Amtsgeschäfte wegen sogleich nach der Ankunft nach Frankfurt zurückzufahren. Bereits am 14. Juli wiederholte er den Besuch in Ems und traf dort in Lavaters Gesellschaft den nicht minder berühmten Schulreformator Basedow, den Herausgeber des einst weitverbreiteten „Elementarwerks,“ eines Handbuches für den Anschauungsunterricht, für das er damals gerade in ganz Europa Subskribenten suchte und im allermodernsten Sinne Reklame machte. Er war recht eigentlich das Widerspiel des feinen zartfühlenden Lavater: grob, cynisch, streitsüchtig und ungebildet, die Karikatur des Rousseauschen Naturmenschen und nebenbei ein Gewohnheitstrinker schlimmster Sorte. Es mag ein seltsames Bild gewesen sein, wenn sich der vornehme junge Goethe aus der eleganten Gesellschaft der Badegäste fortstahl und während der Tanzpausen in Basedows qualmerfülltes Arbeitszimmer eilte, wo der stets thätige Mann, der niemals zu Bette ging, im Lehnstuhl sitzend abwechselnd schlief und seinem Sekretär diktierte. Man sprach mit großer Erregung über irgend ein Problem, bis die Klänge eines Allemande oder eines Polnischen den Besucher in den Ballsaal zurückriefen, während Basedow „den Faden seiner Abhandlung so ruhig diktierend aufnahm, als wenn nichts gewesen wäre.“

Das wunderliche Trio Goethe-Lavater-Basedow benutzte die schönen Sommertage zu Besuchen in der Umgegend, bei denen namentlich die für alles „Geistige und Geistliche“ zugänglichen adligen Damen aufs Korn genommen wurden. Man kehrte unter anderem bei der Freifrau Henriette Karoline vom Stein in Nassau, der Mutter des großen preußischen Staatsmanns, ein, wo Goethe, um den unvermeidlichen Fragen nach Lotten zu entgehen, den Kindern Märchen erzählte, Lavater für das Himmelreich und Basedow für sein „Elementarwerk“ Propaganda machte. Letzterer zeigte wieder einmal so wenig Lebensart, daß er nach einem erfolgreichen Appell an die Herzen und Geldbeutel der Anwesenden plötzlich in seinen gewohnten Cynismus zurückfiel und die Gesellschaft durch lästerliche Reden gröblich beleidigte. So fatal dieser Besuch auch enden mußte, so bedeutungsvoll wurde er für Goethes Zukunft. Unter den Gästen der Frau vom Stein befand sich außer Frau von Laroche auch eine Dame aus der Weimarer Gegend, die reizende Gräfin Werthern, geb. vom Stein, in der Manche das Urbild der Leonore Sanvitale in Goethes „Tasso“ erkennen wollen. Sie war es ohne Zweifel, die über Goethes Persönlichkeit die erste Kunde nach Weimar brachte und für den jungen Dichter am dortigen Hofe Interesse zu erregen wußte.

Für Goethes Duldsamkeit menschlichen Schwächen gegenüber ist es bezeichnend, daß er seine Absicht, Lavater rheinabwärts zu begleiten, nicht aufgab, als Basedow erklärte, daß auch er sich anschließen wolle. Die Fahrt durchs Lahnthal nach Koblenz verlief unter theologischen Gesprächen und weltlichen Scherzen zur vollen Zufriedenheit aller Teilnehmer. Ein köstliches kleines Dokument über den Verkehr der drei ungleichen Männer hat sich in den kunstlosen Versen erhalten, die Goethe unter dem Titel „Diner zu Koblenz“ in seine Werke aufgenommen hat.

Das Reiseziel war Düsseldorf, das Centrum der niederrheinischen Schöngeister, die mit denen vom Oberrhein in Fehde lagen, weil die letzteren den auf gegenseitige Verhimmelung

abzielenden Briefwechsel zwischen Georg Jacobi und Gleim öffentlich lächerlich gemacht hatten. Goethe fühlte sich nicht ganz frei von Schuld und sah dem Zusammentreffen mit den Brüdern Jacobi begreiflicherweise mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Rheinfahrt verlief trotz des schlechten Wetters recht lustig, Lavaters Tagebuch mit mancherlei tollen Einzeichnungen läßt die feucht-fröhliche Stimmung der Schiffspassagiere erkennen. Man muß sich Goethen hier vorzustellen versuchen, wie er unter einem nassen Segeltuch liegend, einen verwelkten von zarter Hand gespendeten Blumenstrauß an der Brust, „sein Butterbrot wie ein Wolf verzehrt und sich nach dem übrigen eingepackten Essen schon weiter umsieht."

Daß die erste Begegnung mit den Brüdern Jacobi trotz der erwähnten mißlichen Verhältnisse dennoch „sogleich offen und zutraulich" sein konnte, war in erster Linie einer jungen, nach Frankfurt übergesiedelten Düsseldorferin, Johanna Fahlmer, zu verdanken, die hier wie dort wegen ihrer vielfachen verwandtschaftlichen Beziehungen das „Tantchen" genannt wurde. Sie war die um 31 Jahre jüngere Halbschwester der Mutter der Jacobis und durch die Familie des Predigers Starck auch mit Goethen verwandt, dessen Schwager Schlosser sie zur zweiten Frau nahm. „Sie gab," wie der Dichter sich ausdrückt, „durch die große Zartheit ihres Gemüts, durch die ungemeine Bildung des Geistes ein Zeugnis von dem Wert der Gesellschaft, in der sie herangewachsen." Sie wurde in ihren versöhnlichen Bestrebungen durch die treuherzige jüngere Jacobische Halbschwester Lottchen („Lolo") und die Gattin von Fritz Jakobi, Betty geb. von Clermont unterstützt, „eine herrliche Niederländerin, ohne eine Spur von Sentimentalität richtig fühlend, sich munter ausdrückend, die, ohne Ausdruck von Sinnlichkeit, durch ihr tüchtiges Wesen an die Rubensschen Frauen erinnerte." Bei so schätzbaren Gönnerinnen im feindlichen Lager mußte es bald zu einem ehrenvollen Friedensschlusse kommen. Die beiden „Propheten" waren in Köln, Basedow möglicherweise sogar schon in Neuwied, zurückgeblie-

ben. Goethe traf mit dem Maler Schmoll am Abend des 20. Juli 1774 in Düsseldorf ein und stieg im „Prinzen von Oranien“ ab. In der Frühe des nächsten Morgens eilte er nach Jacobis Wohnung am Flingerthore und, da er niemand zu Hause traf, von dort in den Garten nach Pempelfort. „Grad 'rab vom Himmel gefallen vor Fritz Jacobi hin! Und er und ich und ich und er! Und waren schon, eh' noch ein schwesterlicher Blick drein präliminiert hatte, was wir sein sollten und konnten!“

Goethes Toleranz in religiösen Dingen hat diesen Freundschaftsbund geweiht und viele Jahre hindurch, wenigstens äußerlich, zusammengehalten. Denn im Grunde genommen lag zwischen den beiden Männern eine unüberbrückbare Kluft. Die große Gottes- und Weltanschauung, ohne die Goethe für uns undenkbar wäre, stand zu dem beschränkten Sophismus, mit dem sich Jacobi zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und starrem Dogmenglauben ohne ernstere innere Konflikte hindurchhalf, in diametralem Gegensatze. „Was Jacobi mir von dem Zustande seines Gemütes mitteilte,“ sagt Goethe, „konnte ich nicht fassen.“ Daß sich die Kluft in der Folgezeit immer mehr erweiterte, geht aus den Worten hervor, mit denen er die Schilderung der ersten Begegnung beschließt: „Ich hatte beim Scheiden kein Vorgefühl, daß unser Streben eine entgegengesetzte Richtung nehmen würde.“

Die Düsseldorfer Gemälde-Galerie, deren Bestände heute einen wesentlichen Teil der Münchener Pinakothek bilden, bot Goethen neue Anregung und erweiterte seine Kenntnis der niederländischen Schule. Von der freundlichen Rheinstadt machte er einen Abstecher nach dem gewerbefleißigen Elberfeld, um seinen alten Freund Jung-Stilling, der damals dort als Arzt wirkte, zu besuchen, und zwar wieder einmal in einer Verkleidung: als Kranker, der Stillings Kunst in Anspruch nehmen zu wollen vorgab. Bei einer Abendgesellschaft spielte Goethe zum Entsetzen der guten Elberfelder das enfant terrible, so daß „Stilling und einige andere, die ihn und sein Wesen besser

kannten, oft vor Lachen zu bersten meinten“ (Stillings Lebensgeschichte).

Auf der Heimreise wurde der Dichter von seinen Düsseldorfer Freunden bis Köln begleitet, wo man in Gesellschaft des romantisch-sinnlichen Wilhelm Heinse einige heitere Sommertage verlebte. Bis in die späte Nacht, wenn der Mondschein auf dem breiten Rheine zitterte, blieben die Freunde zusammen, meist in lebhaftem Gespräche über Spinoza, dessen herrlichen Pantheismus Goethe damals zur Grundlage seiner eigenen Weltanschauung gemacht hatte. Naturgemäß mußte das alte Köln auch von seiner ureigensten Seite, als Hochburg rheinischer Kunst und rheinischen Altertums, auf Goethen wirken; mit Wonne besuchte er das Jabachsche Haus in der Sternengasse, wo die Kunstschätze eines reichen längst verstorbenen Kenners und Sammlers pietätvoll aufbewahrt wurden, mit Wehmut sah er die Ruine des Doms, ein wunderbares, „fern von der Vollendung schon erstarrtes Weltgebäude.“ Damals ahnte er noch nicht, daß er berufen war, vierzig Jahre später in diesen Ruinen neues Leben zu erwecken, indem er mit seiner mächtigen Stimme dem kühnen Gedanken der Brüder Boisserée öffentlich Ausdruck verlieh und nach jeder Richtung hin die Wiederaufnahme der Dombau-Arbeiten förderte.

In Ems besuchte er, wohl mehr aus Gründen der Höflichkeit, Frau von Laroche und wurde hier Zeuge des tragischen Todes von vier Knaben, die beim Krebsfang ertranken. In „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ hat er das Ereignis rührend geschildert.

Nach der Rückkehr von seiner Reise finden wir Goethen mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, die mit Ausnahme des „Clavigo“ allerdings nicht über kurze Bruchstücke hinauskamen. Aber die Wahl seiner Stoffe ist für diese Lebensepoche des Dichters bezeichnend und weist unverkennbar auf Spinozas Einfluß hin. Wenn er im „Mahomet,“ mit dem er übrigens schon 1773 begonnen, den großen Religionsstifter des Morgenlandes als einen Auserwählten Gottes hinstellt, so sehen wir

zum erstenmal einen Gedanken in Worte gekleidet, den wenige Jahre später Lessing im „Nathan" verkörpert hat. Seltsam genug muß es uns freilich anmuten, daß der Dichter, der dem Propheten einen so hohen Platz eingeräumt hatte, dem Voltaireschen Drama desselben Titels später zu einer Aufführung auf dem Weimarer Theater verhalf, obwohl Mahomet hier als Charlatan erscheint. Aus Goethes kleinem Fragment ist der unter die „Gedichte" aufgenommene Hymnus „Mahomets Gesang" allgemein bekannt geworden. Deutlicher noch als aus „Mahomet" spricht Goethes Pantheismus aus dem zweiaktigen Fragment des „Prometheus." Es ist die Auflehnung gegen den traditionellen Begriff der persönlichen Götter, der siegreiche Kampf des schöpferischen Wesens in der Menschenbrust gegen die starren, zur Unthätigkeit verdammten und dem Schicksal unterworfenen Olympier. Sie fordern von Prometheus Gehorsam und Dank, aber selbstbewußt stößt er sie zurück:

„Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
Die allmächtige Zeit
Mein Herr und eurer?"

Mit furchtbarer Ironie verspottet er die Himmlischen, die gleichsam von der Gnade der Menschen leben:

„Ich kenne nichts Ärmeres
Unter der Sonn' als euch, Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.

Das Fragment, oder vielmehr das daraus entstandene Gedicht „Prometheus," wurde handschriftlich einigen Freunden mitgeteilt und mit sehr gemischten Empfindungen aufgenommen. Zur größten Verwunderung der ganzen litterarischen Welt erklärte sich Lessing mit der Tendenz des Stückes einverstanden, was Mendelssohn so in Aufregung versetzte, daß er darüber starb.

Diese dramatischen Bruchstücke, im Verein mit einem epischen, dem „Ewigen Juden," in dem Goethe einem von ihm in allen Lebensepochen durchdachten, äußerst spröden Stoffe poetische Gestaltung zu geben versuchte, weisen durch Gehalt und Ausführung auf die Anfänge seines bedeutendsten Werkes, des „Faust" hin, die thatsächlich in diese Zeit fallen. Welche Scenen dieser gewaltigsten Dichtung der Weltlitteratur damals schon vollendet vorlagen, läßt sich trotz Wilhelm Scherers und Erich Schmidts eingehenden Untersuchungen mit Bestimmtheit nicht angeben; wir kennen den sogenannten „Urfaust" lediglich aus der Abschrift des Fräuleins von Göchhausen, bei der sich nicht mit völliger Gewißheit erkennen läßt, ob wir thatsächlich die erste Fassung des Dramas vor uns haben. Ich werde später auf die Entstehungsgeschichte des „Faust" zurückkommen und möchte an dieser Stelle nur auf den engen Zusammenhang der ersten Faustscenen mit Goethes poetischer Produktion seit der Vollendung des „Götz" hinweisen.

Seltsam genug, aber für die geistige Elasticität und Vielseitigkeit des Dichters durchaus bezeichnend, hebt sich aus dem Kreise der kraftgenialischen Fragmente der Frankfurter Zeit ein Trauerspiel hervor, bei dem Goethe zur kunstgerechten Bühnentechnik der Franzosen zurückkehrt: „Clavigo." Das Stück, das er, einer kecken Laune folgend, auf Wunsch seiner Freundin Anna Sibylla Münch in genau acht Tagen niederschrieb, ist merkwürdigerweise trotz des geringen poetischen Wertes das bühnenwirksamste aller Goethischen Stücke geblieben. Der Gegenstand war damals hochaktuell, und man darf sagen, daß Goethes Bearbeitung der Zeitgeschichte sogar vorgriff. Im vierten Stück seiner „Denkwürdigkeiten" schildert der französische Dichter und Abenteurer Beaumarchais, derselbe, dessen Lustspiel „Die Hochzeit des Figaro" (Univ.-Bibl. Nr. 661) als litterarische Einleitung der französischen Revolution angesehen wird, eine Episode aus seinem bewegten Leben. Zwei seiner Schwestern lebten als Besitzerinnen eines Geschäftes in Madrid. Ein spanischer Edelmann, Don Josef Clavijo y Flaxardo, nähert sich der jüngeren, Marie, mit Hei-

ratsabsichten, läßt sie aber, nachdem er bei Hof zu angesehener Stellung gelangt ist, im Stich. Marie erkrankt, und der Bruder eilt auf den Ruf der älteren Schwester nach Madrid, um Clavijo zu einem schriftlichen Schuldbekenntnis zu zwingen, das in der Hand der Betrogenen zu einer verderblichen Waffe werden soll. Clavijo zeigt sich bereit, seinen Verpflichtungen nachzukommen, erwirbt sogar die Freundschaft Beaumarchais' und geht mit Marie ein förmliches Verlöbnis ein. Bald aber bereut er seine Nachgiebigkeit, eilt an den Hof und benutzt seinen Einfluß, um einen Verhaftsbefehl gegen den lästigen Franzosen zu erwirken. Dieser findet durch Zufall einen bei Hof angesehenen Diplomaten, Whal, der früher in französischen Diensten gestanden hat, erlangt durch ihn eine Audienz beim König und entlarvt seinen Gegner, der aller Ämter und Ehren entsetzt wird. Goethe hielt sich in den Hauptzügen an die von Beaumarchais geschilderten Thatsachen, nur am Schlusse des Stückes erlaubte er sich eine freie Abänderung, indem er den Verräter an Mariens Sarge durch ihres Bruders Degen sterben ließ. Es ist ergötzlich, sich Clavijos Antlitz vorzustellen, als er, der in Wirklichkeit bald wieder zu Ehren kam und bis zum Jahre 1806 als Schriftsteller in ganz Spanien geachtet lebte, von seinem Tode auf der deutschen Bühne las oder hörte.

In Goethes Bekanntenkreise wurde „Clavigo" ziemlich kühl aufgenommen. „Solch' einen Quark mußt du mir künftig nicht mehr schreiben; das können die andern auch," sagte Merck, der freilich in dem nüchtern verständigen Carlos mit einiger Verstimmung sich selbst wiedererkannte. Johann Heinrich Voß meinte, „daß man im ‚Clavigo' den Dichter des ‚Götz' nicht wieder erkennen könne" und Wieland bekennt, er würde den Verfasser ohne Einschränkung loben, „wenn nicht von dem, der viel hat, viel gefordert würde."

In den Herbst des Jahres 1774 fallen die Besuche zweier Männer bei Goethe, die bedeutungsvoll für ihn und seine Zukunft werden sollten. Die letzte Septemberwoche brachte Klopstock, der, vom Markgrafen Karl Friedrich von Baden als Hof-

rat nach Karlsruhe berufen, die Reise benutzte, um bei seinen eifrigsten Aposteln vorzusprechen. Goethe hatte sich ihm brieflich bereits am 28. Mai mit den schönen Worten genähert: „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?“ Auch einige seiner dramatischen Satiren, unter anderem die von Goethen unterdrückte Farce „Das Unglück der Jacobis“ hatte er ihm zugesandt. So sah er denn den Mann von Angesicht zu Angesicht, der einst der Leitstern seiner frühesten Jugend gewesen war. Ein kleiner eleganter Herr von höchst gemessenem Wesen und diplomatischen Allüren stand vor ihm. Aber, wie es zu gehen pflegt: prophetische Offenbarungen gab der Dichter des „Messias“ nicht von sich, selbst Gespräche über litterarische Zustände lehnte er meist entschieden ab, statt dessen verbreitete er sich mit Begeisterung über friesische „Schrittschuhe“ mit flachgeschliffenen langschnäbligen Stählen und über das Zureiten junger Pferde, in dem er unbestrittene Meisterschaft erlangt hatte.

Im Oktober begleitete Goethe den Gast nach Mannheim und Darmstadt, wo Merck besucht wurde. Das freundschaftliche Verhältnis erkaltete bereits nach zwei Jahren und ging bei Klopstock in eine Gehässigkeit über, die wir uns nur aus dem Neide erklären können, mit dem der alternde Dichter seinen glücklicheren jungen Rivalen betrachtete.

Am 11. Dezember, während der Dämmerung, trat ein etwa dreißigjähriger Mann bei Goethen ein, den dieser anfangs für Fritz Jacobi hielt, bis er sich ihm als Major von Knebel vorstellte, der, nachdem er den preußischen Militärdienst quittiert, eine Instruktorstelle beim Prinzen Konstantin von Sachsen-Weimar angenommen habe und nun seinen Zögling und dessen Bruder, den siebzehnjährigen Erbprinzen Karl August auf einer größeren Reise begleite.

Knebels Beziehungen zu Ramler und dem Göttinger Dichterkreise boten Gelegenheit zu einer anregenden Aussprache. Zu Knebels Freude zeigte sich Goethe, wahrscheinlich infolge seiner Bekanntschaft mit der bereits erwähnten Gräfin Werthern, über

die Weimarischen Verhältnisse völlig unterrichtet. Er hatte vernommen, wie die seit dem im Jahre 1758 erfolgten Tode ihres Gemahles Ernst August Konstantin mit der Regentschaft betraute junge Herzogin Anna Amalia „zu Erziehung ihrer Prinzen die vorzüglichsten Männer berufen; wie die Akademie Jena durch ihre bedeutenden Lehrer zu diesem schönen Zweck gleichfalls das Ihrige beigetragen; wie die Künste nicht nur von gedachter Fürstin geschützt, sondern von ihr gründlich und eifrig getrieben würden.“ Selbst über die letzten Neuigkeiten war der Dichter orientiert: er sprach über den großen Schloßbrand und über die daraus entsprungene Störung des gesellschaftlichen und geistigen Lebens, deren glückliche Beseitigung man allgemein von dem thätigen und begabten Erbprinzen erwartete. Und als dann Knebel lächelnd erklärte, daß die beiden Prinzen ihn so bald als möglich kennen zu lernen wünschten, war das Erstaunen auf Goethes Seite.

Er begab sich unter Knebels Führung in den Gasthof, in dem die Prinzen abgestiegen waren, ließ sich dem Grafen Görtz, dem Erzieher Karl Augusts, vorstellen und machte den jungen Herrschaften seine Aufwartung. Ein zufällig auf dem Tische liegendes Buch bot den Stoff zur ersten sehr lebhaft geführten Unterhaltung: Mösers „Patriotische Phantasien“ (Univ.-Bibl. Nr. 683—84), ein in beinahe modernem Feuilletonstil gehaltenes Werk über die politischen, national-ökonomischen und juristischen Fragen der Zeit, durchaus im Sinne der Reformbestrebungen Friedrichs II. und Josefs II. Es war ein Zeichen von Goethes Takt und diplomatischem Geschick, daß er über seine eigenen Werke kein Wort verlor, sondern völlig hinter den Gegenstand der Unterhaltung zurücktrat. Was damals die Herzen bewegte, ließ sich bei dem einen Besuche nicht durchsprechen; die Prinzen nahmen daher dem Dichter das Versprechen ab, ihnen nach Mainz zu folgen und dort einige Tage mit ihnen zu verbringen.

In Goethes Freude über diese ehrenvolle Einladung wollte der Herr Rat als guter Republikaner durchaus nicht einstimmen, witterte dahinter vielmehr eine Falle, in die man nach

seiner Meinung den jungen Enthusiasten locken wolle, um ihn wegen seines Angriffs auf den am Weimarischen Hofe in Gunst stehenden Wieland zu bestrafen. Die Erörterungen zwischen Vater und Sohn wurden nach guter oberrheinischer Weise mit allerlei sprichwörtlichen Wendungen für und gegen den Hofdienst gewürzt, unter denen ein vom Sohne vorgebrachtes Verschen für seine Anschauungen über diesen Punkt bezeichnend ist. Es lautet:

„Wer sich in Fürsten weiß zu schicken,
Dem wird's heut' oder morgen glücken;
Wer sich in den Pöbel zu schicken sucht,
Der hat sein ganzes Jahr verflucht."

Der Widerstand des alten Herrn wurde endlich durch Vermittlung des damals gerade gefährlich erkrankten Fräuleins von Klettenberg gebrochen, das am Tage von Wolfgangs Abreise, dem 13. Dezember 1774, im Alter von 51 Jahren starb. In Mainz erzählte er den Prinzen die Entstehungsgeschichte seiner Spottschrift auf Wieland, wobei er die Lacher auf seiner Seite hatte. Man veranlaßte ihn, dem Dichter des „Oberon" einen Brief zu schreiben und dadurch die Versöhnung anzubahnen.

Man kann sich der Vermutung nicht erwehren, als habe der Herr Rat nach des Sohnes Rückkehr das Bedürfnis empfunden, ihn mehr als bisher an Frankfurt zu fesseln und seine Zukunftspläne, wie er es früher gethan, nach Kräften zu beeinflussen. Selbst eine Reise nach Italien wurde ernstlich in Erwägung gezogen, um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Das Mütterlein unterstützte den Vater hierbei auf ihre Weise. Sie versuchte den Sohn zur Gründung einer eigenen Häuslichkeit zu bewegen, hatte sich auch schon eine Schwiegertochter, die hübsche muntere Anna Sibylla Münch, ausgesucht und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, ihrem Wolfgang allerlei zarte Andeutungen zu machen. Sogar die schön verzierten alten Wiegen auf dem Hausboden wurden als Köder benutzt, um den Ehescheuen in das Netz einer gemütlichen Häuslichkeit zu locken.

Zu Beginn des Jahres 1775 stellten sich wieder Gäste in Frankfurt ein: Fritz Jacobi und Jung Stilling. Der Letztere hatte die Reise vom Niederrhein an den Main unternommen, um an einem Herrn von Larsner, der völlig erblindet war, eine Augenoperation vorzunehmen. Die Operation mißlang, und Stilling verfiel in einen Zustand der Verzweiflung, in dem ihn Goethes Zuspruch aufrecht hielt. Aber mit dem Ruhme des virtuosen Operateurs war es vorbei, selbst die glückliche Heilung eines blinden Betteljuden, der, nachdem er wieder sehend geworden, durch Frankfurt rannte und auf alttestamentliche Art Gottes Segen auf den großen Arzt herabrief, vermochte diesem nicht wieder zu Kredit und Selbstvertrauen zu verhelfen.

Um diese Zeit war Frau Aja der ersehnten Schwiegertochter näher, als sie je gehofft oder vermutet hatte. Im Dezember 1774 war Goethe durch einen Freund, wahrscheinlich den Musiker Kayser, zu einem Hauskonzerte bei der Bankierswitwe Schönemann, geb. d'Orville, eingeführt worden, wo er sich in die am Klaviere sitzende einzige Tochter Elisabeth — Lilli — prima vista verliebte. Unter den Vielen, die Goethe geliebt, war sie ohne Frage die vornehmste: eine zierliche Blondine mit herrlichem Haar, schalkhaften blauen Augen und einem Antlitz vom regelmäßigsten Oval. In Haltung, Bewegung und Geschmack von bezaubernder Grazie glänzte sie, eine echte Ballkönigin, auf allen Festen ebenso sehr durch ihre Erscheinung wie durch ihre Gabe der leichten, fließenden und witzigen Unterhaltung. In ihrem Vorzug lag auch ihre Schwäche: ohne eigentlich kokett zu sein, fühlte sie sich nur als Mittelpunkt einer glänzenden Gesellschaft wohl; das Parkett war ihre Heimat, die Atmosphäre des Salons ihr Lebenselement. Grethchen und Käthchen waren dem Dichter aus dem engen Rahmen kleinbürgerlicher Zustände entgegengetreten, Friederike und Lotte aus der idyllischen Umgebung grüner Wiesen und wogender Kornfelder: hier sah sich Goethe, der werdende Kavalier und Hofmann, zum erstenmal einer Aristokratin gegenüber.

Das Neue zog ihn mächtig an, so sehr eine innere Stimme ihn warnen mochte. Dem Mädchen zuliebe stürzte er sich in die rauschende Geselligkeit der Frankfurter reichen Kaufmannskreise, die ihn mit ihrer ganzen geistigen Öde und Nichtigkeit anekelte. Der Kampf zwischen Neigung und Vernunft, in den er sich verwickelt sah, findet in dem bekannten Liede „Herz mein Herz, was soll das geben?" beredten Ausdruck, am deutlichsten vielleicht in der letzten Strophe:

„Und an diesem Zauberfädchen,
Das sich nicht zerreißen läßt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränd'rung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! laß mich los!"

Aus dem kerzenerleuchteten Salon flüchtete er an den Schreibtisch. Wie er in einer ähnlichen Lage acht Jahre vorher die „Laune des Verliebten" geschrieben, so machte er seinem Herzen jetzt in dem kleinen Singspiel „Erwin und Elmire" Luft, einer freien ursprünglich in Prosa ausgeführten Dramatisierung der Goldsmithschen Ballade „Edwin und Angelina," mit der er möglicherweise allerdings schon im Sommer 1774 begonnen hatte. Erst in der zweiten Hälfte des Stückes finden wir deutliche Anspielungen auf des Dichters Verhältnis zu Lilli. Die Fabel ist einfach: Elmirens Koketterie entfremdet ihr den Geliebten. Er zieht sich von ihr zurück, bis ein Freund die Versöhnung anbahnt. Das kleine Schauspiel wurde Lilli gewidmet und im selben Jahre gleichzeitig von André und Stegmann in Musik gesetzt. Schon im Mai wurde die „Operette" auf dem Frankfurter Theater aufgeführt. Der Dichter befand sich gerade auf Reisen, gewissermaßen auf der Flucht vor der Geliebten, er schreibt an Tantchen Fahlmer: „Und wenn Erwin aufgeführt wird, bitt' ich doch um eine Relation. Denn eine Farce giebt's doch. — Und ob Lilli drin war?"

Goethe bezeichnete das kleine Schauspiel, das trotz einer

inneren Verwandtschaft mit seinen Jugendstücken wesentlich höher steht als diese, später als „Sudelei" und arbeitete es im Jahre 1787 völlig um. Das eingelegte Lied „Ein Veilchen auf der Wiese stand" ist erst durch Mozarts Komposition Gemeingut des deutschen Volkes geworden. Die zweite poetische Blüte des Frühlings 1775 war „Klaudine von Villa Bella," ein Singspiel, das für den Dichter in untrennbaren Beziehungen zu „Erwin und Elmire" gestanden zu haben scheint, da er fast nie des einen Erwähnung thut, ohne zugleich auch des andern zu gedenken. Auch die spätere Umarbeitung beider in Verse fällt in dieselbe Zeit. Der Stoff ist echt opernmäßig; der Held ein vornehmer Sicilianer, der aus Liebe zur Ungebundenheit Räuberhauptmann wird und nach allerhand Proben ritterlichen Edelmutes die Hand der Geliebten erhält, während sein soliderer Bruder durch die Liebe von deren Freundin beglückt wird. Psychologische Vertiefung der Charaktere darf man in diesem Stücke nicht suchen, auch die Fabel ist nicht besonders originell, sein Wert liegt eben in der frischen Diktion, die an die muntren Libretti der älteren italienischen Spieloper erinnert.

Weit bedeutender, wenn auch wegen des Stoffes für unser Empfinden entschieden abstoßend, ist die dritte dramatische Gabe desselben Frühlings: „Stella, ein Schauspiel für Liebende." Wir wissen nicht, welche persönlichen Erlebnisse der Dichter diesem Stücke zu Grunde gelegt hat. Daß er dies überhaupt that, wird man wohl deshalb anzunehmen berechtigt sein, weil die Erfindung so ganz und gar nicht seiner sonstigen Dicht- und Denkweise entspricht. Die „Problemdichtung" lag ihm, wie Rich. M. Meyer in seinem bereits citierten Goethebuche treffend ausführt, im allgemeinen völlig fern; bei „Stella" scheint ihn der ihm sehr am Herzen liegende Stoff auf diese stets bedenkliche Bahn gedrängt zu haben. Man hat in dem Stücke eine Verherrlichung der Bigamie gesehen, weil der Held zwischen zwei Frauen hin- und herschwankt und ernstlich erwägt, wie er beiden seine Treue bewahren soll. Allein diese

Annahme ist ebenso falsch wie die oft ausgesprochene Ansicht, daß der „Werther" eine Apologie des Selbstmords sei. Goethe hat nie daran gedacht, poetisch irgend eine Moral zu vertreten; für ihn war, wie für die Größten aller Zeiten, die künstlerische Wirkung der Endzweck jeder poetischen Thätigkeit. „Liegt im Gegenstande eine sittliche Wirkung," bemerkte er einmal zu Eckermann, „so wird sie auch hervorgehen, und hätte der Dichter weiter nichts im Auge als seines Gegenstandes wirksame und kunstgemäße Behandlung. Hat ein Poet den hohen Gehalt der Seele wie Sophokles, so wird seine Wirkung immer sittlich sein, er mag sich stellen, wie er wolle." Trotz dieser Anschauungen sah sich Goethe bei der später vorgenommenen Neubearbeitung des Stückes gezwungen, den strengen Anforderungen des Publikums Konzessionen zu machen. Den glücklichen Abschluß des Schauspiels, der darin bestand, daß die beiden Rivalinnen sich edelmütig in die Liebe Fernandos teilen, verwandelte er in eine Katastrophe von höchster Tragik. Der Schuldige fällt durch eigne Hand, Stella, die ohne Verschulden zwischen ihn und die Gattin getreten ist, stirbt einsam.

Bei der näheren Betrachtung Fernandos wird sich manchem Leser zum erstenmal eine Bemerkung aufdrängen, die, so ketzerisch sie auch klingen mag, doch einer gewissen Begründung nicht entbehrt und durch jede weitere Dichtung Goethes eine Bestätigung erfährt, die Bemerkung, daß dem Dichter die Zeichnung der Frauengestalten ungleich besser geglückt ist, als die seiner Helden. Goethes Frauen haben Fleisch und Blut und tragen ein so scharfes individuelles Gepräge, daß wir fast in jeder das lebende Urbild auf den ersten Blick erkennen, seine Männer dagegen sind auffallend matt und farblos, ihr Heldentum ist passiver Natur, sie schreiten nicht, sondern werden durch den Gang der Handlung vorwärts gezogen oder durch äußere Verhältnisse geschoben. Wohin man blicken mag, von Werther bis Faust sehen wir mit wenigen Ausnahmen nur schwankende Gestalten, ohne innere Triebkraft, ohne Selbstbestimmung. Es ist, als ob der Gedanke, den Goethe mit Bezug auf Wilhelm

Meister ausspricht, „daß nämlich das Ganze im Grunde nichts sagen zu wollen scheine, als daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange“ den Dichter bei der Gestaltung aller seiner Helden beeinflußt habe. Und hierfür finden wir eine Erklärung in Goethes eigenem Lebensgange, der in auffälliger Weise durch rein äußerliche Einflüsse und glückliche Zufälle bestimmt wurde.

Wir haben gesehen, wie Lilli ihn „wider Willen“ in ihren Banden festhielt, die zu brechen ihm vorderhand die Entschlossenheit fehlte. Weder seine noch der Geliebten Angehörige billigten das Verhältnis; den vornehmen, streng reformierten Verwandten des Mädchens war der Enkel eines Schneidermeisters nicht fein genug und Goethes Vater, der auf seine Laufbahn und seinen Titel als kaiserlicher Rat nicht wenig stolz war, blickte mit demokratischer Geringschätzung auf eine Gesellschaft, in der man den Wert eines Menschen nach der Zahl der Ahnen und dem Einkommen berechnete. Die allem Ceremoniell feindliche Frau Aja würde ohne Zweifel auf Schönemanns glattem Parkett einen faux-pas nach dem andern gemacht haben. Diese Gegensätze und Hindernisse bestärkten die Liebenden in ihrer Neigung. Namentlich Lilli kannte keine Furcht vor der Zukunft, sie wäre, wie sie einmal erklärte, dem Geliebten bis nach Amerika gefolgt. Den Frühling des Jahres 1775 verbrachten beide in Offenbach, wo Lilli bei Verwandten wohnte und wohin ihr Goethe, der damals viel mit dem dortigen Komponisten André verkehrte, gefolgt war. Der Verkehr auf dem Lande war sehr intim, für ihn hatte es einen besonderen Reiz, die zierliche Stadtdame im grünen Rahmen einer verschwiegenen Laube oder auf dem Rücken eines mutigen Pferdes zu sehen. Während die Verwandten alles aufboten, das Paar zu trennen, erschien diesem eine Bundesgenossin und Vertraute in der Gestalt der „Handelsjungfer“ Delph aus Heidelberg, einer ältlichen Geschäftsfreundin des Schönemann-d'Orvilleschen Bankhauses, deren Lieblingsbeschäftigung das Ehestiften war. Sie ließ nicht

ab, Lillis und Goethes Eltern mit Bitten und Vorstellungen zu bestürmen, bis man beiderseits seine Einwilligung zu der Verbindung gab. Nach der Sitte der Zeit erfolgte zuerst (Anfangs April) die „Deklaration,“ der später die öffentliche Verlobung folgen sollte. Der junge Bräutigam, der Lilli später einmal die einzige wahre Liebe seines Lebens nannte und, als er als Greis in „Dichtung und Wahrheit“ die Geschichte dieses Liebesfrühlings niederschrieb, noch Thränen vergoß, scheint sich in seiner neuen Rolle höchst unbehaglich gefühlt zu haben. Wenigstens verraten die Briefe an seine schwesterliche Freundin Gustchen von Stolberg alles andere als die Seligkeit eines Neuverlobten. Ein Stein fiel ihm vom Herzen, als sich Mitte Mai Gustchens Brüder, „die Stolberge,“ und der junge Haugwitz, der nachmalige Graf und berüchtigte preußische Kabinettsminister, in Frankfurt einstellten und ihn zur Teilnahme an einer Schweizerreise aufforderten. Besonders die Stolberge waren seltsame Herren, die in gesuchter Vernachlässigung aller Formen ihre Genialität bekunden zu müssen glaubten, sich unendlich liederlich gebärdeten und nach der Mode der Zeit eine furchtbare Wut auf die „Tyrannen“ hatten. Wen sie damit meinten, wußten sie vermutlich selbst nicht recht. Für Goethen hegten sie seit dem Erscheinen des „Götz“ eine ehrliche Begeisterung, wie sie denn auch zusammen mit ihrer ernsten und frommen Schwester Gustchen einen lebhaften Briefwechsel mit ihm unterhielten. Der bedächtige Herr Rat sah die jungen „Stürmer und Dränger,“ die zu den Mahlzeiten von seiner Gastfreundschaft regelmäßig Gebrauch machten, mit scheelen Blicken an; Frau Aja fand aber auch hier wieder das erlösende Wort, indem sie den Gästen den besten Rotwein ihres Kellers als das rechte „Tyrannenblut,“ an dem sie ihren Durst stillen sollten, vorsetzte. Am 14. Mai reisten „die vier Haimonskinder,“ wie die Freunde sich mit Vorliebe nannten, in völlig gleichen Werther-Uniformen ab — Goethe ohne Abschied von seiner Braut genommen zu haben. In Darmstadt verhinderte sie ihr Tyrannenhaß keineswegs, bei Hofe vorzusprechen; hier übernahm Haugwitz,

„das arme schlesische Schaf,“ wie Goethe ihn einmal ziemlich lieblos nannte, die Führung. Auch Merck wurde besucht. Er bezeichnete Goethes Teilnahme an der Reise einfach als einen dummen Streich. Ein Ausspruch von ihm, der vermutlich bei dieser Gelegenheit fiel, ist vielleicht die beste Charakterisierung Goethischer Kunst, die wir besitzen. „Deine unablenkbare Richtung ist,“ so sagte er, „dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben; die andern suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, und das giebt nichts wie dummes Zeug.“

Als echte Rousseau-Jünger badeten die Reisenden bei hellem Sonnenschein in einem der Stadt benachbarten Teiche und erregten damit allgemeine Entrüstung, so daß sie ihre Weiterreise nach Mannheim beschleunigen mußten. In Karlsruhe, unter Klopstocks Augen, mäßigten sie sich einigermaßen, machten auch wieder bei Hofe ihre Aufwartung, und hier war es, wo Goethe mit dem Weimarischen Erbprinzen Karl August, der dort sein Verlöbnis mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt schloß, zum zweitenmal zusammentraf und nach längeren Unterredungen wiederholt aufgefordert wurde, bald einmal Weimar zu besuchen. In Straßburg traf Goethe die Meiningischen Prinzen, denen er bereits bei ihrer Durchreise durch Frankfurt vorgestellt worden war, in Emmendingen weilte er bei seiner Schwester Cornelia, die, selbst unglücklich in ihrer Ehe, ihm auf das Entschiedenste von einer Verbindung mit Lilli abriet. In Zürich, wo er sich vom 8. bis zum 15. Juni aufhielt, trennte er sich von den Reisegefährten, suchte Lavatern auf, der gerade mit allen Kräften an seiner Physiognomik arbeitete und lernte dort den jungen Künstler Lips, den reformierten Theologen Passavant und die junge Frau Barbara Schultheß, mit der er später noch Briefe wechselte, kennen. Auch zu dem idyllischen Landhause stieg er empor, wo der 77jährige Bodmer, der Gegner des seligen Gottsched, einen beschaulichen Lebensabend verbrachte.

Mit Passavant reiste Goethe nach dem berühmten Wallfahrtsorte Einsiedeln. Als er in der Schatzkammer des Klosters

vor einem geöffneten Kleinodienschreine stand und die für die Madonna bestimmten Kronen von merkwürdiger Goldschmiedearbeit betrachtete, fiel ihm eine auf, die durch ihre Schönheit seine Bewunderung erregte. „Ich erbat mir die Erlaubnis, das Krönchen hervorzunehmen," berichtet er, „und als ich solches in der Hand anständig haltend in die Höhe hob, dacht' ich mir nicht anders, als ich müßte es Lilli auf die hellglänzenden Locken aufdrücken, sie vor den Spiegel führen und ihre Freude über sich selbst und das Glück, das sie verbreitet, gewahr werden." Über Schwyz gelangten die Reisenden auf den Rigi, von dort über Viznau, Gersau, Altorf, Amstäg zum Gotthard, dessen Hospiz sie am 22. Juni erreichten. Als Goethe dort oben zeichnend saß, überkam ihn die Lust, den nach Süden führenden Weg einzuschlagen und nach Italien, dem Lande seiner Sehnsucht, hinabzusteigen. Aber Lillis Geschenk, ein goldenes Herzchen, das er auf der Brust trug, mahnte ihn plötzlich an die Heimat; Passavants Vorstellungen waren umsonst, er kehrte um und eilte den Pfad, den er hinaufgestiegen war, entschlossen wieder hinab.

Über Küßnacht und den Zuger See reisten die Freunde nach Zürich, in der Hoffnung, die Stolberge dort noch anzutreffen. Allein sie waren bereits abgereist; ein Bad im rauschenden Wasser des einsamen Gebirges, bei dem sie von irgend einem mißgünstigen Schleicher belauscht worden waren, hatte sie in Zürich unmöglich gemacht. Die „freie" Schweiz beherbergte eben schon damals gewisse Gesellschaftskreise, die sich durch Prüderie und Muckerei auszeichneten. Nach erneutem Verkehre mit Lavatern reiste Goethe zusammen mit Klingern, den er dort angetroffen hatte, am 12. Juli von Zürich ab und traf über Straßburg und Darmstadt gegen Ende des Monats wieder in Frankfurt ein, vom Vater mit dem stillen Vorwurfe empfangen, daß er statt Italien besucht zu haben, den langweiligen Alpen so viel Aufmerksamkeit gewidmet habe. Man muß im Auge behalten, daß die Freude am Hochgebirge sich damals erst langsam Bahn brach, wie denn das vorige Jahrhundert im

allgemeinen mehr für anmutige Ebenen mit bebauten Feldern, Wiesen und schnurgeraden Alleen als für die wilde Natur der Berge und Wälder schwärmte.

Offenbach bewies aufs neue seine Anziehungskraft; noch einmal kam für die Liebenden eine Reihe glücklicher Tage. Der Beginn der Herbstmesse rief die Gesellschaft nach Frankfurt zurück. Das Schönemannsche Haus füllte sich mit Geschäftsfreunden jeden Alters. Goethe sah mit innerem Groll, wie alle der reizenden Tochter den Hof machten, die jüngeren mit galanter Zärtlichkeit, die älteren mit „Onkelsmanieren" und „widerwärtigem Tätscheln." Nun brach seine lange verhaltene Eifersucht durch, es kam zu allerlei Scenen und schließlich, gegen Ende September, zum Bruche.

Die elegante, etwas leichtsinnige kleine Dame, die sich im nächsten Sommer mit einem jungen Verwandten verlobte, den Bräutigam aber bald darauf durch den Tod verlor, heiratete im Jahre 1778 den Straßburger Bankier von Türckheim, entwickelte sich zu einer geistig bedeutenden, vortrefflichen Frau und Mutter und zeigte bei den Schicksalsschlägen, die sie und ihre Familie trafen, ungewöhnliche Seelengröße und Charakterstärke. Ihre Biographie, von einem Nachkommen geschrieben, erschien in zweiter Auflage im Jahre 1894.

Der unglücklich Liebende suchte Zerstreuung in der Arbeit. Er begann den „Egmont," zur großen Freude seines Vaters, der in diesem Schauspiel ein Meisterwerk witterte und den Sohn Tag und Nacht zur Beschleunigung anspornte. Allein über die notwendigsten Vorstudien, denen er des römischen Jesuiten Famianus Strada Darstellung des niederländischen Krieges zu Grunde legte, und die Scene zwischen der Margarethe von Parma und Macchiavell dürfte er damals nicht hinausgelangt sein.

Der Besuch zweier Männer, die im Laufe des Spätsommers in Frankfurt vorsprachen, unterbrach seine Thätigkeit. Der erste war der Maler Georg Melchior Kraus, als Künstler nicht unbedeutend, wenn auch in der Folge von Goethen häufig

überschätzt. Er hatte acht Jahre in Paris geweilt und dort die künstlerische Richtung von Boucher und Greuze angenommen und kehrte jetzt von einer Reise durch Norddeutschland zurück. Von Weimar, wo ihn die uns bereits bekannte Gräfin Werthern eingeführt hatte, brachte er zahlreiche Porträts der dortigen Gesellschaft mit und machte so den Dichter schon mit dem Kreise bekannt, in den er so bald eintreten sollte. Der zweite Besucher war der berühmte Arzt Johann Georg von Zimmermann, der mit seiner Tochter Katharina aus der Schweiz zurückkehrte, wo sie in Pension gewesen war. Das Mädchen hatte unter der Reizbarkeit und Strenge des Vaters viel zu leiden, so daß sie die Frau Rat Goethe mit Thränen bat, sie bei sich zu behalten. Den Wunsch der gutmütigen Frau, daß ihr Sohn sie heiraten und so der väterlichen Gewalt entziehen möchte, vermochte dieser freilich nicht zu erfüllen.

Schon in Straßburg war Zimmermann mit Goethen zusammengetroffen und hatte ihm dort die Silhouette einer Dame gezeigt, die dem jungen Dichter derart gefiel, daß er im Stile Lavaters die Worte darunter schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt, wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck." Diese Dame war Charlotte von Stein, Goethes Heißgeliebte während des folgenden Jahrzehnts. Zimmermann hatte sie im Bade Pyrmont kennen gelernt und seitdem lebhaft mit ihr korrespondiert. Auch auf Goethen hatte er sie aufmerksam gemacht und auf ihren Wunsch, den Dichter zu sehen, die prophetische Entgegnung geschrieben: „Sie verlangen ihn zu sehen, und wissen nicht, wie sehr dieser liebenswürdige und bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann."

Wir verstehen, daß unter diesen Verhältnissen bei Goethen der Wunsch, das ihm durch Lillis schmerzbereitende Nähe verleidete Frankfurt so bald als möglich verlassen zu können, immer lebhafter wurde, und daß er der wiederholten Einladung des am 3. September zur Regierung gelangten Herzogs Karl

August, der, mit seiner jungen Gemahlin auf der Heimreise begriffen, wieder in Frankfurt Aufenthalt nahm, mit Freuden Folge leistete. Allein die Abreise verzögerte sich von Tag zu Tag, da der Kammerjunker von Kalb, der einen neuen Wagen nach Weimar zu geleiten hatte und Goethen mitnehmen sollte, vergeblich auf sich warten ließ. Der Dichter hatte von seinen Freunden schon Abschied genommen und sah sich, da er vermeiden wollte, sich noch weiter öffentlich zu zeigen, zu Stubenarrest verurteilt. Schließlich riß ihm die Geduld, und, um dem Spotte des Vaters auszuweichen, entschloß er sich zu einer Reise nach Italien.

Am 30. Oktober brach er mit seinem Diener Seidel auf. In Heidelberg wohnte er bei Demoiselle Delph, die ihn mit einem neuen Heiratsplane überraschte. Des Nachts gegen zwei Uhr weckte ihn das Horn eines Postillons, der ihm eine Stafette vom Kammerjunker von Kalb aus Frankfurt brachte. Nun klärte sich alles auf: Der Wagen war nicht rechtzeitig fertig geworden, daher die Verzögerung. Die alte Dame wollte ihren Gast in Heidelberg zurückhalten, sie hatte Großes mit ihm vor. Aber alle Mahnungen und Warnungen waren umsonst; er riß sich los und eilte mit schnellen Pferden einer neuen Heimat, einer glänzenden Zukunft entgegen.

4. Die ersten Jahre in Weimar und die Italienische Reise.
(1775—1788.)

In der Zeit, da sich in Preußen die politische und militärische Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, übernahm das kleine Sachsen-Weimar, durch seine geographische Lage im Kerne oder Herzen unseres Vaterlandes zu dieser Rolle gleichsam vorherbestimmt, die hohe Aufgabe, eine neue Ära im geistigen Leben des deutschen Volkes herbeizuführen. Schon einmal, mehr als 600 Jahre vorher, hatte die deutsche Dichtung am Hofe eines Vorgängers der Weimarischen Fürsten, des Landgrafen Hermann von Thüringen, eine Freistatt gefunden, auf der Wartburg, demselben Schlosse, das der katholischen Kirche

in der Landgräfin Elisabeth die süßeste Heiligengestalt, dem Protestantismus in Luthers Bibelübersetzung die sicherste Grundlage schenken sollte. Auf diesem Boden, in der Hut dieser Fürsten blühte die Toleranz in allen Dingen des Glaubens und Denkens, deren jede Litteratur zu ersprießlichem Gedeihen bedarf. Den Geist, der im vorigen Jahrhundert am Weimarischen Hofe herrschte, kennzeichnet am besten die Thatsache, daß die lächerliche Sucht kleiner Fürsten, den Prunk des Roi-Soleil zu kopieren, hier nie eine Stätte fand, und daß das Hofleben die Grenzen des beinahe Bürgerlich-Einfachen niemals überschritt. Die Lustschlösser der Weimarischen Regenten, jetzt durch die Erinnerungen an die glänzendste Periode unserer Litteratur geweiht und geheiligt, vermögen sich äußerlich keineswegs mit den Sommersitzen zu messen, wie sie sich beispielsweise wohlhabende Kaufleute heutzutage zu erbauen pflegen.

Durch ein glückliches Geschick war Anna Amalia, Prinzessin von Braunschweig-Wolfenbüttel, die in Litteratur und Kunst gleichmäßig bewanderte Nichte Friedrichs des Großen, nach Weimar verpflanzt worden. Siebzehnjährig hatte sie dem Herzoge Ernst August Konstantin die Hand gereicht, um ihn nach zwei kurzen Jahren ihrer Ehe durch den Tod zu verlieren. Sie war alles andere als eine schöne Frau, aber Anmut und Milde verklärten sie zu einer der ansprechendsten Gestalten ihrer Zeit. Karl Heinemann teilt in seinem Buche über Goethes Mutter eine Stelle aus den Memoiren der Freifrau Henriette von Egloffstein aus dem Jahre 1787 mit, die uns das beste Bild vom Äußern der Herzogin zu geben vermag: „Die Einbildung hatte mir das Bild dieser Fürstin mit den reizendsten Farben gemalt. Was ich jetzt erblickte, entsprach meiner Erwartung auf keine Weise. Eine kleine unansehnliche Gestalt mit kurzem Hals, auf welchem ein viel zu großer Kopf ruhte, der dem verstorbenen König Friedrich von Preußen sprechend ähnlich sah . . . Als ich mich näherte, der Fürstin die Hand zu küssen, setzten mich ihre großen durchdringenden blauen Augen und die ernste Miene so sehr in Furcht, daß ich kaum

fähig war, Antwort auf ihre Fragen zu geben . . . mit Erstaunen gewahrte ich, wie sehr sich das Angesicht, das mir vorher so abschreckend erschien, plötzlich verwandelt hatte. Ein anmutig wohlwollendes Lächeln schwebte jetzt um den kleinen Mund, die junonischen Farrenaugen drückten nur Glück und Teilnahme aus, und das Wohlgefallen, womit sie auf mir ruhten, verschönerte die stark markierten männlichen Züge, welche ich vor wenig Augenblicken noch so abstoßend gefunden hatte."

Das beste Zeugnis für Anna Amaliens Charakter und Gesinnungen ist vielleicht die langjährige überaus herzliche Freundschaft, die sie mit der Frau Rat Goethe verband.

Vom Kaiser ausdrücklich für majorenn erklärt, ergriff die erst neunzehnjährige Witwe für ihren Sohn Karl August mit ungewöhnlicher Energie die Zügel der Regierung. Sie entledigte sich ihrer Pflichten als Regentin mit einer Umsicht, die selbst einem so strengen Beurteiler, wie ihr königlicher Oheim war, Bewunderung abnötigte. Ihrem scharfen Auge, das die Menschen bis in die geheimsten Winkel ihres Herzens durchschaute, blieb nichts verborgen. Für ihre Menschenkenntnis, wie für ihr litterarisches und künstlerisches Verständnis spricht die Thatsache, daß sie die größten Männer der Zeit an ihren Hof zog. Es war, als hätte sie wieder gut machen wollen, was der große Preußenkönig an der deutschen Litteratur gesündigt hatte. Und es war keineswegs die mäcenatenhafte Eitelkeit, selbst im Widerscheine glänzender Geister strahlen zu wollen, wie wir sie häufiger an kleinen Fürstenhöfen finden, sondern das tiefempfundene Bedürfnis, die höchste geistige Anregung, die ihre Zeit zu bieten vermochte, sich selbst und ihren heranwachsenden Söhnen teilhaftig werden zu lassen.

Nach siebzehnjähriger Regierung zog sie sich in die Stille des Wittumspalais und ihres Landsitzes Tiefurt zurück, um fern vom Geräusche der großen Welt ganz dem Verkehre mit ihrem Freundeskreise und ihren ästhetischen Neigungen zu leben.

Weimar, wo Goethe am 7. November eintraf, war damals

kaum mehr als ein großes Dorf von etwa 500 Häusern mit unregelmäßigen, schlecht gepflasterten Gassen und sehr bescheidenen öffentlichen Gebäuden. Seit bei dem Frühlingsgewitter am 6. Mai 1774 das Residenzschloß in Flammen aufgegangen und zum größten Teile in Ruinen gelegt worden war, hatte der Hof das kaum vollendete „Fürstenhaus“ bezogen. Achtundzwanzig Jahre lang war dieses Palais der Schauplatz des herzoglichen Familienlebens, der Bälle, Maskenfeste und Theatervorstellungen und zugleich die Stätte der ernsten Regierungsarbeit. Hier tagte auch das Geheime Konseil, zu dessen Sitzungen Goethe bald nach seiner Ankunft zugezogen wurde. Der herrliche Park, den wir heute bewundern, war damals noch nicht vorhanden; statt seiner zog sich ein kleiner Lustgarten im französischen Geschmack an den Ufern der Ilm hin. Einen eigenen Theaterbau, ohne den wir uns heute Weimar kaum vorzustellen vermögen, gab es noch nicht: bis zum Schloßbrande hatten wandernde Schauspielertruppen, wie die Döbbelinsche, die Kochsche und die Seylersche (mit Ekhof, dem Schöpfer der modernen Schauspielkunst) im Theatersaale des Schlosses gespielt; seitdem begnügte man sich mit Liebhabervorstellungen im Fürstenhause, bei denen die Damen und Herren vom Hofe sich in die Rollen teilten.

Nach seiner Ankunft nahm Goethe seinen Aufenthalt im Hause des Kammerpräsidenten von Kalb am alten Töpfermarkte; wenige Monate darauf wies ihm der Herzog eine Wohnung im Erdgeschoß des Fürstenhauses an. Im Juni 1776 bezog er einige Zimmer im zweiten Stocke des Albrechtischen Hauses am Burgplatz, dicht bei den Trümmern des Residenzschlosses. Hier zahlte er die bescheidene Miete von 15 Thalern vierteljährlich. War er, was häufig genug geschah, nicht bei Hofe oder bei Wieland zu Gast geladen, so speiste er im Gasthause „zum roten Ochsen,“ dem heutigen „Elefanten.“

Noch in demselben Jahre schenkte ihm der Herzog ein halbverfallenes Gartenhaus mit Gartengrundstück jenseits der Ilm, das unter Goethes Leitung in wenigen Monaten renoviert und

von seinem fürstlichen Freunde völlig ausmöbliert wurde. Es war ein sehr einfaches Häuschen, aber doch ein eigenes Heim, in dem der Dichter sieben glückliche Jahre verlebte. Ein Absteigequartier in der Stadt behielt er bei, anfangs die Albrechtische Wohnung, später eine solche im Hintergebäude des gräflich Wedelschen Besitztums in der Seifengasse, in unmittelbarer Nähe des von Steinschen Hauses. Um Goethes materielle Lage in der ersten Weimarer Zeit recht zu verstehen, muß man wissen, wie ungern der sparsame Vater in den Beutel griff, um dem Sohne, der anfangs doch nur als Gast in Weimar lebte, einen Beitrag zum Unterhalt zukommen zu lassen. Brandbrief auf Brandbrief ging nach Frankfurt ab, meist an die Mutter und Tantchen Fahlmer gerichtet, die alles aufbieten mußten, die Sinnesart des Herrn Rats zu ändern. Der alte Herr wollte eben nicht einsehen, daß er dem Sohne, der „Bruder und alles eines Fürsten“ war, „Ausstattung und Mitgift schuldig sei.“ Erst als er den Sohn in Amt und Würden sah, söhnte er sich nach und nach mit der neuen Laufbahn desselben aus. Bezeichnend für die Verhältnisse, in denen Goethe lebte, ist eine Stelle aus dem Briefe des Vaters an einen Jugendfreund des Sohnes, den Konsul Schönborn in Algier. „Er hielte sich den vergangenen Winter daselbst (in Weimar) als Gast auf,“ heißt es da, „und unterhielt die dortigen Herrschaften mit Vorlesung seiner noch ungedruckten Werkchen, führte das Schlittschuhfahren und andern guten Geschmack ein, wodurch er sich dieselben sowohl, als auch in der Nachbarschaft viele Hohe und Vornehme zu Freunden machte. Jemehr nun aber der Herzog den Doktor kennen lernte, destoweniger konnte Er ihn entbehren, und prüfte seine Gaben hinlänglich, die er so beschaffen fand, daß Er ihn endlich zu seinem geheimen Legationsrat mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil und 1200 Thalern Besoldung ernannte. Da sitzt nun der Poet und fügt sich in sein neues Fach bestmöglichst ... Noch eins: Weilen der Herzog von W. die Gelehrten nicht nur schätzt, sondern sie auch nach Verdienst belohnet, dürfte seine Residenz in kurzem der Sam=

melplatz vieler schönen Geister sein, z. B. ist daselbst der eine Graf von Stolberg Kammerherr geworden und wird sich bald dahin verfügen. Herder tritt da als General-Superintendent auf, und Lenz ist ingleichen seit einigen Monaten dort. Was Sie aber am meisten wundern wird, ist, daß sich der Doktor mit Wieland ausgesöhnet und nun auf dem freundschaftlichsten Fuße mit ihm lebt. Und das geht von Herzen."

Wie wir sehen, waren Goethes Verpflichtungen dem Hofe gegenüber in der ersten Zeit rein gesellschaftliche. Der erst achtzehnjährige lebenslustige Herzog sah in seinem sechsundzwanzigjährigen Freunde anfangs lediglich einen zu jedem tollen Streiche aufgelegten Kameraden. Man suchte sich im Reiten, Spielen, Trinken, Jagen und Lieben zu überbieten, nicht gerade zur Freude der Herzogin Mutter, die den kecken Angreifer Wielands, des Erziehers ihrer Söhne, mit einem gewissen Mißtrauen beobachtete, noch weniger zur Freude der Herzogin Louise, deren ernstem, gesetztem Wesen die tolle Ausgelassenheit ihres Gemahles und seines Gefährten unverständlich war. Die damals noch unendlich ceremoniöse und steife Hofgesellschaft entsetzte sich über den von Serenissimus begünstigten Bürgersohn, der jedem seine Meinung so unverblümt ins Gesicht sagte, den Damen ohne Ausnahme den Hof machte und den jungen Fürsten zu ganz unfürstlichen Beschäftigungen verführte. Die Bürgerschaft Weimars, damals noch so kleinstädtisch wie eben möglich und ohne jedes Verständnis für das „genialische" Treiben, sah mit der ganzen Verachtung, deren Philister fähig sind, aber nicht ohne Schadenfreude, wie einer, der nicht vom Adel war, den Hofleuten ein Schnippchen schlug. Der Klatsch blühte, wie nie zuvor; daß den männlichen und weiblichen Klatschbasen der Stoff nicht ausging, dafür sorgten sowohl der Herzog als Goethe. Zu nachtschlafener Zeit auf dem Marktplatze Nachlaufens zu spielen und dabei gewaltig mit der Hetzpeitsche zu knallen, das war noch das harmloseste, was die Herren sich leisteten. Die Fama posaunte die Kunde von diesem unverzeihlichen Leben in ganz Deutschland aus. Klopstock schrieb seinem verlorenen Jünger

einen Brief voller Ermahnungen, Klagen und prophetischer Unkenrufe. Goethe entgegnete ihm ziemlich schroff: „Verschonen Sie uns künftig mit solchen Briefen, lieber Klopstock! Sie helfen uns nicht und machen uns ein paar böse Stunden. Sie fühlen selbst, daß ich darauf nichts zu antworten habe. Entweder ich müßt' als Schulknabe ein Pater peccavi anstimmen oder sophistisch entschuldigen oder als ein ehrlicher Kerl verteidigen, und käme vielleicht in der Wahrheit ein Gemisch von allen dreien heraus, und wozu? Also kein Wort mehr zwischen uns über die Sache. Glauben Sie mir, daß mir kein Augenblick meiner Existenz überbliebe, wenn ich auf alle solche Anmahnungen antworten sollte." Dieser Brief, dessen Schlußsatz den auf seine Ausnahmestellung pochenden Dichter des „Messias" am meisten ärgerte, besiegelte den schon lange drohenden Bruch ihrer Freundschaft.

Mit der Person des Herzogs werden wir uns in der Folge so häufig zu beschäftigen haben, daß eine kurze Charakterisierung desselben hier wohl am Platze scheint. Karl August war von kleiner untersetzter Gestalt, im Alter sogar trotz der eifrig gepflegten körperlichen Übungen wohlbeleibt. Sein Antlitz, dem der etwas schief stehende Mund einen leicht spöttischen Zug verlieh, war nicht gerade schön, aber ansprechend und verriet auf den ersten Blick den scharfen Menschenkenner, als der er sich sein Leben lang bewährt hat. Für alles Praktische zeigte er lebhaftes Interesse, mit Leib und Seele war er Soldat und Jäger, dabei ein unermüdlicher und peinlich gewissenhafter Arbeiter, der am liebsten alle Regierungsgeschäfte selbst erledigt hätte. Ohne sentimentale Neigungen, ja vielleicht ohne das Bedürfnis nach poetischer und künstlerischer Anregung schätzte er mit dem kühl erwägenden Verstande des Regenten in Poesie und Kunst wichtige Kulturmittel, wie er auch ohne Frage in seinen Dichtern mehr die ehrlichen Freunde als die Künstler zu würdigen wußte. Für ihre idealen Gaben und Forderungen gewann er erst nach und nach das feine Verständnis, dessen er sich im Alter erfreute, und das ihn nur in seltenen Fällen im

Stiche ließ. Er liebte geistreiche Scherze, selbst wenn sie nicht ganz decent waren, und kannte kein größeres Vergnügen, als sich mit witzigen Leuten herzhaft zu necken. Über seine und Goethes Plänkeleien mit der scharfzüngigen, gescheiten Hofdame seiner Mutter, dem kleinen verwachsenen Fräulein von Göchhausen, kursieren noch heute in Weimar zahlreiche Anekdoten. Man muß im Auge behalten, daß sich die Anschauungen über „Schicklich“ und „Unschicklich“ inzwischen wesentlich verändert haben. In der Hofgesellschaft, die, wohlverstanden, sich keineswegs aus lauter idealen Menschen und noch weniger aus lauter geistreichen Köpfen zusammensetzte, war der leichtfertige französische Ton noch nicht überwunden. Man las und besprach öffentlich und im Kreise der Damen Bücher, die wir heute schlimmstenfalls in einem Geheimfache unseres Schreibtisches aufbewahren und nur unter zwei Augen hervorholen würden. Über die Ehe und die eheliche Treue herrschten sehr bedenkliche Ansichten, und es verstand sich von selbst, daß jede Frau, die etwas auf sich hielt, einen oder einige Verehrer haben mußte. Die Herren waren natürlich nicht gerade wählerisch, und die derben Schönen der thüringer Gebirgsdörfer wurden mit der gleichen Huld beglückt wie die zierlichen Dämchen in Reifrock und Puderfrisur. Man muß die damals gültigen Anschauungen im Auge behalten, wenn man das Treiben während jener vielgeschmähten „Brausejahre“ recht verstehen will.

Karl Augusts Charakter war, als er zur Regierung kam, noch nicht voll ausgereift. Ob er wohl geahnt hat, daß er sich in Goethen an Wielands Stelle einen neuen Erzieher berief? Und doch war dies der Fall. Er selbst besaß in seinen Bestrebungen als Regent ein solides Gegengewicht gegen seine lebenslustigen Neigungen; aber eine Natur wie Goethe, vorderhand noch ohne jeden Beruf, vermochte einer solchen Reihe von „guten Tagen“ auf die Dauer keinen Geschmack abzugewinnen. Er sehnte sich nach Arbeit, nach ernster Anregung und von nun an betrachtete er es als seine Aufgabe, den jungen Fürsten langsam vom materiellen Lebensgenuß zu den höheren

Freuden des Daseins hinüberzuleiten. Das war keine leichte Aufgabe. Der Herzog, im Kraftbewußtsein der Jünglingsjahre ließ sich keineswegs leicht lenken. Jeder Zwang war ihm verhaßt, die Freude an der Gefahr trieb ihn immer und immer wieder zu tollkühnen Wagnissen. Es ist rührend zu beobachten, wie der treue Freund an seiner Seite blieb, ihn beriet, mit sanfter Überredung zurückhielt und im entscheidenden Augenblick vor dem freien Worte nicht zurückschreckte, das ihn bei jedem andern als Karl August um Gunst und Zuneigung gebracht haben würde. Das wunderbare Gedicht „Ilmenau,“ das am 3. September 1783 entstand, kennzeichnet am besten das eigentümliche Verhältnis zwischen dem Herzoge und Goethen. Beim nächtlichen Lagerfeuer nach aufregender Jagd in den thüringer Bergen wacht der Dichter einsam neben dem schlafenden Herzoge und dessen Gefährten. Wie ein schwerer Alp wälzt sich ihm die Furcht auf die Brust, daß der Leichtsinn, mit dem der junge Fürst sich in Gefahren stürzt, ein böses Geschick heraufbeschwören könne. In dieser Stimmung schreibt er das Gedicht, aus dem ich folgende Verse entnehme:

„Gewiß, ihm geben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft.
Noch ist bei tiefer Neigung für das Wahre
Ihm Irrtum eine Leidenschaft.
Der Vorwitz lockt ihn in die Weite,
Kein Fels ist ihm zu schroff, kein Steg zu schmal;
Der Unfall lauert an der Seite
Und stürzt ihn in den Arm der Qual.
Dann treibt die schmerzlich überspannte Regung
Gewaltsam ihn bald da, bald dort hinaus,
Und von unmutiger Bewegung
Ruht er unmutig wieder aus.
Und düster wild an heitern Tagen,
Unbändig, ohne froh zu sein,
Schläft er, an Seel' und Leib verwundet und zerschlagen,
Auf einem harten Lager ein,
Indessen ich hier still und atmend kaum
Die Augen zu den freien Sternen kehre,
Und, halb erwacht und halb im schweren Traum,
Mich kaum des schweren Traums erwehre.“

Er wich kaum noch von des Herzogs Seite, immer bestrebt, Arbeit und Genuß des hohen Freundes zu veredeln und seinem Auge das Große und Schöne zu erschließen. Der Herzog erkannte seinen Wert und die Reinheit seiner Absichten vollkommen, er ließ die Schranken fallen, die den Bürgerlichen vom Fürsten trennten. Das vertrauliche „Du" war längst im Verkehre zwischen ihnen eingeführt, und jedes Ceremoniell streng verbannt. Unangemeldet ging der Dichter im Schlosse aus und ein, und wenn den Herzog im Gartenhause Goethes die Nacht überraschte, so nahm er mit einem Lager auf dem Sofa vorlieb.

Um den Freund in Weimar dauernd zu fesseln, entschloß sich Karl August, wie wir aus dem Briefe des Herrn Rats an Schönborn ersehen haben, Goethen Amt und Rang eines Geh. Legationsrates zu verleihen und ihn ins Geheime Conseil zu berufen. Ein Sturm der Entrüstung brach los. Ein Bürgerlicher ohne Vorkenntnisse in den Regierungsgeschäften sollte ins Geheime Conseil! Der Verführer des Herzogs, ein windiger Poet, der im „Werther" den Selbstmord, im „Götz" den Aufruhr gepredigt hatte! Der Minister von Fritsch, ein tüchtiger Arbeiter von unbestrittenen Verdiensten, aber ein Bureaukrat vom alten Schlage, reichte seinen Abschied ein und erklärte Serenissimo, „daß er in einem Kollegio, dessen Mitglied Dr. Goethe anjetzt werden solle, länger nicht sitzen könne, und daß das Kollegium durch die Placierung des Dr. Goethe in selbigem in den Augen des Publici gar sehr heruntergesetzt werden müsse." Das war nur eine Stimme unter vielen. Aber Karl August war trotz seiner neunzehn Jahre nicht der Mann, sich durch das allgemeine Vorurteil beirren zu lassen. Am 11. Juni 1776 erfolgte die Ernennung. Die Randbemerkung, die Karl August dem Protestschreiben des Ministeriums beifügte, zeigt den Fürsten auf der Höhe der Situation. Sie ist ein Dokument geistiger Größe und mutvollen Eintretens für das als recht und zweckmäßig Erkannte, wie die Geschichte wenige besitzt.

„Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen," heißt es da, „als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen. Was aber den Einwand betrifft, daß durch den Eintritt viele verdiente Leute sich für zurückgesetzt erachten würden, so kenne ich erstens niemand in meiner Dienerschaft, der, meines Wissens, auf dasselbe hoffte, und zweitens werde ich nie einen Platz, welcher in so genauer Verbindung mit mir, mit dem Wohl und Wehe meiner gesamten Unterthanen steht, nach Anciennität, ich werde ihn immer nur nach Vertrauen geben. Das Urteil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtiges Kollegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrat oder Regierungsrat war, ändert gar nichts. Die Welt urteilt nach Vorurteilen, ich aber sorge und arbeite, wie jeder andere, der seine Pflicht thun will, nicht um des Beifalls der Welt willen, sondern um mich vor Gott und meinem eigenen Gewissen rechtfertigen zu können."

Goethe betrachtete es als seine Pflicht, dem fürstlichen Freunde den Beweis zu liefern, daß er seines Vertrauens würdig sei. Es hat zu allen Zeiten Flachköpfe gegeben, die, ohne Verständnis für seine Größe und Vielseitigkeit, über Goethes amtliche Wirksamkeit witzeln zu müssen glaubten. Es giebt eben Leute, denen es nicht in den Kopf will, daß auch ein Dichter ernsthafte Sachen ernsthaft zu traktieren versteht. Die Beschäftigung mit der Poesie hat für das deutsche Philistertum noch etwas Anrüchiges, ganz im Gegensatze zu der Anschauung der romanischen Völker, bei denen litterarische Thätigkeit auch für den Staatsmann eine Empfehlung ist und bis vor nicht zu langer Zeit geradezu eine unerläßliche Bedingung war. Wer Goethes amtliches Wirken verfolgt, muß, wenn er ehrlich ist, über die Gewissenhaftigkeit und den weiten Blick erstaunen, den alle seine Arbeiten verraten. Wo er eingriff — und welche Anstalt des Herzogtums wäre von seinem Einflusse unberührt geblieben? — machte sich die Intelligenz des ungewöhnlichen Geistes geltend. Künstlerische und wissenschaft-

liche Institute datieren von seiner Amtsführung her ihren Ursprung oder erneuten Aufschwung; mit gleichem Eifer widmete er sich industriellen Unternehmungen wie diplomatischen Geschäften. Die armen Weber Apoldas und die Verbesserung ihrer Lage wurden für ihn ein Gegenstand nicht geringerer Sorge als das von ihm zur ersten Bühne Deutschlands erhobene Theater, die Bibliothek zu Jena oder das Bergwerk zu Ilmenau. Mit unglaublichem Fleiße arbeitete er sich in Dinge ein, die ihm von Hause aus völlig fern lagen; seine Fachkenntnisse im Bergwesen, in der thüringer Hausindustrie, in der Forst- und Landwirtschaft nötigten den Fachleuten Bewunderung ab. Er bewährte sich als Baumeister und Gartenkünstler; selbst die militärischen Angelegenheiten, die ihm im Innern durchaus zuwider waren, wurden mit dem gleichen Eifer erledigt. Es hat etwas Rührendes, den Mann, in dessen Seele damals gerade die „Iphigenie“ keimte, von Dorf zu Dorf ziehen und die Rekruten messen zu sehen. Der Segen solcher Thätigkeit ist nicht ausgeblieben, weder für das Land noch für ihn selbst. Was er bei seiner praktischen Wirksamkeit mit offenem Auge sah und lernte, ging nicht verloren. Von allen Dichtern der Weltlitteratur hat keiner über so umfangreiche Kenntnisse verfügt wie er. Seinen Werken sind sie zu Gute gekommen. Heute freilich ist es Mode geworden, von der Freiheit und Unabhängigkeit des Dichters zu sprechen, als ob sich die Kenntnis der Welt und des Lebens am Schreibtisch erwerben ließe. Aber eben deshalb sind wir auch mit so vielen Schriftstellern gesegnet, die an der Darstellung der einfachsten Lebenserscheinungen scheitern, ohne den sichern Rückhalt eines bürgerlichen Berufes ums liebe Brot schreiben und wenn sie ihr geringes geistiges Kapital aufgezehrt haben, die Schuld an ihrem Elend der teilnahmlosen Menschheit in die Schuhe schieben und unter die Pessimisten gehen. Ein gütiges Geschick hat Goethen vor einer solchen Laufbahn bewahrt. Sein Tag muß, nach der von ihm geleisteten Arbeit zu urteilen, achtundvierzig Stunden gezählt haben. Daß bei dem vielen Neuen,

das in den ersten zehn Jahren seiner Weimarer Thätigkeit auf ihn eindrang, die Dichtkunst ins Hintertreffen kam, ist natürlich. Nach den ernsten Amtsgeschäften suchte er Erholung in der Gesellschaft des Herzogs oder in dem auserlesenen Kreise, den die Herzogin Anna Amalia um sich versammelt hatte. Es dürfte hier am Platze sein, den Leser mit den wichtigsten Mitgliedern dieser Gesellschaft bekannt zu machen, denen Goethe am 7. November 1775, dem Tage seiner Ankunft, bei Gelegenheit einer „Freiredoute" vorgestellt worden war. Manche hatte er bereits im Gefolge des Herzogs gesehen, so den ihm nicht günstig gesinnten Oberhofmeister der Herzogin, Grafen Görtz, den Oberstallmeister von Stein, den Maler Kraus, die Hofdamen von Wöllwarth und von Waldner-Freundstein und den Reisemarschall von Klinkowström. Am meisten schloß er sich an den erst fünfundzwanzigjährigen Hof- und Regierungsrat von Einsiedel, einen poetisch und musikalisch begabten Lebemann von feinen Sitten, ferner an den gutmütigen Jagd- und Hofjunker von Wedel und den gelehrten Sekretär Bertuch, den bekannten Don Quixote-Übersetzer an. Am nächsten Tage lernte er auch den Erfurter Statthalter von Dalberg, den nachmaligen Kurfürsten von Mainz, Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt kennen, der wohl eigens von Erfurt herübergekommen war, um den Dichter des „Werther" und „Götz" zu sehen. Bei weitem die wichtigste persönliche Bekanntschaft, die Goethe in den ersten Tagen seines Weimarer Aufenthaltes machte, war die des von ihm so böse mitgenommenen Wieland, den er am 10. November aufsuchte. Wieland war begeistert. „Seine Seele," so schrieb er noch am selben Tage an Jacobi, „sei so voll von Goethe wie ein Tropfen von der Morgensonne, er sei ihm unaussprechlich groß, wichtig und lieb geworden." Abgesehen von gelegentlichen kleinen Meinungsverschiedenheiten blieb die Freundschaft von Dauer. Erstaunlich ist das feine Verständnis für Goethes Bedeutung, das sich in Wielands Briefen vom 11. und 25. März 1776 an Merck ausspricht. „Wissen Sie ein ander

Beispiel," heißt es da, „daß jemals ein Dichter einen andern so enthusiastisch geliebt hat? — Für mich ist kein Leben mehr, ohne diesen wunderbaren Knaben, den ich als meinen eingeborenen einzigen Sohn liebe, und, wie einem echten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön übern Kopf wächst, und alles das ist, was ich nicht habe werden können."

Wie ein Sohn ging Goethe im Hause des um sechzehn Jahre älteren Wieland, der sich vom lauten gesellschaftlichen Leben zurückgezogen hatte, und seinen Verkehr bei Hofe fast ganz auf den Besuch der berühmten Abendgesellschaften bei der Herzogin Mutter beschränkte, aus und ein.

Nächst Wieland ist Herder zu nennen, der auf Goethes Veranlassung, noch ehe dieser selbst eine feste Anstellung gefunden hatte, als Generalsuperintendent nach Weimar berufen worden war. Der Theologe, der bei rein protestantischer Gesinnung in seinem Wesen und Gebaren ein wenig vom souveränen Kirchenfürsten hatte — nicht ohne Grund wurde er von Wieland „Eminenz" und von den Italienern später allen Ernstes der „Bischof von Weimar" genannt — mußte in dem so völlig anders gearteten Kreise eine Sonderstellung einnehmen. Ewig unzufrieden, mit einer unüberwindlichen Neigung, anderen durch Neckereien seine geistige Überlegenheit zu zeigen, machte er sich überall Feinde. Nur mit Einsiedeln und vor allem mit Knebeln, der auch den Mißvergnügten zu spielen liebte, trat er in ein vertrauteres Verhältnis. Goethen behandelte er anfangs glimpflicher; erst in späteren Jahren trat eine dauernde Entfremdung ein, die in der Verschiedenheit ihrer Lebensauffassung begründet war.

Wichtiger und entscheidender als alle diese Männer war für den Werdegang unseres Dichters der Freundschaftsbund, den er mit der um sieben Jahre älteren Charlotte von Stein, geb. von Schardt, der Gattin des geistig unbedeutenden Oberstallmeisters, einging. Über keine der mit Goethen in Berührung gekommenen Frauen ist so viel geschrieben und gefabelt

worden, als über sie. Bald hat man das Verhältnis als ein rein platonisches, mehr mütterliches oder schwesterliches, bald als das skandalöseste der gesamten Litteraturgeschichte hingestellt. Beide Auffassungen sind falsch. Goethes Briefe an Charlotte (Univ.-Bibl. Nr. 3801—6) atmen allerdings einen Hauch starker sinnlicher Liebe, die von Selbstanklagen nicht frei ist. Aber man muß immer den Dichter im Auge behalten, in dessen Wesen gesunde Sinnlichkeit stets vorherrschend war, und der die Worte nicht auf die Goldwage zu legen pflegte. Charlotte erwiderte seine Neigung; dies geht daraus hervor, daß sie nie den Versuch machte, sich ihn fern zu halten, daß sie gelegentlich unverkennbare Zeichen von Eifersucht an den Tag legte, und daß sie nach dem endlich erfolgten Bruche ihre Briefe an ihn zurückverlangte und vernichtete, während sie die seinen behielt. Aber man vergegenwärtige sich auch die Lage dieser liebebedürftigen, hochgebildeten und begabten Frau! Sie war an einen Mann gefesselt, der ohne jedes Verständnis für die zarteren Regungen ihrer Seele, nur Pferden und einer guten Flasche Interesse entgegenbrachte. Da trat der bekannteste und hoffnungsvollste Dichter Deutschlands in ihre Nähe, von dem sie wußte, daß ihn der Anblick ihrer Silhouette den Schlaf dreier Nächte gekostet hatte, ein junger Apoll, lebensfroh und gedankentief, Genie vom Scheitel bis zur Sohle. Und er wandte sich ihr zu, der kränklichen verblühten Frau, die eigentlich nie schön, nie recht jung gewesen war. War es ein Wunder, daß Charlotte diese Auszeichnung zu würdigen verstand, und, stolz auf ihre Triumphe, den jungen Anbeter an sich zu fesseln suchte? Die allgemeine Anschauung fand, wie wir wissen, in einem solchen Verhältnis nichts Tadelnswertes, sie selbst, feiner organisiert als die Durchschnittsdamen ihres Kreises, wird Gründe der Rechtfertigung vor sich selbst genug gefunden haben. Sie war überdies eine Kennerin der Litteratur, schöngeistig im guten Sinne des Worts und vielleicht nicht ganz frei von der echt weiblichen Eitelkeit, durch die Neigung eines großen Dichters selbst eine litterarhistorische Gestalt werden zu wollen. Um sie

auch vor den Vorwürfen unseres strenger gewordenen Sittlichkeitsbegriffes zu entschuldigen, möchte ich betonen, daß Charlotte ihrem Manne eine treue Pflegerin — und mehr verlangte er von ihr nicht — ihren sieben Kindern eine sorgliche Mutter und Erzieherin gewesen ist. Versöhnlich, auch für den strengsten Sittenrichter, wirkt die Thatsache, daß Goethe sich der Steinschen Kinder mit rührender Liebe annahm, den kleinen aufgeweckten Fritz zeitweise in seinem Hause wohnen ließ, mit ihm reiste und ihn aufs beste unterrichtete und erzog. Zum Schlusse sei darauf hingewiesen, daß auch die sittlich überaus hochstehende junge Herzogin Louise sich mit geradezu schwärmerischer Freundschaft zu Frau von Stein hingezogen fühlte, und daß der große Tadler Herder stets mit der größten Verehrung von ihr spricht.

Dieser Frau verdankte Goethe das Glück von mehr als zehn Jahren und die Abklärung seines Wesens, deren der ungestüme Dichter des „Götz“ so sehr bedurfte. Ihr ist die Lyrik an „Lida“ gewidmet; in einzelnen Gestalten seiner Dramen, so in der Marianne in den „Geschwistern“ und selbst in der „Iphigenie“ will man die Geliebte wiedererkennen. Wer weiß, welche poetischen Gaben uns der Dichter beschert hätte, wenn er in der Zeit dieser Liebe nicht durch amtliche und gesellschaftliche Pflichten allzusehr in Anspruch genommen worden wäre.

Auch die letzteren wurden von Goethen durchaus ernst genommen. Seine Absicht, dem etwas seichten Leben in der kleinen Stadt einen höheren Schwung zu geben und die Schranken, die Hof und Bürgerschaft auf das Strengste trennten, zu durchbrechen, geht aus seinen Bemühungen um die Schaffung eines künstlerisch bedeutenden Liebhabertheaters hervor. Mit Geschick suchte er seine Schauspieler aus, wo er sie fand. Die gesellschaftliche Stellung der Mitwirkenden war bei der Rollenverteilung für ihn nicht mehr entscheidend. Die primitive Bühne wurde bald im Redoutensaale auf der Esplanade (jetzt Schillerstraße) aufgeschlagen, bald im Tiefurter Park, im Walde von Ettersburg oder im Lustgarten von Belvedere auf grünem Rasenteppich zwischen den Bäumen hergerichtet. Jeder wurde nach

seiner Befähigung beschäftigt. In der Herzogin Amalia und Einsiedeln fand der junge Theaterdirektor für seine Singspiele Komponisten, im Herzoge, dem Prinzen Konstantin, Knebeln, Bertuch, dem Gymnasialdirektor Musäus, dem Fräulein von Göchhausen, dem Fräulein von Wöllwarth und Amalie Kotzebue, der Schwester des Dichters, Schauspieler und Schauspielerinnen, denen sich seit dem Jahre 1777 die auf seine Veranlassung aus Leipzig berufene schöne und in allen Künsten hochbegabte Corona Schröter als hellster Stern zugesellte. Für das Technische wurde der erfindungsreiche Tischler Mieding, den Goethes herrlicher poetischer Nachruf unsterblich machen sollte, als Theatermeister hinzugezogen. Neben dramatischen Arbeiten von Goethe, Einsiedel und Seckendorf, gab man Stücke von Molière und Gozzi und wagte sich sogar, wie einst im Schönkopfschen Hause zu Leipzig an Lessings „Minna von Barnhelm.“ Ein Glanzpunkt in der Geschichte des Liebhabertheaters war das Auftreten des berühmten Ekhof in Cumberlands „Westindier.“ (1778.)

So entwickelte sich bald ein anregendes Leben, das für unsern Dichter nur durch das plötzliche Auftauchen von Lenz und Klinger getrübt wurde. Die beiden trafen, wohl auf Verabredung, kurz nacheinander in Weimar ein, wo sie offenbar mit Hilfe der Protektion ihres Jugendfreundes ihr Glück zu machen hofften. Goethe, dessen Stellung noch keineswegs fest war, und der Ursache genug hatte, sich vor jeder falschen Beurteilung zu hüten, hielt sich die beiden fahrigen und rüpelhaften Gesellen nach Kräften vom Halse, um so mehr, als er wenigstens in Lenz den eigentlichen Verbreiter jener ungeheuerlichen Nachrichten über das lustige Weimarer Treiben vermuten mochte. Er wird aufgeatmet haben, als die Sturm- und Drangapostel endlich wieder den Staub Ilm-Athens von ihren Füßen schüttelten, um nun Goethes Schwager und die gutmütige Frau Rat zu brandschatzen. Bei Lenz kam bald darauf übrigens der Wahnsinn zum vollen Ausbruch.

Unter den Stücken Goethes, die dem neuen Liebhabertheater

ihre Entstehung verdanken, sind „Die Geschwister" zeitlich wohl das erste. Die Fabel dieses kleinen Schauspiels ist sehr einfach. Ein Mädchen liebt den Mann, den sie für ihren Bruder hält, mit schwesterlicher Hingebung, die aber in dem Augenblicke, da Marianne einem andern die Hand reichen soll, und der angebliche Bruder ihr über ihre verwandtschaftlichen Beziehungen die Augen öffnet, zu heißer bräutlicher Liebe emporlodert. In Wilhelm wird man unschwer Goethen selber wiedererkennen, Marianne ist auf seine schwärmerisch verehrte Schwester Cornelia oder, wie oben bemerkt, vielleicht richtiger auf Frau von Stein, die ihm nur „Schwester" sein zu wollen vorgab, gedeutet worden. Das kleine Schauspiel, in dem wir, nicht nur der Namen wegen, die ersten Keime zum „Wilhelm Meister" zu erkennen glauben, ist in seiner Art ein Kabinettstück feinster Charakterzeichnung und daher, trotz der geringen dramatischen Verwicklung, bis in unsere Zeit bühnenwirksam geblieben. Die „Marianne" gehört noch heute zu den Lieblingsrollen bedeutender Künstlerinnen.

Hat Cornelia an den „Geschwistern" Anteil, so hätte der Dichter ihr in seinem Stücke unbewußt ein Grabdenkmal gesetzt, denn am 8. Juni 1777 wurde sie von mehrjährigem körperlichen und seelischen Leiden durch den Tod erlöst, nachdem sie zwei Töchtern das Leben gegeben hatte. Der Dichter verschloß seinen tiefen Schmerz in der Brust. Am 16. Juni schrieb er in sein Tagebuch: „Brief des Todes meiner Schwester. Dunkler zerrissener Tag" und am 17. und 18. die Worte „Leiden und Träumen."

Das zweite Stück „Lila," ein Schauspiel mit Gesängen, dürfte Ende 1776 und Anfang 1777 geschrieben worden sein. Hier verfolgte der Dichter einen anderen Zweck, als lediglich sein Publikum zu erfreuen und zu erheitern, er machte den kühnen Versuch, durch poetische Mittel und auf die zarteste Weise eine dauernde Versöhnung zwischen dem Herzoge und dessen junger Gemahlin anzubahnen, deren Ehe in den ersten Jahren nicht glücklich war. Das Stück, das am 30. Januar,

dem Geburtstage der Herzogin Louise, zum erstenmale aufgeführt wurde, hat durch zweimalige Umgestaltung (1778 und 1788) seine ursprüngliche Fassung völlig verloren. In jener ersten Bearbeitung wird der seelisch kranke Baron Sternberg durch den beruhigenden Einfluß seiner milden Gemahlin Lila glücklich geheilt; in dem uns jetzt vorliegenden Stücke ist das Verhältnis umgekehrt. Hier ist Lila gemütsleidend, alle ärztliche Kunst bleibt erfolglos, bis ihre Umgebung durch scheinbares Eingehen auf die phantastischen Ideen des kranken Hirnes ihre Heilung und damit die glückliche Wiedervereinigung mit dem Gatten herbeiführt. Dem im Grunde recht ernsten Schauspiele folgte ein toller Schwank unter dem Titel „Die geflickte Braut," eine derbe Verspottung der Wertherzeit und ihrer ungesunden Sentimentalität, später als „Der Triumph der Empfindsamkeit" umgearbeitet und in die Werke des Dichters aufgenommen. Äußerlich stellt sich das Stück als ein Märchenspiel im Shakespeareschen Geschmacke dar, ohne jedoch die naive Poesie des großen Briten aufzuweisen. Es ist voller Anspielungen auf die litterarischen Zustände der Zeit und mit so vielen persönlichen Beziehungen auf die Mitglieder der Weimarer Gesellschaft ausstaffiert, daß nur der genauere Kenner jener Verhältnisse diese „dramatische Grille" mit einigem Vergnügen lesen wird. Recht unorganisch wurde dem vierten Akte des Schwankes später ein allerdings ziemlich gleichzeitig entstandenes aber auf völlig anderen Grundlagen beruhendes Monodrama „Proserpina" als Zwischenspiel eingeschaltet. Mit dieser kleinen, im Jahre 1815 von Eberwein in Musik gesetzten Dichtung nähert sich Goethe dem antiken Mythenkreise und somit einem Stoffgebiete, dem er als reifste Frucht des hier behandelten Lebensabschnittes die „Iphigenie" entnehmen sollte. Herders erneuter Einfluß macht sich in einem epischen Gedichte „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung" geltend, einem in altdeutschen Reimversen gedichteten Lobgesang an den kernigen Nürnberger Meister, der dem Dichter inmitten seiner höfischen Umgebung

als Repräsentant des gesunden deutschen Bürgertums besonders verehrungswert erschienen sein muß, wie denn Goethe auch verschiedene seiner derben Schwänke auf dem Liebhabertheater zur Aufführung brachte. Der erste Eifer, mit dem sich der Dichter den so freudig übernommenen gesellschaftlichen Verpflichtungen gewidmet hatte, kühlte sich gegen Ausgang des zweiten Jahres merklich ab. Die Stille seines Gartenhauses begann einen eigenen Zauber auf ihn auszuüben. Auch trieb ihn seine immer heftiger werdende Liebe zu Frau von Stein in die Einsamkeit. In das Frühjahr 1777 fallen die Anfänge seines zweiten Romans, des „Wilhelm Meister," der damals freilich nicht über das später wesentlich umgestaltete erste Buch — die Kindheitsgeschichte des Helden — hinausgelangte. Erst im Jahre 1797, also zwanzig Jahre später, lag das Buch „Wilhelm Meisters Lehrjahre" vollendet vor.

Die idyllische Ruhe, die Goethen in seinem Tuskulum jenseits der Ilm beschert war, wurde nur durch kleine Ausflüge in die Umgegend, besonders nach dem Steinschen Familiengute Kochberg, und einige weitere Reisen unterbrochen. Seltsam schon durch ihre Veranlassung war die im November und Dezember 1777 ohne Begleitung unternommene Harzreise, als deren schönste Frucht wir das stimmungsvolle Gedicht „Harzreise im Winter" betrachten dürfen. Während der Herzog in der Eisenacher Gegend der Jagd auf wilde Schweine oblag, begab sich Goethe inkognito nach dem Harz, in der doppelten Absicht, den jungen, am „Wertherfieber" erkrankten Theologen Plessing, der sich brieflich um Rat und Trost an ihn gewandt hatte, aufzusuchen und zu beruhigen, dann aber auch, um sich einen Einblick in die bergmännischen Verhältnisse zu verschaffen, der dem Bergwerke zu Ilmenau zu Gute kommen sollte. Allerdings wurde der längst gefaßte Plan, den seit Jahren eingestellten Betrieb wieder aufzunehmen, erst geraume Zeit später verwirklicht.

Eine zweite Reise, vom 10. Mai bis 1. Juni 1778 unternommen, führte den Dichter in Begleitung seines Herzogs

nach Berlin und Potsdam, wo man bei dem drohenden Kriege zwischen Preußen und Österreich näheren Anschluß suchte. In Sanssouci stand der Dichter des „Götz" dem königlichen Kritiker gegenüber, in dem er seit seiner frühesten Jugend den größten Monarchen verehrt hatte. Der König schenkte dem Begleiter seines Großneffen wohl kaum Beachtung. Aber Goethe faßte den Philosophen auf dem Throne scharf ins Auge. Die wenigen Worte, die er über die Begegnung äußert (Riemers Mitteilungen II, S. 60) sind bezeichnend genug. „Es sind mir tausend Lichter aufgegangen," heißt es da. „Und dem alten Fritz bin ich recht nah geworden; da hab' ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien, zerrissene Vorhänge, und hab' über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonnieren hören." In Potsdam besichtigte er die Regimentsstallungen, das Waisenhaus und die Bildergalerie, in Berlin die Porzellanfabrik, besuchte auch den Kupferstecher Chodowiecki und die Naturdichterin Karsch und speiste beim Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs. Über Wittenberg und Dessau kehrten die Reisenden nach Weimar zurück.

Im folgenden Sommer stellte sich auf einige Monate Merck ein, der bereits im Jahre vorher die Herzogin Anna Amalia auf einer Rheinreise begleitet hatte. Er trat zu allen Mitgliedern des Weimarer Kreises trotz seiner mephistophelischen Offenheit in ein freundschaftliches Verhältnis. Nur Goethen wurde er mehr und mehr entfremdet, da er ihm seine poetische Unthätigkeit nicht verzeihen konnte und schon längst wieder ein Werk im Stile des „Götz" von ihm erwartet hatte. Die „Iphigenie," deren dritter Aufführung auf dem Naturtheater zu Ettersburg er beiwohnte, scheint in dieser ersten Prosa-Fassung nicht seinen vollen Beifall gefunden zu haben. Das Stück war am 6. April, dem dritten Osterfeiertage, zum erstenmal gegeben worden. Goethe spielte den Orest, der Herzog den Pylades und Corona Schröter die Iphigenie. Die Wirkung, „besonders auf reine Menschen," wie der Dichter in seinem Tagebuche bemerkte, war groß.

„Der Herr Doktor," schreibt Fräulein von Göchhausen an die Frau Rat, mit der sie seit dem Besuche der Herzogin in Frankfurt ebenso wie diese eng befreundet war, „hat seinen Orest meisterhaft gespielt. Sein Kleid, sowie des Pylades seins, war griechisch und ich hab' ihn in meinem Leben noch nicht so schön gesehn."

Die „Iphigenie" gehört zu den Werken Goethes, an deren künstlerischer Ausgestaltung der Dichter sich nie genug thun konnte. Wir kennen im Ganzen fünf verschiedene Fassungen dieses Schauspiels, deren letzte, in Italien geschrieben, den Hauch eines sonnigeren Himmels verrät und hinsichtlich der Form die höchste Vollendung aufweist. Inhaltlich steht die erste Niederschrift bereits ebenso hoch, man erstaunt darüber, mit welcher Sicherheit Goethe, der sich bis dahin nie mit eingehenderem Studium des klassischen Altertums beschäftigt hatte, das innerste Wesen antiker Anschauung darzustellen vermochte. Ein seltsamer Zufall wollte, daß die „Iphigenie," ein Stück, das von allen Arbeiten des Dichters am wenigsten erlebt ist, also am meisten eine auf den Gegenstand konzentrierte Gedankenthätigkeit voraussetzt, in ihren wesentlichen Teilen auf Reisen entstand. Die Anfänge datieren bis zu jenen Rekrutenaushebungen zurück, die Goethe, seit dem Frühling 1779 als Chef der Kriegskommission, in den Dörfern und Städten des Herzogtums zu leiten hatte, und seine endgültige Form erhielt das Drama an den Ufern des Gardasees und in Rom.

Das Geburtsjahr der „Iphigenie," die eine neue Epoche in Goethes Dicht- und Denkart einleitet, wurde auch noch in anderer Beziehung bedeutungsvoll, es führte den Dichter im Gefolge seines fürstlichen Freundes in die Heimat, sodann nach dem ihm einst so teuren Elsaß und in die Schweiz. Der Gedanke zu dieser Reise war von ihm selbst ausgegangen. Er wollte den Herzog gewissen ungünstigen Einflüssen seiner Umgebung entziehen und seinerseits in dem durch die Umstände bedingten engeren Verkehre stärker auf ihn einwirken.

Verraten doch die Tagebucheinzeichnungen der letzten Mo-

nate zur Genüge, wie sich die Hofpartei bemühte, den Freund des Herzogs bei diesem zu verdächtigen. „Es weiß kein Mensch, was ich thue,“ heißt es da einmal, „und mit wieviel Feinden ich kämpfe, um das wenige hervorzubringen. Bei meinem Streben und Streiten und Bemühen bitt' ich euch nicht zu lachen, zuschauende Götter. Allenfalls lächeln mögt ihr und mir beistehen.“ Und die Himmlischen standen ihrem Liebling bei: der Herzog verlieh ihm, wohl zu seinem Geburtstage, trotz des vom Minister von Fritsch erhobenen Protestes, als Beweis seines Vertrauens den Titel eines Geheimen Rats.

Am 12. September verließen die Reisenden Ettersburg, Karl August unter dem Namen des Oberforstmeisters von Wedel, der selbst mit zu dem kleinen Gefolge gehörte. Über Erfurt, Gotha und Kassel gelangten sie nach Frankfurt, wo gerade die Herbstmesse begonnen hatte. Um etwa anwesenden Fürstlichkeiten auszuweichen, sollte das Inkognito des Herzogs gewahrt bleiben. Bereits im August war an Goethes Eltern die Anfrage gerichtet worden, ob sie die Reisegesellschaft auf einige Tage bei sich aufnehmen würden. Frau Aja war außer sich vor Freude, und selbst der alte Herr Rat, durch körperliche Leiden und den Tod der Tochter immer grämlicher geworden, lebte in der frohen Erwartung der kommenden Tage wieder auf. Am 18. September traf der Besuch ein. Man war schon in einiger Entfernung vom Hirschgraben abgestiegen und, der größeren Überraschung wegen, zu Fuße bis zum Hause gegangen. Die nun folgende Scene hat die glückliche Mutter mit großer Anschaulichkeit in ihrem Briefe vom 24. September an die Herzogin Anna Amalia geschildert, den man in Heinemanns prächtigem Buche „Goethes Mutter“ nachlesen kann. „Der 18. September,“ so beginnt das Schreiben, „war der große Tag, da der alte Vater und Frau Aja denen seligen Götter weder ihre Wohnung im hohen Olymp, weder ihr Ambrosia noch Nektar, weder ihre Vokal- noch Instrumentalmusik beneideten, sondern glücklich, so ganz glücklich waren, daß schwerlich ein sterblicher Mensch jemals größere und reinere Freuden

geschmeckt hat, als wir beide glückliche Eltern an diesem Jubel- und Freudentag!"

Das waren freilich willkommenere Gäste als einst der Königslieutenant mit seinem Stabe, obgleich das Leben, das sich in dem so still gewordenen Hause entwickelte, kaum weniger aufregend und laut sein mochte. Halb Frankfurt kam, um „Goethes Herzog" wenigstens auf der Treppe oder dem Vorsaale zu sehen. „Wie sich unsere hochadlichen Fräulein Gänscher brüsteten und Eroberungen machen wollten," meint die Frau Rat, „wie es aber nicht zustande kam u. dergl. m., das verdiente nun freilich hübsch dramatisiert zu werden."

Am 23. brach die Reisegesellschaft nach Speier auf, von dort am nächsten Tage nach Straßburg. Kurz vor dieser Stadt trennte sich Goethe von der kleinen Cavalcade, um einen Abstecher nach Sesenheim zu machen und dort im Pfarrhause zu übernachten. „Ich fand daselbst eine Familie," schreibt er an Frau von Stein, „wie ich sie vor acht Jahren verlassen hatte, beisammen und wurde gar freundlich und gut aufgenommen ... Die zweite Tochter vom Hause hatte mich ehmals geliebt — schöner, als ich's verdiente, und mehr als andre, an die ich viel Leidenschaft und Treue verwendet habe. Ich mußte sie in einem Augenblick verlassen, wo es ihr fast das Leben kostete; sie ging leise drüber weg, mir zu sagen, was ihr von einer Krankheit jener Zeit noch überbliebe, betrug sich allerliebst mit so viel herzlicher Freundschaft vom ersten Augenblick, da ich ihr unerwartet auf der Schwelle ins Gesicht trat und wir mit den Nasen aneinanderstießen, daß mir's ganz wohl wurde. Nachsagen muß ich ihr, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in meiner Seele zu wecken unternahm."

Dieser Besuch in Sesenheim war eine Art von Bußfahrt gewesen, von der er erleichtert und beruhigt zurückkam. Nun konnte er „wieder mit Zufriedenheit an dieses Eckchen hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten" weiterleben. In Straßburg entledigte er sich einer ähnlichen Pflicht.

Aber wie er dort eine einsam verblühende, resignierende Geliebte gefunden, so traf er hier in Lilli eine glückliche junge Mutter, „die mit einer Puppe von sieben Wochen spielte.“ An zwei Mittagen speiste er in ihrer behäbigen und eleganten Häuslichkeit, auch dort mit jener alles Peinliche überwindenden Herzlichkeit aufgenommen, die uns Nachgeborenen in ähnlichen Lagen völlig abgeht. Aber noch einen dritten Besuch hatte er abzustatten, ernster als die beiden vorher. Am 28. September weilte er mit seinem fürstlichen Freunde am Grabe der Schwester. „Ihr Haushalt ist mir wie eine Tafel, worauf ihre geliebte Gestalt stand, die nun weggelöscht ist.“ Er hatte wenigstens den Trost, an ihrem Platze in Schlossers bescheidenem Heim Tantchen Fahlmer zu sehen, die Corneliens Kindern eine treu sorgende Mutter geworden war.

Von Emmendingen reiste man über Biel, Erlach, Anet und Murten nach Bern, dessen vornehm bürgerliche Bauart auf Goethen einen starken Eindruck machte, von Bern über Thun und Interlaken nach Lauterbrunnen, wo der Staubbach den Dichter zu seinem „Gesang der Geister über den Wassern“ begeisterte, weiter nach Scheideck, ins Haslithal und Aarthal, dann nach Meiringen, Brienz und über Interlaken und Thun zurück nach Bern. Nach viertägigem Aufenthalt wandte man sich südwärts zum Genfer See. In Lausanne machte Goethe Frau von Branconi, der wegen ihrer Schönheit berühmten Geliebten des Erbprinzen Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, mit der er später in nähere Berührung kommen sollte, seine Aufwartung, ebenso der Herzogin Dorothea von Kurland, der Schwester der vielgenannten Elisabeth von der Recke. Nachdem die Reisenden die benachbarten Thäler durchstreift und mehrere bedeutendere Berge erstiegen hatten, begaben sie sich nach Genf. Hier wurden Gelehrte und Künstler besucht, unter ersteren der Naturforscher de Saussure, bei dem man sich wegen der Besteigung der Dôle, des höchsten Juragipfels und wegen eines Ausfluges nach den Gletschern des Chamounythales Rats holte. Da er trotz der vorgerückten Jahreszeit zuriet, wurden

die nicht ganz ungefährlichen Hochtouren unternommen. Wedel und das Gefolge mit Ausnahme eines Jägers blieben, da sie nicht schwindelfrei waren, zurück. In tiefem Schnee überschritt man dann die Furka, übernachtete bei den Kapuzinern auf dem St. Gotthard, wanderte durchs Urnerloch nach Andermatt und durch das Reußthal nach Luzern. Von dort wandte man sich nach Zürich, wo ein etwa vierzehntägiger Aufenthalt genommen wurde. Hier machte der Herzog die langersehnte Bekanntschaft Lavaters, der ihm außerordentlich gefiel. „Wir sind in und mit Lavater sehr glücklich," berichtet Goethe der Herzensfreundin, „es ist uns allen eine Kur, um einen Menschen zu sein, der in der Häuslichkeit der Liebe lebt und strebt, der an dem, was er wirkt, Genuß im Wirken hat und seine Freunde mit unglaublicher Aufmerksamkeit trägt, nährt, leitet und erfreut . . . Erst hier geht mir recht klar auf, in was für einem sittlichen Tod wir gewöhnlich zusammenleben, und woher das Eintrocknen und Einfrieren eines Herzens kommt, das in sich nie dürr und nie kalt ist."

Dieses Wohlgefallen am Züricher Propheten galt jedoch mehr seinem äußeren als inneren Menschen. Ihre Wege hatten sich längst getrennt, und wenn sie auch bei ihrem Zusammensein verabredungsgemäß jeden religiösen Disput vermieden, so mußte sich die Entfremdung zwischen ihnen doch mit jedem Tage vergrößern. Die Briefe wurden merklich kühler, und selbst Lavaters Aufenthalt in Weimar im Juli 1786 vermochte das alte Verhältnis nicht wieder herzustellen. Dagegen zog ihn Frau Barbara Schultheß, deren Bekanntschaft er schon 1775 gemacht hatte, immer mehr an. Sie war eine treffliche Schweizerin von guter alter Art und besaß das, was der vernünftige Mann am Weibe vor allem schätzt: praktischen Hausfrauensinn verbunden mit teilnehmendem Verständnis für alles Schöne und Hohe.

Über die zu Anfang Dezember angetretene Heimreise läßt sich wenig berichten, da uns der Dichter selbst, zu voll noch von den Eindrücken der gewaltigen Bergwelt, über den Ritt

durch das flachere Land nur kurze Aufzeichnungen hinterlassen hat. Nur der Aufenthalt in Stuttgart, wo die Reisenden Gäste des Herzogs Karl Eugen von Württemberg waren, muß hervorgehoben werden. Es wurde gerade der Stiftungstag der Karlsschule begangen. Der Herzog und Goethe wohnten der Feier bei und ließen die phrasengespickten Festreden und Carmina über sich ergehen, mit denen Lehrer und Schüler den gnädigen Stifter der berüchtigten Militär-Drillanstalt in mehr oder minder servilem Tone feierten.

Goethe ahnte wohl nicht, daß der blasse Jüngling mit dem rötlichen Haar und der Adlernase, der ihn mit leicht entzündeten Augen unablässig anstarrte, einst sein bester Freund und Mitregent im Reiche der Litteratur werden sollte. Es war der junge Schiller, der damals gerade „die Räuber" schrieb.

Auf der Rückreise aus der Schweiz war Goethe nicht unthätig. Er arbeitete an einem kleinen Singspiel „Jery und Bätely," einer ziemlich harmlosen Liebesscene mit Schweizerkolorit. Man wird in diesem muntern Stückchen ernstere Absichten vergeblich suchen und darf die subtilen Deutungsversuche, wie sie sich namentlich Dorer-Egloff geleistet hat, getrost belächeln. Das Singspiel läßt überall das Bestreben des Dichters erkennen, dem Freundeskreise für das Liebhabertheater eine niedliche Kleinigkeit mit anmutigen Liedchen zu bieten, bei der ihn selbst wohl in erster Linie das Lokal und die Kostüme interessiert haben. „Die Gebirgsluft, die darinnen weht," schreibt er noch als Greis in den „Tag- und Jahresheften," „empfinde ich noch, wenn mir die Gestalten auf Bühnenbrettern zwischen Leinwand und Pappenfelsen entgegentreten." Wie fast alle dramatischen Arbeiten Goethes, wurde auch dieses kleine Stück später wesentlich umgearbeitet. Mehrere Kompositionen namhafter Musiker verhalfen ihm zu einer gewissen Popularität.

In Frankfurt wohnten die Reisenden fast vierzehn Tage im Goethehause. Das freundschaftliche Verhältnis zwischen dem Herzoge und Frau Aja festigte sich von Tag zu Tag. „Den besten Fürsten täglich zu sehen, war herrlich," berichtet die

Rätin der Herzogin Amalia, „aber ihn reden zu hören, ging über alles. Wie oft saß ich ganz unbemerkt in einem Eckelchen und hörte Dinge, darüber man staunen mußte. Eine solche Weisheit und Klugheit, eine solche tiefe Kenntnis der Menschen bis in die innersten kleinsten Falten und Winkel des Herzens... und das in einem Alter von 22 Jahren!"

Und als dann die frohen Tage vorüber waren, schrieb sie mit den Worten des Psalmisten: „Jetzt sitzt Mutter Aja ganz allein in den Hütten Kedars und ihre Harfe hängt an den Weiden. Einsam wie im Grabe und verlassen wie ein Käuzlein in verstörten Städten."

Aber von jetzt an blieb sie in stetem Verkehre mit Weimar; kaum ein Jahr verging, ohne daß Durchreisende sie besuchten und ihr über alles, was die „Herrschaften" und ihr „Hätschelhans" thaten, genauen Bericht erstatteten. Sie war die erste außerhalb Weimars, der Wieland den eben vollendeten „Oberon" sandte. Im März 1780 traf Knebel bei ihr ein, im August desselben Jahres Frau von Branconi, die zwei Tage in Weimar gewesen war, im Oktober, zu einer Zeit, da der Herr Rat sehr krank war, wohnte die Herzogin Amalia wiederum zwölf Tage bei Goethes Eltern. Im Dezember kam der Musikus Kranz, im Juni 1781 der Prinz Konstantin, etwas früher die Kammerherren von Kalb und von Seckendorf. Das Verhältnis Goethes zu Kalb war infolge dienstlicher Vorkommnisse erkaltet; Frau Aja mußte ihn daher kühler behandeln, als dies sonst ihre Art war, sie benahm sich, nach ihrem eigenen Bericht so diplomatisch, „als wenn der größte Hof ihre Säugamme gewesen wäre."

Nach seiner Rückkehr von der Reise nahm Goethe die Amtsgeschäfte mit neuem Eifer wieder auf. In seinen Mußestunden beschäftigten ihn zwei Arbeiten, die seine nun enger als je gewordene Verbindung mit dem Weimarischen Herrscherhause auch äußerlich dokumentierten: Das Leben Herzog Bernhards, des großen Feldherrn aus dem Dreißigjährigen Kriege und sodann das Schauspiel „Torquato Tasso," in dem auch der unbefangene Leser bis zu einem gewissen Grade ein Spiegelbild

von Goethes eigenem Streben erkennen wird. Die Biographie des streitbaren Herzogs ließ er bald wieder fallen, da ihm in dessen Leben ein dramatischer Höhepunkt und eine harmonische Entwicklung zu fehlen schien, und sich das historische Material zu einer künstlerisch vollendeten Darstellung zu spröde erwies. Auch der „Tasso" rückte nur langsam fort; zwei Jahre lang sahen wir den Dichter mit diesem ursprünglich in rhythmischer Prosa geschriebenen Schauspiele beschäftigt. Die Vorliebe für den Helden datierte aus der frühen Jugendzeit, sie wurde ohne Frage durch die im Kreise der Herzogin Amalia leidenschaftlich betriebene Beschäftigung mit der italienischen Litteratur wieder geweckt, auf die ich auch den Plan einer unausgeführt gebliebenen Dramatisierung einer Novelle des Boccaccio „Der Falke" zurückführen möchte. Wie „Egmont" und „Iphigenie" brachte auch dem „Tasso" erst des Dichters Aufenthalt in Italien die rechte Reife und Gestalt. Die Lokalstudien in Ferrara und die italienische Überlieferung mußten den ersten Entwurf völlig umstoßen. In das Jahr 1781 fällt vermutlich auch das Fragment „Elpenor," ein Drama im Sinne der Alten. Er ließ diese Arbeit jedoch liegen, weil er sich, wie er später Schillern gestand, „unglaublich im Stoffe vergriffen" hatte. Wie gleichgültig es ihm im Laufe der Jahre wurde, beweist wohl am besten die Thatsache, daß er bei der Redaktion seiner „Werke letzter Hand" die Umdichtung des Fragmentes seinem Sekretäre Riemer überließ! Übrigens gewann die Kunst- und Weltanschauung der Alten jetzt immer mehr Einfluß auf ihn, was die in den Jahren 1782—1785 entstandenen Gedichte „Antiker Form sich nähernd" darthun. Den Anfang dieser Epoche bezeichnen neben „Iphigenie" und „Elpenor" die „Vögel," eine freie Bearbeitung der gleichnamigen Komödie des Aristophanes, bei der sich freilich die Spitze der Satire nicht gegen politische sondern gegen litterarische Mißstände richtet. Im „Schuhu," der Hauptperson des Stückes, wollten bereits die Zeitgenossen eine Karikatur des einst von Goethe so hoch verehrten Klopstock erkennen. Wundersamerweise fallen in diese Zeit antiker Studien

einzelne der schönsten, echt deutsch empfundenen Gedichte des Meisters. „Der Fischer“ wurde bereits 1778 geschrieben, ihm reihten sich jetzt die herrlichen Balladen „Erlkönig“ und „Der Sänger“ an, zu denen sich „Meine Göttin,“ die Lieder des Harfenspielers: „Wer sich der Einsamkeit ergiebt“ und „Wer nie sein Brot mit Thränen aß,“ „Das Göttliche“ und „Grenzen der Menschheit“ gesellen. Auch „Faust“ und „Wilhelm Meister“ wurden gefördert. Jetzt tauchte bei Goethen auch bereits der Gedanke an eine Ausgabe seiner gesammelten Schriften auf, nicht einem innern Drang entspringend, sondern der Notwendigkeit, dem schamlosen Treiben des Berliner Nachdruckers Himburg entgegenzutreten, der bereits drei Auflagen von „Doktor Goethens Schriften“ verkauft hatte und die Frechheit besaß, dem geplünderten Dichter zur Entschädigung ein Porzellanservice anzubieten.

Auf regere Teilnahme am Hof- und Gesellschaftsleben deuten mancherlei Gelegenheitsdichtungen, darunter schon einige der „Maskenzüge,“ zu denen frohe Ereignisse, wie die im Jahre 1783 erfolgte Geburt eines Erbprinzen, den Anlaß boten, ferner die Singspiele „Die Fischerin“ (1782) und „Scherz, List und Rache“ (1784). „Die Fischerin,“ von Corona Schröter in Musik gesetzt, ist bei aller Anmut und Leichtigkeit der Verse kaum mehr als ein poetischer Vorwand zur nächtlichen Fackelbeleuchtung einer besonders reizvollen Partie des Tiefurter Parkes an der Ilm, „Scherz, List und Rache“ eine dem deutschen Geschmacke nicht recht zusagende Nachahmung kleiner italienischer Opern im Stile von Pergoleses „Serva padrona.“ An dem geringen Erfolge des Stückes war zum Teil wohl auch Kaysers ziemlich verunglückte Komposition schuld. Auch stellte das ausgedehnte Libretto Anforderungen an die Sänger, denen ihre physische Kraft nicht gewachsen war.

Neben den vielfachen Amtsgeschäften nahmen den Dichter in dieser ganzen Zeit mancherlei kleinere Reisen in Anspruch, darunter die diplomatischen Missionen an die Höfe von Gotha, Meiningen, Hildburghausen, Koburg und Rudolstadt, wo er

sich gleichzeitig in seiner neuen Eigenschaft als Kammerpräsident vorzustellen hatte. Mit dem jungen Fritz von Stein reiste er im Herbste 1783 in den Harz, nach Halberstadt, Göttingen und Kassel. Das nächste Jahr führte ihn in Gesellschaft des Herzogs nach Braunschweig, das übernächste in Knebels Begleitung ins Fichtelgebirge und zu einem Badeaufenthalte nach Karlsbad, wo man mit Frau von Stein und Herdern zusammentraf. Karlsbad bildete damals den Treffpunkt der großen Welt; hier wurden viele jener bedeutenden Bekanntschaften gemacht, die in Goethes späterem Leben eine so große Rolle spielen. Kein Wunder, daß ihn das freundliche böhmische Bad von nun an fast jedes Jahr zu seinen heilsamen Quellen lockte.

Aus dem amtlichen Verkehre mit der Universität Jena und ihren gelehrten Instituten, der Neueröffnung des Bergwerkes zu Ilmenau am 24. Februar 1784, der Anlage des Parkes und des Botanischen Gartens zu Weimar erwuchs dem Dichter die Anregung zu der ernsten Beschäftigung mit den Naturwissenschaften, die seitdem eine wesentliche Seite seiner Thätigkeit ausmachte und mehr oder minder auch alle poetische Produktion beeinflußte. Es ist hier noch nicht der Platz, auf die Ergebnisse seiner Forschung im speciellen hinzuweisen, aber man muß sich die Thatsache vor Augen halten, um den Dichter in der Folgezeit richtig verstehen zu können. Eine Rhapsodie in Prosa „Die Natur,“ in der die scheinbaren Widersprüche im Schöpfungshaushalte aufgedeckt werden, leitet die naturwissenschaftlichen Bestrebungen des Dichters würdig ein. In das Jahr 1784 fällt eine Entdeckung von eminenter Bedeutung: die des menschlichen Zwischenkiefers. Goethe hatte sich, wohl durch Lavaters Physiognomik angeregt, seit dem Jahre 1781 eifrig mit dem Studium des Skeletts, insbesondere des Tier- und Menschenschädels beschäftigt, anfangs lediglich mit der Absicht, sich für seine künstlerischen Zwecke eine genaue Kenntnis des Knochengerüstes anzueignen. Im Herbst 1781 nahm er bei Hofrat Loder in Jena einen Kursus in der Osteologie, um das Gelernte dann selbst den Lehrern und Schülern der Zeichen-

akademie während eines vollen Jahres vorzutragen. Von nun an las er mit Eifer anatomische Bücher und ließ sich von allen Seiten interessante Präparate kommen. In den letzten Märztagen des Jahres 1784 machte er auf der Anatomie zu Jena die denkwürdige Beobachtung, daß der von allen Gelehrten bis dahin als das charakteristische Merkmal der Tiere bezeichnete und beim Menschen angeblich fehlende Intermaxillarknochen des Oberkiefers thatsächlich, wenn auch nur in rudimentärer Form, beim menschlichen Schädel vorhanden sei. Goethe empfand über diese Entdeckung, von deren Wahrheit sich die Fachgelehrten erst vierzig Jahre später überzeugten, eine „unsägliche Freude.“ War sie doch ein glänzender Beweis für die Richtigkeit seiner Annahme eines einheitlichen Schöpfungsplanes.

Aber der Geist, der in immer weitere Fernen drang, entfernte sich deshalb nicht von der Erde. Das Nächste und die Nächsten wurden ihm nicht fremd. Man hat Goethen vielfach Kälte und Lieblosigkeit gegen seine Mitmenschen vorgeworfen und über die eisige Zurückhaltung gespöttelt, hinter der er sich zeitweilig verschanzte. Der erste Vorwurf ist völlig unberechtigt. In Goethes Finanzetat nimmt bereits zu einer Zeit, da er noch sehr auf ökonomisches Wirtschaften angewiesen war, die für die Armen bestimmte Summe einen sehr stattlichen Posten ein. Und wie er mitten im Winter eine Harzreise unternahm, um dem seelisch kranken Plessing mit Rat und Trost zur Seite zu stehen, so hat er auch niemals Verdruß und Mühe gescheut, um Bedürftigen zu helfen und gescheiterten Existenzen eine erträglichere Lage zu schaffen. Durch Schölls Veröffentlichung („Briefe und Aufsätze von Goethe“) sind die Briefe an den seltsamen Unbekannten ans Licht gekommen, der sich unter dem angenommenen Namen „Kraft“ in Gera und Ilmenau aufhielt und von unserm Dichter viele Jahre lang mit allem zum Leben Notwendigen unterstützt wurde. Und mit welchem Zartgefühl Goethe wohlzuthun verstand, mag folgende Briefstelle darthun: „Sie sind mir nicht zur Last, vielmehr lehrt mich's wirtschaften, ich vertändle viel von meinem Ein-

kommen, das ich für den Notleidenden sparen könnte. Und glauben Sie denn, daß Ihre Thränen und Ihr Segen nichts sind? Der, der hat, darf nicht segnen, er muß geben, aber wenn die Großen und Reichen dieser Welt Güter und Rangzeichen austeilen, so hat das Schicksal dem Elenden zum Gleichgewichte den Segen gegeben, nach dem der Glückliche zu geizen nicht versteht."

Wahrlich, bei solchen Worten gewinnen die 200 Thaler jährlich, die Kleider und Lebensmittel, mit denen Goethe diesem Manne eine sorgenfreiere Lage verschaffte, den doppelten Wert. Und ähnlichen Zügen von herzgewinnender Wohlthätigkeit begegnen wir bei Goethen oft. Ich selbst war so glücklich, noch aus dem Munde eines Goethischen Großneffen und Hausgenossen zu vernehmen, mit welcher teilnehmenden Freundlichkeit der Dichter auf seinen Spazierfahrten die wandernden Handwerksgesellen anzusprechen pflegte, und wie er für einen jeden ein ermutigendes Wort und einen blanken Thaler bereit hielt.

Wir sehen, der Vorwurf der Lieblosigkeit entbehrt der Berechtigung. Und was die vielgeschmähte „kalte Zurückhaltung" anbetrifft, so liegen die Verhältnisse hier auch anders, als man gewöhnlich annimmt. Man muß bedenken, daß der Dichter von neugierigen Reisenden, müßigen Schwätzern und internationalen Litteraturpiraten geradezu überlaufen wurde. Wem in Deutschland, Österreich oder der Schweiz einmal in einer schwachen Stunde ein Vers aus der Feder floß, der sandte ihn an Goethen, mit der Bitte um ein möglichst eingehendes Urteil, ja, der Kanzler von Müller erzählt, „daß sich ihm wildfremde Menschen oft in den wunderlichsten Fällen, z. B. um eine Heirat, die Wahl eines Lebensberufes, eine Kollekte, einen Hausbau zustande zu bringen, zuversichtlich an ihn wandten, ein Beweis, wie unumschränktes Vertrauen man weit umher ihm zollte, ja für einen Universalhelfer in geistigen und leiblichen Nöten ihn zu halten geneigt war."

Daß er sich solchen Leuten nach Kräften entzog, ist erklärlich und verzeihlich. Für Zudringliche dieses Schlages konnte

und durfte der Mann keine Zeit haben, dessen einzige Erholung der Wechsel der Thätigkeit bildete. Hier war er sich selbst, seinen amtlichen und poetischen Pflichten jene kalte Zurückhaltung schuldig, mit der er sich einzig und allein die lästigen Störenfriede vom Halse zu halten vermochte. Wo er dagegen wirklichen Anteil an ehrlicher Arbeit, echtes Talent und tüchtiges Streben entdeckte, da wurde er mitteilsam und erschloß den Vertrauenden sein Herz. In solchen Augenblicken ging keiner ungetröstet und ungefördert von ihm. — Der Grundzug seines Wesens war die Humanität; ihrer Verherrlichung gilt auch die tiefste Dichtung, die wir aus der Mitte der achtziger Jahre von ihm besitzen: „Die Geheimnisse,“ das Hohelied der von allem Irdischen geläuterten Menschlichkeit, ein Torso von grandiosem Gefüge, der leider nie vollendet wurde.

Ich habe schon zu Anfang dieses Abschnittes hervorgehoben, daß der Herzog in Goethen vorab den großen und guten Menschen schätzte. Diesem galten auch wohl die Gnadenbeweise, die Karl August ihm zu Anfang der achtziger Jahre zu teil werden ließ. Am 2. Juni 1782 — eine Woche nach dem Tode seines Vaters — erhielt Goethe auf Veranlassung seines fürstlichen Freundes das von Kaiser Josef II. unterzeichnete Adelsdiplom zugestellt, dem er freilich nicht den geringsten Wert beilegte, wie er denn nur auf die eindringlichen Vorstellungen des Herzogs in diese Standeserhöhung eingewilligt hatte.

Seine amtlichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen nötigten ihn, eine größere Wohnung in der Stadt zu nehmen. Im Frühling 1782 bezog er, zum Mietpreise von 34 Thalern vierteljährlich, das Haus am Frauenplan (heute Goetheplatz), das er bis an sein Lebensende bewohnt hat. Nach mancherlei baulichen Änderungen ging es als ein Geschenk des Herzogs im Jahre 1794 in seinen Besitz über. Das Gartenhaus behielt er freilich auch, um Stunden der Einkehr und Erholung in ungestörter Stille daselbst verleben und mit vertrauten Freunden einen schönen Sommerabend im Grünen verbringen

zu können. Und solcher Erholungsstunden bedurfte der Vielbeschäftigte immer häufiger. Die nervöse Überreizung, an der er zu leiden anfing, läßt sich aus seinen Briefen an Frau von Stein immer deutlicher erkennen. Das kunstvolle Uhrwerk des Regierungsorganismus, in das er so manches regelnde Rad, so manche treibende Feder eingesetzt hatte, lief tadellos, aber die Hand des Uhrmachers begann allmählich zu erlahmen. Die kleinen Sorgen des Tages häuften sich und drohten den großen Geist, dessen Heimat andere Regionen waren, zu Boden zu drücken. Aber er fand zur rechten Zeit den Ausweg aus diesem Labyrinth und hatte den Mut, einen großen Entschluß zu fassen und schnell zu verwirklichen. Das erste Jahrzehnt seiner Wirksamkeit lag vollgemessen hinter ihm und damit eine Epoche des Lebens und Dichtens, die einen deutlich erkennbaren Abschluß verlangte. Und gerade als hätte er den Übergang von der Jugend zum reifen Mannesalter auch in seiner litterarischen Thätigkeit kennzeichnen wollen, vollendete er kurz vor der Ausführung jenes großen Entschlusses die Redaktion der ersten rechtmäßigen Ausgabe seiner Schriften.

Der Sommer des Jahres 1786 lockte wie der des vorhergehenden den Dichter nach Karlsbad, wo sich wiederum ein großer Teil der Weimarer Gesellschaft zusammen gefunden hatte. Am 28. August wurde Goethes Geburtstag überaus heiter gefeiert, dann aber — am 3. September — war der Herr Geheime Rat zum größten Erstaunen der Kurgäste verschwunden. In aller Heimlichkeit, früh morgens um 3 Uhr, war er mit der Post abgereist. Wohin, wußte niemand, nicht einmal der Herzog, von dem er sich nur einen längeren Urlaub erbeten hatte. Während man sich in allerlei Vermutungen über diesen Aufbruch ohne Abschied erging, rollte der Dichter mit leichtem Herzen und leichtem Gepäck nach Italien, dem Lande zu, nach dem ihn schon in der frühesten Kindheit eine unstillbare Sehnsucht hingezogen hatte. Ja diese Sehnsucht, die 1785 in Mignons wunderbarem Liede „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn“ ihren stärksten und schönsten

Ausdruck gefunden hat, war, wie Goethe von Rom aus an den Herzog schrieb, „zu einer Art von Krankheit geworden, von der ihn nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte.“

„Jetzt darf ich es gestehen,“ fügt er hinzu, „zuletzt durft ich kein lateinisch Buch mehr ansehn, keine Zeichnung einer italienischen Gegend. Die Begierde, dieses Land zu sehn, war überreif, da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb und die Rückkehr wünschenswert.“

Kein lateinisch Buch — dieser Ausspruch ist für das, was den Dichter nach Italien lockte, charakteristisch! Ihn reizte nicht die Kunst im weiteren Sinne, der zuliebe wir heute die Alpen überschreiten, nicht das Volksleben, in dessen Äußerungen wir die vielfachen Kultureinflüsse anderer Mittelmeerländer zu ergründen lieben, sondern die klassische, oder richtiger antike, Vergangenheit des Landes, deren Spuren er überall zu begegnen glaubte, selbst da, wo sie unmöglich noch erkennbar vorhanden sein können, wie in dem durch den mohammedanischen Orient weit stärker beeinflußten Venedig. Erst unterwegs, angesichts der großen Schöpfungen der Renaissance, ging ihm der Sinn für die Bedeutung eines Michel Angelo, eines Raffael, eines Tizian auf, aber auch dann noch brauchte er geraume Zeit, bevor er in seiner Kunstanschauung jedem dieser Meister den ihm zukommenden Platz anzuweisen und die Wertschätzung von Künstlern zweiten und dritten Ranges auf das gebührende Maß zu beschränken vermochte. Daß den Reisenden auch die naturwissenschaftlichen Verhältnisse Italiens fesselten, ist bei der vielfachen Anregung, die ihm, wie wir gesehen haben, die letzten Jahre seiner amtlichen Wirksamkeit geboten hatten, selbstverständlich. Wir dürfen uns daher nicht wundern, in seinen Briefen und Tagebüchern aus Italien immer und immer wieder auf Notizen mineralogischen und geognostischen Inhalts und Aufzeichnungen meteorologischer Beobachtungen zu stoßen. Ich werde später Gelegenheit finden

darzuthun, daß die Ausbeute der Reise gerade nach dieser Richtung hin besonders bedeutungsvoll war. Legte er doch hier den Grund zu seiner Entwicklungstheorie, die der modernen Naturforschung ihre Bahnen gewiesen und in Lamarck, Darwin und Haeckel begeisterte Jünger gefunden hat.

Auch für den Staatsmann mußte eine Reise durch die Apenninhalbinsel sehr lehrreich sein, allerdings nur im negativen Sinne. Denn das Land, in politischer Hinsicht ein unorganisches Konglomerat sehr verschiedenartiger Staatengebilde, war nationalökonomisch längst erschöpft und ging seinem politischen Zusammenbruch, wenn man diesen Ausdruck hier gebrauchen darf, mit schnellen Schritten entgegen. Die Republik Venedig, ihrer durch elf Jahrhunderte bewährten Verfassung nach geradezu ein Idealstaat, lag in den letzten Zügen, der Kirchenstaat und das Königreich Neapel siechten bereits langsam an dem langwierigen inneren Leiden dahin, dem sie freilich erst in unsern Tagen erliegen sollten. Den traurigen politischen Verhältnissen entsprachen alle öffentlichen Anstalten; die Beschaffenheit und Sicherheit der Straßen ließ viel zu wünschen übrig, die Verkehrsmittel waren primitiv und der ewig wechselnde Kurs der Münze wurde für den Reisenden eine Quelle stetiger Scherereien.

Die Fahrt des „Kaufmanns Möller aus Leipzig," wie Goethe sich nannte, ging über Eger, Regensburg und München nach Tirol. Gewissenhaft notierte er bei jeder Station die Witterungsverhältnisse und freute sich kindlich, wenn ihm beim Passieren des 50., 49. und 48. Breitengrades der schnelle Fortgang der Reise südwärts so recht zum Bewußtsein gelangte. Er schärfte seinen Blick schon für Italien, hatte ein wachsames Auge auf alles Geistliche und träumte bei den Birnen Regensburgs schon von den Trauben und Feigen des Südens. Bei Walchensee erlebte er ein kleines Abenteuer, dessen Beschreibung den Dichter des „Wilhelm Meister" erkennen läßt: Ein Harfner mit seiner kleinen anmutigen Tochter gesellte sich zu ihm. Er nahm die Kleine in seinen Wagen und ergötzte sich an ihrem fröhlichen

Geplauder. Mit großen braunen Augen blickte sie ihn an, bald ernst, bald übermütig. Es schien, als sei ihm als gutes Omen Mignon in leiblicher Gestalt begegnet. Über Innsbruck gelangte Goethe auf den Brenner. Hier beobachtete er den Einfluß der Gebirgshöhe auf das Wachstum der Pflanzen und konstatierte die durch lokale Verhältnisse bedingten Veränderungen an verschiedenen Individuen derselben Gattung. An sich eine geringfügige Thatsache, aber wichtig als ein Baustein zur Theorie der Pflanzenmetamorphose.

Auch die Freude am Zeichnen erwachte hier wieder; er versuchte das Posthaus mit schnellen Strichen aufs Papier zu bringen. Jetzt sah er auch die Landschaft wieder mit dem Auge des Malers. Das Eisackthal, zwischen dessen Felswänden und finsteren Fichten die Post auf vielgewundener Straße hinabrollte, erschien ihm stellenweise wie eine Landschaft Everdingens. Bei Brixen begrüßte er die Weinkulturen, wo die blauen Trauben „gar zierlich und reich von der Decke niedriger Lauben herunterhingen.“ In Bozen, zu jener Zeit noch der Hauptsitz des deutsch-italienischen Transithandels, fielen dem Reisenden „die vielen Kaufmannsgesichter“ auf, in der Umgegend bewunderte er die nun schon völlig südliche Vegetation der Felder, auf denen „alles so eng an- und ineinander gepflanzt ist, daß man denkt, es müsse eins das andere ersticken.“ In Roveredo begann die italienische Sprache die herrschende zu werden, Trient war schon gänzlich welsch. Nun ging's zum Gardasee hinab, von Torbole, wo er an der „Iphigenie“ arbeitete und sich so einsam fühlte, „als seine Heldin am Gestade von Tauris,“ fuhr er mit einer Barke über den dunkelblauen See, in dessen Fluten sich der schneebedeckte Kamm des Monte Baldo spiegelt. An den Ufern wechseln Citronengärten mit Olivenwäldern, alte, zinnengekrönte Kastelle mit Landgütern und Fischerdörfern. In Malcesina erlebte Goethe ein ziemlich ernstes Abenteuer: man hielt den harmlosen Zeichner für einen österreichischen Spion. Nur seiner Geistesgegenwart und der Fürsprache eines in Frankfurt bekannten Italieners verdankte er seine Freilassung.

Bei Bardolino stieg er ans Land, um sich zur Reise nach Verona des landesüblichen Maultiers zu bedienen.

Hier begrüßte er die ersten bedeutenden Reste des Altertums, vorab das Amphitheater, von dessen höchstem Rande er den Anblick des imposanten Steinkraters und die Aussicht über Verona und die fruchtbare Landschaft genoß. Auch das Volksleben begann ihn zu beschäftigen: er beobachtete die in ihren Gewölben und nach antiker Sitte auf der Gasse arbeitenden Handwerker, die Ballspieler in ihren schönen Körperstellungen, wie die Korsofahrt der Vornehmen, das charakteristische Merkmal der italienischen Geselligkeit. Hier legte er die nordische Gewandung ab, um sich nach Veroneser Mode völlig neu zu kleiden. Den herrlichen Renaissance-Bauwerken, der unvergleichlichen romanischen Kirche San Zeno, den berühmten gotischen Grabdenkmälern der Scaliger schenkte er kaum einen Blick, dafür betrachtete er um so gewissenhafter die herzlich unbedeutenden römischen Altertümer des Museo lapidario. An den Gemälden imponierte ihm nur die Größe oder die Art, wie sich der Künstler bei einer langweiligen Darstellung „mit großem Verstand aus der Sache zog." Aber mit Recht begeisterte er sich an den uralten Cypressen des Giardino Giusti, die ihm „der Verehrung wert" schienen.

Wenn ihm Verona die erste Bekanntschaft mit dem echten Altertum vermittelte, so bot ihm die nächste Station, Vicenza, den Anblick neuerer, streng nach den Regeln antiker Architektur aufgeführter Bauwerke. Es ist die Stadt des großen Palladio, eines Künstlers der Renaissance, der Vicenza mit vielen öffentlichen Gebäuden und mehr als zwanzig Privatpalästen geschmückt hat. Goethe bewunderte die Werke dieses Meisters entschieden über Gebühr und ließ sich durch dessen virtuose Anwendung antiker Motive blenden. „Es ist etwas Göttliches in seinen Anlagen," meint er, „völlig wie die Force des großen Dichters, der aus Wahrheit und Lüge ein drittes bildet, das uns bezaubert." In Vicenza hätte Goethe einen ganzen Monat bleiben mögen, um Architektur zu studieren. Der antikisierende

Charakter der Häuser hatte sich ihren Bewohnern mitgeteilt. Noch blühte die von Palladio begründete, übrigens auch heute noch bestehende „Akademie der Olympier,“ ein wissenschaftlicher Bürgerverein, in dem Gevatter Schneider und Handschuhmacher mit großem rhetorischen Aufwand über philosophische, national-ökonomische und ästhetische Fragen disputierten. Goethe wohnte einer Sitzung bei und besuchte bei dieser Gelegenheit auch das nach Palladios Plänen erbaute Olympische Theater, eine Schaubühne für die Dramen des Sophokles, als Kunstwerk wirklich ein kleines Juwel der Innenarchitektur.

Auf die Stadt des gelehrten Dilettantentums folgte die alte Hochburg der strengen Wissenschaft: Padua. Behäbig liegt die ehrwürdige Stadt des heiligen Antonius in einer üppigen, von zahllosen Kanälen durchzogenen Landschaft, arm an Palästen, aber reich an Kirchen. Die berühmteste derselben, dem genannten Heiligen geweiht und mit den köstlichsten Bildwerken der Renaissance geschmückt, wird von Goethe kaum erwähnt, dagegen fiel ihm eine andere, Santa Giustina, durch ihre einfache aber großartige Architektur auf. In der Eremitanerkirche ließ er Mantegnas Fresken auf sich wirken, deren gesunder Realismus auf sein unbefangenes Verständnis einen starken Eindruck ausübte. In Padua machte er auch Tizians Bekanntschaft, ohne jedoch seiner Bedeutung völlig gerecht zu werden. Wichtiger und nachhaltiger waren die Anregungen, die der Reisende im Botanischen Garten empfing. Durch die Kinder einer ihm fremden Flora sah er manche seiner noch unklaren Vermutungen über die Entwickelung der Pflanze bestätigt.

Auf einer Brentabarke fuhr er am 28. September 1786 in die Lagunen Venedigs und betrat die Stadt abends gegen Sonnenuntergang. Die schwarzen Gondeln erschienen ihm wie Grüße aus der Jugendzeit, aus jenen Tagen, da er mit einem Gondelmodell spielen durfte, das der Vater von seiner Italienfahrt mitgebracht hatte und „sehr, sehr wert hielt.“

Was uns an der „Königin der Adria“ entzückt, ließ Goethen kühl. Für die halborientalische Pracht der Marcuskirche, für die

wunderbaren Filigranfassaden der specifisch venetianischen Paläste hatte er kaum einen Blick. Ihn interessierten eben nur die Reste des Altertums: die Bronzerosse auf der Außengalerie von San Marco, die Skulpturen in der Bibliothek, die antiken Löwen beim Arsenal, die Kolossalstatue des Marcus Agrippa im Palazzo Grimani, sodann aber auch hier wieder die Werke des Palladio: das Kloster der Cariià und die Redentorekirche. Von Tizians Gemälden erwähnt er in seinen Aufzeichnungen gerade die unbedeutendsten: die Deckengemälde in der Kirche della Salute. Am meisten wird er der dekorativen Kunst Tiepolos gerecht, auch vor Tintorettos gewaltigen Bildern findet er verständige Worte über die Vorzüge und Fehler dieses Meisters.

Von Venedigs politischer Bedeutung war bei Goethes Anwesenheit in der Marcusstadt nichts mehr zu bemerken; aber er hatte wenigstens das Glück, in der von ihm so anschaulich beschriebenen Dogenfeierlichkeit vor der Kirche Santa Giustina noch einen Abglanz der alten Pracht und Herrlichkeit zu sehen. Es war ein farbenprächtiges Bild, das sich am 7. Oktober, dem Tage der Seeschlacht bei Lepanto, vor seinen staunenden Augen entrollte: Flatternde Türkenfahnen und silberne Kirchenleuchter, Schiffer in seltsamen Festgewändern, Savi und Senatoren in violetten und roten Talaren, endlich der Greis mit der phrygischen Mütze, in Gold und Hermelin gekleidet. „Man glaubte eine alte gestickte Tapete zu sehen.“ Noch lag im Arsenale der Bucentaur, die vergoldete Prachtgaleere, die den Herrscher am Himmelfahrtstage zur Vermählung mit dem Meere auf die blauen Wogen der Adria hinausbrachte. Noch herrschten die alten Gebräuche: man trug einen großen Teil des Jahres über die Maske und den Domino, man lauschte auf der Riva dem Märchenerzähler und verplauderte in den Caféhäusern am Marcusplatze die müßigen Stunden. Die Gondoliere recitierten noch bei Mondschein in langgezogenem melancholischen Zwiegesang die Verse Ariosts und Tassos, aber auch nur dann, wenn der Fremde sich diesen Ohrenschmaus vorher bestellte und ihn anständig honorierte.

Der scharfe Beobachter mußte jedoch überall schon den Niedergang bemerken, wenn auch das Leben äußerlich noch rasch und fröhlich zu pulsieren schien. Am besten stand es noch mit der Musik und dem Theater. In den „Hospitälern,“ d. h. Versorgungs- oder Waisenhäusern veranstaltete man berühmte Konzerte. Goethe hörte im Spital der Mendicanti ein Oratorium, dessen er mit großer Begeisterung gedenkt. Auch mehrere Theater besuchte er, darunter die Opernbühne San Moisè und die Schauspielhäuser San Luca und San Crisostomo, letztere beide Hauptpflegestätten des specifisch venezianischen Lustspiels, dessen drei erste Vertreter: Goldoni, Gozzi und Chiari damals noch lebten und mindestens allmonatlich mit neuen Stücken an die Öffentlichkeit traten. Fast mehr noch als das Schauspiel und die Darsteller interessierten unsern Reisenden die Zuschauer, in deren naiver Anteilnahme er antikes Wesen zu erkennen glaubte. Nicht anders ergings ihm bei einer Gerichtsverhandlung im Dogenpalast, wo ihn Parteien, Advokat, Schreiber und Publikum durch ihre Beweglichkeit ergötzten.

Von Venedig aus machte er Ausflüge auf das Lido, den meilenlangen Landstreifen zwischen Lagunen und Meer. Hier beobachtete er das eigenartige Leben der Seetiere, das er unvergleichlich anschaulich beschrieben hat, und machte eine neue Entdeckung zur Pflanzenbiologie. Er bemerkte nämlich, daß sich unter dem Einflusse der rauhen Salzluft und des salzhaltigen Bodens der Typus der Pflanzen ins Derbere und Zähere verändert. „Ich fand einen solchen Busch Blätter,“ schreibt er, „es schien mir unser unschuldiger Huflattich, hier aber mit scharfen Waffen bewaffnet und das Blatt wie Leder, so auch die Samenkapseln, die Stiele, alles mastig und fett.“

Die Reise zu Schiff von Venedig nach Ferrara, die damals zwei Tage und zwei Nächte in Anspruch nahm, war für unsern Dichter nach dem lärmenden Treiben der Lagunenstadt eine große Erholung. Dennoch verraten seine Notizen aus Ferrara eine Verstimmung, wie wir sie sonst bei Goethen nicht gewohnt sind.

Die verödete Stadt der Este, „wo Ariost begraben liegt und Tasso unglücklich war,“ bildet einen zu unerfreulichen Gegensatz zu dem heitern, belebten Venedig. Über Cento, eine kleine freundliche Landstadt inmitten einer fruchtbaren Ebene, einst berühmt als Vaterstadt des Malers Guercino, den Goethe als echter Sohn seiner Zeit außerordentlich schätzte, gelangte der Dichter nach Bologna. Das war ein völlig neuer Städtetypus, mit keiner der vorhergegangenen Reisestationen zu vergleichen. Bologna, der Sitz einer alten Universität und eines nicht unerheblichen Handels, macht heute noch einen äußerst vornehmen Eindruck. Die langen Steinlauben der Straßen, die alten trotzigen Familienpaläste, die Kirchen und Brunnen — alles ist für den Nordländer neu und eigenartig. Goethe durchwanderte die Gassen, entrüstete sich über die schiefen Türme und versäumte nicht, sich in der Umgegend der Stadt einige Stücke Bologneser Spaths aufzulesen, eines Steines, der bekanntlich die Eigenschaft besitzt, tagsüber das Licht einzusaugen und es bei Nacht wieder auszustrahlen. Das Wichtigste jedoch, was ihm Bologna bieten konnte, war die Bekanntschaft eines Raffaelschen Werkes ersten Ranges, die der Heiligen Cäcilie. Das Bild begeisterte ihn so, daß er sich über Raffaels Entwicklungsgang und seine Vorläufer Klarheit zu verschaffen suchte. In dessen Lehrer Perugino glaubte er „eine ehrliche deutsche Haut“ zu erkennen; das Haupt der Bologneser Schule, Francesco Francia, nennt er einen „gar respektablen Künstler.“ Unter den in seinen Aufzeichnungen über Gebühr gerühmten Vertretern „einer glücklicheren Kunstzeit“ versteht Goethe seltsamerweise die bereits etwas decadenten Virtuosen der Technik: Carracci, Guido Reni, Domenichino und Guercino. Aber er zeigt Geschmack genug, sein Lob nicht auf den Gegenstand ihrer Bilder, Marterscenen heiliger Männer und Frauen, auszudehnen. „Man ist immer auf der Anatomie,“ schreibt er, „dem Rabensteine, dem Schindanger, immer Leiden des Helden, nie Handlung, nie ein gegenwärtig Interesse, immer etwas phantastisch Erwartetes.“

Von Bologna an trieb ihn die Sehnsucht nach Rom zu immer schnellerer Reise. Auf Florenz, das Dorado aller Kunstfreunde, verwandte er bloß drei Stunden. Ein flüchtiger Blick auf den Dom und das Baptisterium, ein eiliger Besuch des Boboli-Gartens — das war das dürftige Programm seines Aufenthaltes in der Mediceerstadt. Diese Vernachlässigung der zweiten Hochburg italienischer Kunst hat sich in der Folgezeit bitter gerächt: Goethe hat sich zeitlebens niemals zu einer Würdigung der Frührenaissance aufzuschwingen vermocht. Dagegen bewährte sich trotz der schnellen Fahrt durch Toscana der volkswirtschaftlich geschulte Blick des Staatsmanns und Verwaltungsbeamten. „Der Stadt sieht man den Reichtum an, der sie erbaut hat, und eine glückliche Folge von Regierungen. Überhaupt fällt es auf, wie in Toscana gleich die öffentlichen Werke als Wege, Brücken für ein schönes grandioses Aussehen haben." Seine Notizen über den Ackerbau, speciell die Kultur und den Stand des Weizens verraten große Sachkenntnis.

Ohne nennenswerte Erlebnisse gelangte er am Trasimenischen See vorüber nach Perugia, wo er kaum länger als eine Nacht verweilte, von dort nach Assisi. Das berühmte Kloster des heiligen Franziskus reizte den Sohn des „aufgeklärten" 18. Jahrhunderts nicht. Mit desto größerer Andacht betrachtete er den Tempel der Minerva, „das erste vollständige Denkmal der alten Zeit," durch die Lektüre Vitruvs und Palladios auf diesen Anblick wohl vorbereitet. In gleicher Weise bewunderte er die antike Wasserleitung bei Spoleto. Über Terni, Narni, Città Castellana, durch das Nerathal und am Soracte vorüber kam er in die römische Campagna und am Abend des 29. Oktober 1786 fuhr er auf der Flaminischen Straße über den Ponte Molle durch die Porta del Popolo in die Hauptstadt der Welt ein. Er war am Ziele seiner Sehnsucht angelangt!

Das Rom des ausgehenden 18. Jahrhunderts unterschied sich nicht wesentlich von dem heutigen. Natürlich war das

Weichbild der Stadt noch nicht so ausgedehnt: an Stelle der modernen Häuserquartiere im Norden und Osten sah man damals Villen, Wein- und Gemüsegärten. Das Verkehrscentrum war der Korso bei der Kirche San Carlo, wo sich Tag und Nacht ein ewig wechselndes Leben und Treiben entfaltete. Die Fremden, vor allem die Maler, bewohnten das ruhigere Viertel beim Spanischen Platz. Die Sicherheit in der Stadt ließ, was bei der Unfähigkeit der Regierung kein Wunder war, viel zu wünschen übrig; Mord und Totschlag waren an der Tagesordnung. Pius VI. aus dem Hause Braschi, der Nachfolger des großen, geistig hochbedeutenden und humanen Clemens XIV., war ein prachtliebender, eitler und habsüchtiger Regent von geringer Bildung und nur darauf bedacht, das Privatvermögen seiner Familie zu vergrößern. Daß unter einem solchen Oberhaupte der Kirche die Kardinäle mit wenigen Ausnahmen nicht besser waren, ist natürlich. Ein tieferes Interesse für Kunst und Wissenschaft besaß der Papst nicht; von ihm aus war für beides also keine Anregung zu erhoffen. Die großen Denkmäler des Altertums gingen ihrem gänzlichen Verfall entgegen, Gemälde und Skulpturen wurden trotz aller Verbote massenhaft ins Ausland verschleppt.

Goethes erste Sorge war, sich „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen," eine Arbeit, die damals noch weit beschwerlicher sein mußte, als heute. Die Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatin lagen noch zum größten Teile unter den Farnesischen Gärten, das Forum romanum war bis auf kümmerliche Reste: den oberen Teil des Severusbogens und die Phokassäule, noch unter einer Viehweide verborgen. Das Grabmal Hadrians, die Engelsburg, entstellten ebenso wie das Pantheon häßliche Anbauten, das Kolosseum stellte sich als ein riesiger Steinbruch dar. Es ist unter diesen Umständen natürlich, daß solche Trümmer auf Goethen mehr durch ihre Größe als durch ihre architektonische Bedeutung wirkten, und daß er sie vorwiegend mit dem Auge des Malers betrachtete. Die Ruinenromantik kam damals gerade in Mode. Die Skulp-

turensammlungen besuchte er dagegen mit größerem Nutzen, vor allem die der Vatikanischen und Kapitolinischen Galerien und der Villa Ludovisi. Vor dem Apoll von Belvedere, der Juno Ludovisi, dem Laokoon, der Minerva Medica, dem Herkules Farnese, der Medusa Rondinini ging ihm erst das rechte Verständnis für antike Kunst auf. „Nur einen Begriff zu haben," schreibt er an Frau von Stein, „daß so etwas in der Welt besteht, daß so etwas zu machen möglich war, macht einen zum doppelten Menschen."

In eine neue Welt führten ihn Michel Angelos Gemälde in der Sixtinischen Kapelle, Raffaels Loggien und Stanzen und seine köstlichen Darstellungen in der Villa Farnesina. Den beiden größten Meistern gesellten sich noch Tizian mit seiner „Himmlischen und irdischen Liebe," Annibale Carracci mit seinen Fresken, Guido Reni mit seiner „Madonna," und Guercino mit seiner „Petronella" hinzu. Aber Michel Angelo blieb für ihn — wenigstens während des ersten römischen Aufenthaltes — doch der größte. „Ich bin in dem Augenblicke so für Michel Ange eingenommen," bekennt er, „daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann."

Trotz aller seiner Kunstschätze, trotz des Zaubers seiner Umgebungen würde Rom auf unsern Dichter nicht den heilsamen, abklärenden Einfluß ausgeübt haben, wenn nicht als wesentliches Element das eigenartig ruhige und harmonische Leben im Kreise der deutschen Künstler und Kunstfreunde, die damals schon wie heute eine selbständige Kolonie unter den Fremden bildeten, hinzugekommen wäre. Nicht daß Goethe noch Meister ersten Ranges angetroffen hätte! Selbst Maler, wie sie die Französische Akademie in Rom noch aufwies — ich erinnere nur an David und Drouais — waren bei den Deutschen nicht mehr zu finden. Winckelmann und Raffael Mengs weilten nicht mehr unter den Lebenden, aber — und dies ist für uns von Bedeutung — ihr Geist wirkte noch unter den Landsleuten fort. Bei bescheidenem Talent und geringen Kenntnissen

der Technik war redliches Streben vorhanden, vor allem auch das ernste Bemühen, durch fleißiges Studium in den Galerien den Geheimnissen der älteren Kunst theoretisch beizukommen. Der Künstlerkreis setzte sich aus drei verschiedenen Gruppen von Kunstbeflissenen zusammen: aus jungen Leuten, die zum Teil mit kleinen Stipendien fürstlicher Gönner versehen, voller Hoffnungen nach der ewigen Stadt gekommen waren, in ewiger Geldverlegenheit bald Aufträge zur Ausführung von Bildern übernahmen, bald sich dem Antiquitätenhandel widmeten oder den Fremdenführer machten, sodann aus altangesessenen, mehr und mehr zu Römern gewordenen Künstlern, arm an Erfolgen und Hoffnungen, zufrieden, wenn sie mit dem Kopieren alter Meister ihr kärgliches Brot verdienen konnten, und endlich aus solchen Leuten, die, Dilettanten in der Kunst, im Verkehre mit den Künstlern ihre theoretischen Kenntnisse erweitern und die ewigen Gesetze der Schönheit ergründen wollten, um sie durch litterarische Werke weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Zu dieser letzten Kategorie, der wir auch Goethen zuzählen müssen, gehörte der alte, gründlich gebildete Hofrat Reiffenstein, Winckelmanns Freund und Lessings Cicerone, sodann Heinrich Meyer, als Maler unbedeutend aber als verständiger Kenner und anregender Lehrer nicht zu unterschätzen, ferner der junge Schriftsteller Karl Philipp Moritz, eine weiche, lenkbare Werther-Natur, bekannt durch seinen Roman „Anton Reiser“ und die heute noch vielgelesene „Götterlehre“ (Univ.-Bibl. Nr. 1081—84), endlich der Archäologe Aloys Hirt, ein entschiedener Gegner der Kunstanschauungen Lessings und darum der Mittelpunkt aller ästhetischen Diskussionen. Eine ziemlich selbständige Stellung im römischen Künstlerkreise nahmen Johann Heinrich Wilhelm Tischbein und Angelika Kauffmann ein. Ein Schützling des Herzogs Ernst von Gotha, den er zu Goethes Ärger auffallend vernachlässigte, weilte Tischbein bereits etwa acht Jahre in Rom, bald mit Kopieren, bald mit eigenen Arbeiten fast jeden Genres beschäftigt. Unser Dichter stand mit ihm schon vor ihrer persönlichen Bekanntschaft im Briefwechsel, wie

er denn auch in Tischbeins Quartier am Korso seine Wohnung nahm. In Rom, mehr noch später in Neapel, leistete der vielerfahrene Mann mit dem scharfen Blick für alles Malerische dem Freunde große Dienste. In dem berühmten Porträt, das Goethen auf antiken Trümmern in der Campagna sitzend darstellt (heute im Städelschen Institut zu Frankfurt a. M.) hat er eine geradezu monumentale Verherrlichung der Romfahrt des Dichters hinterlassen.

Angelika Kauffmann, die Gattin des alten Venezianers Zucchi, hatte nach mancherlei Schicksalen in ihrem traulichen Heim am Monte Pincio eine ruhige Stätte zur Arbeit gefunden. Ihre Bilder, zart und weich in der Zeichnung, wurzeln zu tief im Geschmacke ihrer Zeit, um uns heute noch anzumuten, lassen aber eine ungewöhnliche Begabung erkennen. Mit reichen Sprachkenntnissen und einer tieferen Bildung ausgestattet, als die meisten Frauen jener Tage, war Angelika die kluge und teilnehmende Beraterin aller Rompilger. Anmutig und schön wie eine Madonna, bezauberte sie trotz ihrer 46 Jahre auch Goethen, zu dem sie in ein inniges Freundschaftsverhältnis trat. Unter ihren Augen reifte die „Iphigenie“ heran, von ihr mit einem Verständnis aufgenommen, wie der Dichter es bei Frauen niemals wieder gefunden hat. Sein Abschied von Rom war für sie der schwerste Verlust, der sie je betroffen; jahrelang wartete sie mit stiller Sehnsucht auf seine Rückkehr, zärtlich pflegte sie in ihrem Garten den kleinen Pinienbaum, den ihr großer Freund aus einem Kerne gezogen hatte. Später verkehrte auch Herder in ihrem Hause, aber Goethen vermochte er ihr nicht zu ersetzen. Dagegen verschaffte ihr die herzliche Zuneigung der edlen Herzogin Anna Amalia eine zweite glückliche Epoche in ihrem vereinsamten Dasein.

Dem gesellschaftlich ziemlich öden Kreise der vornehmen Römer hielt sich Goethe geflissentlich fern, trotz der Bemühungen einiger hoher Geistlichen, die den berühmten Mann bei ihren Bekannten einführen wollten. Nur mit einigen dichtenden Abbaten, die hin und wieder bei den deutschen Künstlern ver-

kehrten, kam er in Berührung. Der Ehre, auf dem Kapitol nach altem Brauche als Dichter gekrönt zu werden, entging er, nicht aber der feierlichen Aufnahme in die Akademie der Arkadier, einem zopfigen Poetenklub mit allerlei schäferlichem Beiwerk. Das römische Theater befriedigte unsern Dichter nur wenig, woran jedoch der Umstand, daß die Frauenrollen von Castraten gegeben wurden, kaum die Schuld trug. Außer großen Ausstattungsstücken und Balletts sah er komische Opern und Goldonische Lustspiele und machte auch die Bekanntschaft der bedeutendsten Darsteller. Um der theaterfeindlichen Angelika Kauffmann eine Freude zu bereiten, veranstaltete er sogar in seiner Wohnung ein Konzert, was ihn in der Nachbarschaft äußerst populär machte. Welche Aufmerksamkeit er dem Volksleben widmete, läßt sich am besten aus seiner Beschreibung der Volksfeste und vor allem des römischen Karnevals ersehen.

Goethes Lieblingsspaziergang nordwärts, namentlich zur Zeit seines zweiten Aufenthaltes in der ewigen Stadt, war der Weg zur Acqua acetosa, dem Sauerbrunnen am Tiber inmitten einer anmutigen Landschaft im Poussinische Stile. Auch das durch Tasso bekannt gewordene Kloster St. Onofrio und die von Raffael erbaute Villa Madama am Fuße des Monte Mario wurden von ihm besucht. Auf der nach Westen führenden Straße gelangte er zu der ältesten Kirche Roms, der herrlichen Basilica San Paolo fuori le mura, zur Abtei San Paolo alle tre fontane und schließlich nach Ostia, dem längst versumpften Seehafen an der Tibermündung, wo eigenartig gestaltete Seefische seine Aufmerksamkeit erregten.

Wanderungen nach Süden führten ihn zu den Gräbertrümmern der Via Appia und zur Grotte der Nymphe Egeria, dem malerisch gelegenen antiken Heiligtum einer Quellgottheit. Von entfernteren Ausflugzielen sei zuerst Tivoli mit seinen prächtigen Wasserfällen und dem berühmten Sibyllentempel genannt. Hier besichtigte er die Trümmerfelder der Villa Adriana und jedenfalls auch die Villa d'Este mit ihrem uralten Cypressengarten, dem schönsten Italiens. Längeren Aufenthalt nahm

er nach römischer Sitte in den Villeggiaturen des Albanergebirges, den Städtchen Frascati und Castel Gandolfo, wo sich die gesamte deutsche Künstlerkolonie allsommerlich einzuquartieren pflegte. Von hier aus wurden der Monte Cavo, der höchste Gipfel der Albanerberge, ferner die prächtig gelegenen Orte Albano, Marino, Genzano und Velletri besucht.

Im „vollkommensten Müßiggange" der Villeggiatur zu Castel Gandolfo spielte sich der niedliche Roman mit der schönen Mailänderin ab, den der Dichter in seiner „Italienischen Reise" bei Gelegenheit des zweiten römischen Aufenthalts so anmutig beschrieben hat. Er kannte das Mädchen — Maddalena Riggi — schon von Rom her, wo sie am Tiberhafen beim Ponte Ripetta wohnte. Er hatte sie zuerst bei seiner Nachbarin am Korso gesehen und hin und wieder ein harmloses Wort mit ihr gewechselt. Sie bezog ziemlich zur selben Zeit wie er die Sommerfrische. Hier kam er häufiger mit ihr in Berührung, wurde bei Gesellschaftsspielen ihr Partner und freute sich an dem freimütigen Wesen und der Wißbegierde, durch die sie sich vorteilhaft von den Römerinnen auszeichnete. Er war schon ernstlich in sie verliebt, als er durch Zufall erfuhr, daß sie bereits Braut sei. Nur die, wie so oft in ähnlichen Lagen mit Eifer betriebenen, zeichnerischen Übungen vermochten ihm über seinen erneuten Werther-Zustand hinwegzuhelfen. Aber dies unschuldige Verhältnis wirkte in ungeahnter Weise fort: es entfremdete den Dichter seiner Weimarer Freundin. Wenn auch der Bruch erst später erfolgte, läßt sich doch seit den Sommertagen von Castel Gandolfo ein Kühlerwerden ihrer Beziehungen erkennen.

Ich habe durch Erwähnung mancher, in die Zeit des zweiten römischen Aufenthaltes fallender, Ereignisse dem Gang der Begebenheiten vorgreifen müssen und kehre nun zum Verfolge der Reise zurück.

Am 22. Februar 1787 verließ Goethe Rom, um über Velletri durch die Pontinischen Sümpfe nach Terracina und von dort über Fondi, Mola di Gaeta (Formia) und Sant' Agata nach Neapel zu fahren. Mit Freuden begrüßte er bei

Terracina „das Schauspiel einer neuen Vegetation," d. h. das plötzliche massenhafte Auftreten der Opuntie, Agave, Carube und Orange, die der Landschaft einen völlig veränderten Charakter verleihen, entzückt fuhr er durch die üppig fruchtbaren Gebreite des glücklichen Campaniens. So langte er am 25. Februar in Neapel an.

Wenn ihm Rom die Stadt der Vergangenheit gewesen war, so schien ihm Neapel die Stadt der schnell pulsierenden Gegenwart. Vom ewig lustigen, stets mit Jagd und Fischfang beschäftigten König bis zum ärmsten Lazzarone hinab sorgte sich niemand um den kommenden Tag. Ein wärmerer Himmel, eine freigebigere Natur enthoben die genügsamen Menschen des qualvollen Mühens um das tägliche Brot. In Neapel sind nicht Altertümer und Kunstschätze, hier sind die Menschen das Interessanteste. Goethe empfand dies vom ersten Augenblicke seines Dortseins an: systematisch ging er darauf aus, das naiv-bewegliche Volk zu beobachten. Und so erkannte er bald die wesentlichen Eigenschaften und den gesunden Kern dieser Rasse; energisch nahm er die so oft als faul verschrieenen Neapolitaner gegen ihre Widersacher in Schutz. Die kommerzielle Begabung, die sich schon bei den kleinsten Kindern zeigt, die naive Freude an gelegentlichen Schlemmereien, die unersättliche Schaulust — nichts entging seinem scharfen Blick. Wie er in Rom die Gesellschaft der Einheimischen ängstlich mied, so suchte er hier in Neapel die Kreise der Vornehmen gern auf. Als willkommener Gast verkehrte er im Hause des berühmten Rechtsgelehrten Gaetano Filangieri und im Palaste von dessen wunderlicher Schwester Teresa, der jungen Gemahlin des alten Fürsten von Satriano, die sich in den nordischen Dichter ernstlich verliebt zu haben scheint. Die gelehrte Herzogin von Giovane, eine Hofdame der Königin, besuchte er im königlichen Schlosse und genoß von ihrem Fenster aus am letzten Abend seines zweiten Aufenthaltes in Neapel den von ihm in seiner „Italienischen Reise" so herrlich beschriebenen Anblick des thätigen Vesuvs. Auch zu dem feingebildeten Mar-

chese Berio und dem Kunstsammler Venuti trat er in Beziehungen. Am häufigsten sah ihn der vielgenannte englische Gesandte Hamilton bei sich, der wegen seiner Kunstschätze, mehr aber noch wegen seiner etwas anrüchigen Freundin Emma Harte, der nachmaligen Geliebten Nelsons, die Aufmerksamkeit der Einheimischen und Fremden auf sich zog.

Tischbeins Freundschaft bewährte sich, wie schon erwähnt, auch in Neapel. Er stand gleich den Brüdern Hackert bei Hofe in Gunst, ohne daß er jedoch wie jene unter der Laune des Königs zu leiden hatte. Philipp Hackert, dem Goethe später ein biographisches Denkmal gesetzt hat, war der Vertraute Ferdinands IV., berufen, die Jagden des königlichen Nimrods in umfangreichen Gemälden zu verewigen. Er war ein fleißiger Künstler, dem unser Dichter manche Belehrung und Anregung verdankte, der uns Nachgeborenen aber keineswegs als das Genie erscheint, als welches ihn die Zeitgenossen feiern. Sein Bruder Georg hat sich als geschickter Kupferstecher bekannt gemacht. Das vierte Mitglied der kleinen Künstlerkolonie war Christoph Heinrich Kniep aus Hildesheim, den Tischbein seinem großen Freunde besonders empfahl, um sich selbst desto ungestörter der Arbeit widmen zu können.

Die herrlichen Umgebungen Neapels luden zu mancherlei Ausflügen ein. Goethe besuchte Pozzuoli mit seinem Schwefelvulkan und dem berühmten Serapistempel, bestieg wiederholt den Vesuv, weilte in den Städten am Fuße desselben und machte mit Kniep die damals gerade in Mode kommende Tour zu den griechischen Tempeln von Pästum, deren dorische Säulenmajestät er allerdings erst bei einem zweiten Besuche nach seiner Rückkehr aus Sicilien voll zu würdigen lernte. Pompeji interessierte ihn mehr als ethnographische Kuriosität. Die Kleinheit der Verhältnisse setzte ihn in Erstaunen. Allerdings war damals erst ein kleiner Teil der verschütteten Stadt dem Lichte wiedergegeben und auch dieser war durchaus planlos ausgegraben und seiner archäologischen Schätze beraubt worden. Wie dem auch sei, der Dichter fühlte das Bedürfnis

sich „den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck der mumifizierten Stadt“ durch den Anblick des glänzenden Meeres und der Himmelsbläue „wieder aus dem Gemüte zu waschen.“ Die damals noch ziemlich dürftigen Kunstschätze Neapels vermochten ihn ebenso wenig zu reizen; nur den antiken Wandgemälden und Bronzegeräten im königlichen Antiquitäten-Kabinett zu Portici schenkte er einige Aufmerksamkeit.

Ihn lockte ein neues Reiseziel: Sicilien, der Schauplatz der homerischen Märchenwelt. Nach langem Schwanken entschloß er sich zu der damals durchaus nicht ganz unbedenklichen Reise. Nach neunzigstündiger Fahrt auf dem neapolitanischen Paketboot langte er mit seinem Reisebegleiter Kniep am 2. April 1787 in Palermo, der Hauptstadt der Insel, an. Schon die Lage Palermos ist bezaubernd. Von hohen, völlig kahlen Gebirgen umgeben, liegt die halb orientalisch, halb spanisch erbaute Stadt im Orangengarten der Conca d'Oro. Zwei sich rechtwinklig schneidende unendlich lange, schnurgerade Straßen teilen sie in vier von zahllosen engen Gassen durchzogene Viertel, deren jedes malerische Reste saracenisch-normannischer Bauten aufweist. Für diese Juwelen der Architektur hatte Goethe, der in Sicilien nur das Griechische suchte, keinen Blick übrig. Desto mehr entzückten ihn der berühmte antike Widder im Antikensaal des königlichen Schlosses und die Sammlung griechischer Münzen des Fürsten Torremuzza. Aus den Schiebladen lachte ihm „ein unendlicher Frühling von Blüten und Früchten der Kunst“ entgegen. Ein seltsames Interesse zeigte der Dichter für die vielgeschmähten Werke einer neueren Architektur: die barocken Brunnenbauten, denen man in Palermo auf Schritt und Tritt begegnet, und die Afterkunst der Villa Pallagonia, die er samt ihren wahnwitzigen Skulpturen sehr gewissenhaft beschrieben hat. Verständlicher ist uns seine fast andächtige Bewunderung des Rosalien-Heiligtums auf dem Monte Pellegrino, der berühmtesten Wallfahrtsstätte Siciliens. Seine Freude an der Beobachtung des Volkes blieb hier in Palermo ebenso rege wie in Neapel, wenn schon Schilderungen

des Volkslebens in seinen Berichten über den dortigen Aufenthalt seltener und knapper sind. Eigenartig muten uns seine Besuche bei der Familie Balsamo, den Angehörigen des damals vielgenannten Abenteurers Cagliostro, an. Sie beruhten wohl anfangs lediglich auf Neugier, später auf Mitleid, wie er denn diesen Leuten in sehr zarter Weise eine namhafte Unterstützung zukommen ließ.

Bemerkenswert dürfte noch sein, daß der Vicekönig unsern Dichter zur Tafel lud.

Daß in Palermo Goethes naturwissenschaftliche Bestrebungen reiche Nahrung fanden, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Im Geröll des Oretoflusses sammelte er eifrig Mineralien, um sich über die geologischen Verhältnisse der Insel zu unterrichten, in der Villa Giulia, einem öffentlichen Garten mit fast tropischer Vegetation und köstlichem Ausblick auf das Meer, verbrachte er, über die Metamorphose der Pflanzen sinnend, „die vergnügtesten Stunden." Aber zwischen die Kinder Florens drängten sich poetische Gestalten: er faßte den Plan, die Nausikaafabel, eine der reizendsten Episoden der Odyssee, dramatisch zu bearbeiten.

Am 18. April brachen Goethe und Kniep zu Pferde von Palermo auf, um die beschwerliche Landreise nach dem westlichen und südlichen Teile der Insel zu machen. Über Monreale gelangten sie nach Alcamo, einem sauberen Landstädtchen von durchaus spanischem Gepräge. Nach einem Ausfluge zu den Trümmern des Tempels von Segesta, die in einer überaus fruchtbaren aber gänzlich öden Landschaft liegen, setzten sie ihren Ritt über Castelvetrano, Sciacca und Monteallegro fort und trafen am 22. April in Girgenti, dem südlichsten Punkte ihrer Reise, ein. Die Nachtquartiere unterwegs waren sehr bescheiden; die fehlenden Betten mußte ein von Hackert entliehener Sack aus Juchtenleder, der jedesmal mit Heu gefüllt wurde, ersetzen. Girgenti war schon etwas civilisierter, hier wohnten die Reisenden in dem einzigen Gemache eines Nudelfabrikanten, von der Familie ihres Wirtes nur durch einen

Vorhang geschieden. Auf die Tempel Girgentis — denn eigentlich nur diesen galt ihr Besuch — wurden vier Tage verwandt. Während Kniep die Ruinen zeichnete, suchte sich Goethe mit ihrer edlen Architektur theoretisch bekannt zu machen. Am meisten gefiel ihm der noch wohlerhaltene sogenannte Konkordiatempel. „Seine schlanke Baukunst," so schreibt er, „nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen; er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde."

Von Girgenti aus schlugen die Reisenden den damals ungewöhnlichen Weg durch das Innere der Insel ein, da Goethe, der bisher in Sicilien „wenig kornreiche Gegenden" gesehen hatte, das Land in seiner seit alters her gerühmten Eigenschaft als Kornkammer Italiens kennen lernen wollte. Seine Notizen über die Reise bis Caltanisetta sind meist geologischen Inhalts, in Castrogiovanni trat das mythologische Moment hinzu. Die auf hohem Berggipfel liegende Stadt ist das Enna der Alten, die Stätte, wo nach der Mythologie Pluto die Tochter der Ceres raubte. Hier wurde den Reisenden zum erstenmale die schneebedeckte Riesenpyramide des Ätna sichtbar, die von nun an bei jeder Windung der langgestreckten Thäler vor ihrem Auge wieder auftauchte. Am 2. Mai langten sie in Catania an, der zweiten Hauptstadt Siciliens. Hier herrschte damals ein reges geistiges Leben. Der alte Fürst Ignazio Biscari, der Catania zu einer Metropole der Wissenschaft gemacht hatte, war bereits seit einigen Jahren tot, aber seine Familie wirkte in seinem Sinne fort.

Die alte Fürstin und ihr Sohn Vincenzo empfingen Goethen auf das Freundlichste und zeigten ihm mit großer Bereitwilligkeit ihre berühmten Kunst- und Naturaliensammlungen. Zur Besteigung des Ätnagipfels, die auch im Hochsommer, unter günstigeren Schneeverhältnissen, sehr beschwerlich ist, war die Jahreszeit noch zu zeitig. Goethe und Kniep begnügten sich mit dem Besuche des am Fuße des Berges gelegenen Doppelkraters der Monti Rossi, von dem sie den köstlichsten Rundblick

über einen großen Teil Siciliens, das jonische Meer und die Berge Calabriens genossen.

Der Felsenstrand von Catania bis Messina ist der echte Schauplatz odysseeischer Scenen. Kein Wunder, daß die Gestalt der Nausikaa immer deutlicher vor des Dichters Auge trat. Das Theater von Taormina, der herrlichste griechische Profanbau der Insel, entzückte ihn durch seine unvergleichliche Lage. „Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen," schreibt er, „so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt."

Neue Eindrücke bot Messina. Diese unglückliche Stadt, im Jahre 1783 durch ein furchtbares Erdbeben fast völlig zerstört, lag zum größten Teile noch in Trümmern. Die Bewohner kampierten in Bretterhütten, die man auf einer großen Wiese errichtet hatte. Ein alter bärbeißiger Gouverneur, Don Michele Odea, suchte mit unerbittlicher Strenge die Ordnung aufrecht zu erhalten. Auch Goethe kam mit ihm in Berührung, wußte sich aber mit diplomatischer Gewandtheit dem leicht auflodernden Zorne des Gewaltigen zu entziehen.

Am 11. Mai gingen die Reisenden an Bord eines französischen Kauffahrers, dessen Flagge unbedingte Sicherheit vor den damals noch häufig vorkommenden Überfällen der Seeräuber bot. Zwischen Scylla und Charybdis hindurch, den letzten Grüßen der homerischen Fabelwelt, segelten sie nach Neapel zurück. Der Eindruck, den die herrliche Mittelmeerinsel auf den Dichter gemacht hatte, läßt sich aus manchen seiner Aussprüche erkennen. „Italien ohne Sicilien macht kein Bild vor die Seele, hier ist der Schlüssel zu allem," schreibt er einmal und an einer anderen Stelle: „nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechselungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegen-

wärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort!"

Wie bereits erwähnt, nahm Goethe nach seiner Rückkehr aus Sicilien in Neapel einen kürzeren, in Rom einen längeren Aufenthalt, ehe er sich zur Heimreise nach dem rauhen Norden entschloß. Hatte doch der Herzog, so sehr gewisse Kreise seiner Umgebung das lange Ausbleiben des Herrn Geheimrats bekritteln mochten, diesem in wahrhaft generöser Weise eine Verlängerung des Urlaubs bewilligt. Es spricht für Karl Augusts tiefes Verständnis für Goethes Bedeutung, daß er dem einzig gearteten Mann auch in diesem Falle eine Ausnahmestellung zuwies. Endlich, am 22. April 1788, verließ Goethe Rom, um über Florenz, Mailand und den Comer See in die Heimat zurückzukehren.*)

Die schönste Frucht des Aufenthaltes in Italien war die „Iphigenie" in ihrer neuen Gestalt. Wir wissen, wie der Dichter mitten in dringlichen Amtsgeschäften des Frühlings 1779, bei Truppenaushebungen und bei der Inspektion des Wegebaus, die Prosafassung dieses Schauspiels in kürzester Zeit niedergeschrieben, nachdem er sich wohl schon Jahre lang mit dem Plane dazu getragen hatte. Die zweite Bearbeitung in freien Jamben fiel in das folgende Jahr; einige Scenen davon wurden ohne Goethes Wissen im „Schwäbischen Museum" von 1785 veröffentlicht und wiederholt nachgedruckt. Eine dritte Umgestaltung vom Jahre 1781 griff wieder zur Prosa zurück. Am 22. August 1786 teilte der Dichter Frau von Stein mit, daß er eine neue, also die vierte Bearbeitung in Versen vollendet habe, aber auch diese genügte ihm noch nicht, und so sehen wir ihn denn während der Reise, vor allem während seines ersten Aufenthaltes in Rom, eifrig mit der fünften, endgültigen Fassung in reimlosen fünffüßigen Jamben beschäftigt. Schon am 10. Januar 1787 konnte er das fertige Werk — sein „Schmerzenskind" — an die Freunde nach Weimar senden.

---

*) Eine ausführliche Darstellung von Goethes italienischer Reise und den italienischen Zuständen jener Zeit bietet mein Buch „Auf Goethes Spuren in Italien." 3 Bände. Leipzig, C. G. Naumann.

Die Hauptquelle von Goethes „Iphigenie auf Tauris“ war das gleichnamige Stück des Euripides. Aber gerade aus der Art, wie Goethe die auf antiken Anschauungen begründete Fabel des griechischen Dramatikers umgestaltet hat, läßt sich seine Dicht= und Denkweise und die Absicht, die er verfolgte, klar erkennen. Wenn bei jenem die unmittelbaren Befehle der Götter die eigentlichen Triebfedern der Handlung sind, und auch die Lösung des Knotens herbeiführen, läßt Goethe an ihre Stelle eine natürlich=einfache Entwicklung treten. Der ethisch=reine Geist, der sein Stück durchweht, gemahnt an manchen Stellen an das Schwelgen in Edelmut, in dem sich das ausgehende 18. Jahrhundert so sehr gefiel. Nicht mit Unrecht durfte daher Schiller das Drama „erstaunlich ungriechisch und modern“ nennen. Iphigenie ist die verkörperte Humanität. Als Priesterin der Artemis, der Schwester Apolls, waltet sie im barbarischen Taurien, wo sie veredelnd auf ihre Umgebung wirkt und den König Thoas zur Abschaffung der blutigen Menschenopfer bestimmt. Ihr sanftes Wesen bezaubert den wilden Skythen, er wirbt um ihre Hand, wird aber mit dem Hinweis, daß sie dem von den Göttern verfolgten Tantalidengeschlechte entstamme, abgewiesen. Erzürnt gebietet er ihr, der Göttin fortan wieder Menschenopfer darzubringen. Zwei am Strande gefundene Fremdlinge — es sind ihr Bruder Orest und sein Freund Pylades — sollen zuerst hingeschlachtet werden. Die Jünglinge werden nicht von ihr erkannt, und Pylades erzählt ihr, ebenfalls ohne sie zu kennen, den Ausgang des trojanischen Krieges und die nach Agamemnons, ihres Vaters, Heimkehr geschehenen Greuel. Orest, so sagt er, sei sein Bruder und werde wegen eines Mordes von den Furien verfolgt. Apollo habe ihm zur Sühne geboten, die Schwester nach Griechenland zu bringen. Orest verschmäht es, der Priesterin den wahren Sachverhalt zu verschweigen und klagt sich selbst des Muttermordes an. Da giebt sich Iphigenie ihm als seine Schwester zu erkennen. Er bittet sie, ihn zu töten und sinkt ermattet zu ihren Füßen nieder. Als er wieder erwacht, sind

die Furien von ihm gewichen: das reuevolle Bekenntnis hat ihn entsühnt. Man plant gemeinsame Flucht, und Iphigenie beschließt, um diese zu ermöglichen, dem Könige einzureden, das Tempelbild der Artemis sei durch einen Wahnsinnsausbruch Orests entweiht worden und müsse im Meere rein gewaschen werden. Aber bald bereut sie den geplanten Betrug und bekennt dem Könige ihre Schuld, der, gerührt durch Iphigeniens reines Wesen, die drei in ihre Heimat ziehen läßt. Orest erkennt den wahren Sinn von Apollos Befehl, daß er nämlich nicht des Gottes Schwester, d. h. das Tempelbild der Artemis, sondern die eigene Schwester nach Griechenland bringen solle, um so von dem auf ihm lastenden Fluche befreit und dem Leben zurückgegeben zu werden.

Das zweimalige reumütige Schuldbekenntnis und die dadurch erlangte Vergebung ist der Punkt, in dem sich Goethes hier durchaus im christlichen Geist wurzelnde Auffassung von der des Euripides unterscheidet.

Das Stück wurde auffallend kühl aufgenommen. Man hatte vom Dichter des „Götz" etwas Wilderes erwartet und wußte sich mit der nur auf das Schöne und Klare gerichteten Gemessenheit, die er Italien verdankte, fürs Erste nicht abzufinden. Auch von der Bühne herab wollte die „Iphigenie" nicht recht wirken und brachte es daher nur zu wenigen Aufführungen. Goethe maß noch im hohen Alter die Schuld den „schwächlich empfindenden" Schauspielern bei, die das „innere Leben" nicht hervorzukehren verstanden. Er vermochte es daher nicht über sich zu gewinnen, der Vorstellung des Stückes mit dem Berliner Hofschauspieler Krüger als Orest, die am 31. März 1827 in Weimar stattfand, beizuwohnen. Recht resigniert schrieb er damals an Zeltern: „Was soll mir die Erinnerung der Tage, wo ich das alles fühlte, dachte und schrieb?"

Das zweite Werk, das er in Italien zum Abschluß brachte, war „Egmont." Bereits in den Jahren 1775, 1776, 1778 und 1781 hatte er einzelne Scenen niedergeschrieben; nach langer Pause nahm er die Arbeit im Juni 1787, beim zwei-

ten Aufenthalte in Rom, wieder auf. Am 11. August schon konnte er die Vollendung des Stückes nach Weimar melden. „Es war eine unsäglich schwere Aufgabe,“ schreibt er, „die ich ohne eine ungemessene Freiheit des Lebens und Gemütes nie zustande gebracht hätte.“ Nach Vornahme einzelner kleinen Änderungen sandte er den „Egmont“ am 6. September an Herdern.

„Egmont“ läßt sich jener großen Gruppe von Schauspielen einreihen, zu der Goethe schon den „Götz“ beigesteuert hatte, Schauspielen ohne streng dramatische Fassung, ohne Höhepunkt der Handlung, ohne die einst unerläßliche Einheit von Ort und Zeit, ja ohne einen eigentlichen Helden. Wie „Shakespeares Meisterwerke, wie „Götz“ ist auch „Egmont“ nur ein Stück dramatisierter Lebensgeschichte, eine Folge historischer Scenen. Egmont muß sich in das Interesse des Lesers oder Zuschauers mit Alba, Ferdinand, der Regentin, Macchiavell, Klärchen, ja selbst mit dem gutmütigen Brakenburg teilen, so sehr der Dichter sich auch bemüht hat, ihn in den Vordergrund zu stellen. Vom historischen Egmont konnte Goethe daher kaum mehr verwenden als die Thatsache, daß er sein Vaterland vom spanischen Joche zu befreien suchte und deshalb als Hochverräter unter dem Schwerte des Henkers starb. Der historische Egmont war verheiratet und Vater von elf Kindern, er trat in den Ereignissen jener Tage entschieden hinter Oranien zurück und entbehrte völlig des leichtfertigen Selbstvertrauens, das den poetischen Egmont zum tragischen Helden stempelt. Schiller, der beim Erscheinen des Stückes gerade mit seiner „Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande“ beschäftigt war und später selbst die nationale Erhebung eines geknechteten Volkes im „Tell“ dargestellt hat, schien wie kein anderer berufen, das Drama kritisch zu beleuchten. Er hat es gethan und in überaus lehrreicher Weise den Gegensatz zwischen dem Egmont der Geschichte und dem der Dichtung hervorgehoben. Klärchen, das einfache Kind aus dem Volke, bei dem sich Egmont Zerstreuung und Lebenslust holt, das ihn

zugleich liebt und bewundert und über den vornehmen Freund den redlichen Freier Brakenburg vergißt, ist, um Schillers Worte zu gebrauchen, „unnachahmlich schön gezeichnet. Auch im höchsten Adel ihrer Unschuld noch das gemeine Bürgermädchen, und ein niederländisches Mädchen — durch nichts veredelt als durch ihre Liebe, reizend im Zustand der Ruhe, hinreißend und herrlich im Zustand des Affekts." Nach Schillers Ansicht war Goethes Einfall, die ernste historische Handlung des Stückes mit dem Faden eines Liebesidylls zu durchflechten, nicht glücklich. Der historische Egmont, meint er, sei nicht „das Opfer einer blinden thörichten Zuversicht, sondern der übertriebenen ängstlichen Zärtlichkeit für die Seinen" geworden, die seine Flucht aus den Niederlanden um ihr Besitztum gebracht haben würde. „Indem der Dichter ihm Gemahlin und Kinder nimmt," fährt Schiller fort, „zerstört er den ganzen Zusammenhang seines Verhaltens. Er ist ganz gezwungen, dieses unglückliche Bleiben aus einem leichtsinnigen Selbstvertrauen entspringen zu lassen und verringert dadurch gar sehr unsere Achtung für den Verstand seines Helden, ohne ihm diesen Verlust von seiten des Herzens zu ersetzen. Im Gegenteil — er bringt uns um das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls, um uns einen Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag dafür zu geben, der die Ruhe eines liebenswürdigen Mädchens, das ihn nie besitzen, und noch weniger seinen Verlust überleben wird, zu Grunde richtet, dessen Herz er nicht einmal besitzen kann, ohne Liebe, die glücklich hätte werden können, vorher zu zerstören, der also, mit dem besten Herzen zwar, zwei Geschöpfe unglücklich macht, um die sinnenden Runzeln von seiner Stirn wegzubannen."

Goethe konnte dem strengen Kritiker nicht Unrecht geben, wie ihn auch der sehr gezwungene Schluß des Stückes, den Schiller einen „Salto mortale in die Opernwelt" genannt hat — Klärchen erscheint dem im Gefängnis schlafenden Geliebten als Freiheitsgöttin in einer Wolke und verkündet ihm die Befreiung seines Volkes — vom künstlerischen Standpunkte aus

selbst nicht befriedigen konnte. Zu einem so wohlfeilen poetischen Mittel, wie sie die prophetische Verkündigung späterer historischer Ereignisse ist, darf höchstens der Hofpoet greifen, für den ja ästhetische Gesetze nicht geschrieben sind, und der meist auch nur mit einem anspruchsloseren Geschmack zu rechnen hat.

Wie teilnahmslos übrigens Goethe dem Stücke nach seiner Vollendung gegenüberstand, läßt sich daraus erkennen, daß er im Jahre 1796 Schillern, der es bühnengerechter machen wollte, völlig freie Hand ließ und keinen Einspruch erhob, als dieser in seiner gewaltsamen Art weitgehende Änderungen vornahm und sogar eine Hauptperson, die Regentin, strich. Großen Beifall beim Publikum hat „Egmont“ so wenig wie „Iphigenie“ gefunden, obgleich die Kritik die dichterischen Schönheiten des Stückes durchaus nicht unterschätzte und namentlich die virtuose Zeichnung der Volksscenen nach Gebühr hervorhob.

Die dritte Arbeit, die Goethen in Italien beschäftigte, war der „Tasso.“ Er hatte das Manuskript dieses Stückes mit auf die Reise genommen, um die Dichtung unterwegs mit Muße zu vollenden. Bis in den Januar 1787 nahm ihn die „Iphigenie“ in Anspruch, dann aber beschäftigte ihn ein neuer Plan, der freilich nicht zur Ausführung kommen sollte. Am 16. Februar schrieb er aus Rom: „Thäte ich nicht besser, eine Iphigenie in Delphi zu schreiben, als mich mit den Grillen des Tasso herumzuschlagen! Und doch habe ich auch dahinein schon zu viel von meinem Eigenen gelegt, als daß ich es fruchtlos aufgeben sollte.“ Bei seiner Abreise nach Neapel nahm er von seinen Manuskripten nur den „Tasso“ mit. Aber auch jetzt schritt die Arbeit nicht vorwärts; über den veränderten Plan kam er weder hier noch in Sicilien hinaus. In Rom wurde zuerst wieder „Egmont“ vorgenommen, dann kam dem Dichter die 1785 erschienene Tasso-Biographie des Abbate Serassi in die Hände, und nach der Lektüre dieses Buches wurde der Plan zum Schauspiele aufs neue umgestoßen. Einzelne Scenen, „die ihm in diesem Augenblick zunächst lagen,“ schrieb er während des kurzen Aufenthaltes in Florenz „in den dortigen Lust-

und Prachtgärten.“ Als Torso hatte er den „Tasso“ mit auf die Reise genommen, als Torso brachte er ihn, wenn auch in wesentlich veränderter Gestalt, wieder mit nach Weimar.

Der Eifer, mit dem Goethe sich in Italien, wo andere mehr Gewicht auf das Schauen, Lernen und Genießen legen, den drei dramatischen Arbeiten widmete, erklärt sich aus der Notwendigkeit, für den dritten, vierten und fünften Band der bei Göschen damals gerade erscheinenden Gesamtausgabe seiner „Schriften“ das Material zusammenzustellen. Der Dichter empfand das Bedürfnis, den Abschluß einer Epoche seiner Thätigkeit auch äußerlich durch eine Sichtung und würdige Ausgabe des bis dahin Geleisteten zu kennzeichnen. Wenn der achte und letzte Band auch erst im Jahre 1790 fertig gedruckt vorlag, so enthält diese erste rechtmäßige Ausgabe doch außer den bereits besprochenen Werken und den bis zur Rückkehr aus Italien entstandenen Gedichten nur noch das von Frankfurt mitgebrachte Faustfragment, das in Rom um zwei Scenen: „Hexenküche“ und „Wald und Höhle“ erweitert worden war. Wir sehen also, die „Schriften“ enthalten nichts, was Goethes Schaffen seit dem 18. Juni 1788, dem Tage seiner Rückkehr nach Weimar, angehört.

Mit diesem Tage beginnt eine neue Epoche in seinem Leben und Dichten, deren Darstellung die Aufgabe des nächsten Abschnittes sein wird.

5. Auf der Höhe des Lebens.

(1788—1806.)

Der Goethe, der von Italien zurückkehrte, war nicht mehr derselbe, der im Herbste 1786 die Alpen überschritten hatte. Die einundzwanzig Monate mit all ihren neuen Eindrücken hatten sein ganzes Wesen völlig verändert. Er kehrte mit dem schönen Bewußtsein heim, den großen Gewinn der Reise nicht nur für sich, sondern auch für den Freundeskreis in Weimar eingeheimst zu haben. „Was ich nur irgend mir eigen machen kann, faß ich und ergreif ich und bring ich dir mit,“ so hatte

er von Rom aus an Frau von Stein geschrieben. Ähnliche Wendungen finden wir in vielen seiner Briefe aus Italien.

Aber die Menschen, für die er gearbeitet zu haben glaubte, waren ihm fremd geworden. Die Kluft zwischen ihnen hatte sich in erschreckender Weise erweitert. Mit einmütiger Verständnislosigkeit standen sie dem „Wiedergeborenen" gegenüber. Was konnte ihnen die Antike, was Michel Angelo oder Raffael sein?

Der Herzog hatte damals gerade ein preußisches Kommando übernommen und war hierdurch in seinen militärischen Neigungen bestärkt worden. Herder arbeitete mit ganzer Hingabe an seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," und Wieland, dessen Salongriechentum zu Goethes Auffassung des Altertums im denkbar größten Gegensatze stand, war mit seinen letzten Romanen beschäftigt und, schon erheblich alternd, neuen Anregungen nicht mehr zugänglich. Selbst Knebel zeigte weit weniger Teilnahme, als der heimgekehrte Freund erwartet hatte. Am traurigsten aber gestaltete sich des Dichters Verhältnis zu Charlotte von Stein. Die stets kränkliche Frau muß, wie wir aus Goethes Antworten auf ihre Briefe schließen können, nach der unvermuteten Abreise des Dichters eine nervöse Gereiztheit gezeigt haben, die diesem die Stimmung zeitweilig stark trübte. Vielleicht hatte sie den heimlichen Aufbruch als einen Versuch der Flucht aus ihren Banden betrachtet oder sein Schweigen auch ihr gegenüber als ein Zeichen des Mißtrauens angesehen. Sorgen und Kummer in der Familie kamen hinzu: der Tod ihres Sohnes Ernst, der auf der Reise nach Karlsbad am 18. Juni 1787 einem entsetzlichen Leiden erlag, und das eheliche Unglück ihrer geliebten Schwester Louise v. Imhoff.

Alle diese Einzelheiten mußten lähmend auf unsern Dichter einwirken. Das Leben schien ihm plötzlich schaal, und die Menschen, in denen er bislang die geistigen Gefährten seines Strebens gesehen hatte, von niederdrückender Alltäglichkeit. Er mied geflissentlich die Gesellschaft und zog sich in die Einsamkeit zu=

rück. Zum Überfluß war der Sommer so kühl und feucht, daß ihm der Gegensatz zwischen der Heimat und dem Lande, das er eben verlassen hatte, doppelt fühlbar wurde.

Da trat ein einfach empfindendes, natürlich frisches junges Weib in seinen Gesichtskreis, das in sein öde gewordenes Dasein einen warmen Schimmer der Liebe zu bringen berufen war. Die dreiundzwanzigjährige Christiane Vulpius, die Schwester des einst vielgelesenen Schriftstellers Christian August Vulpius, überreichte ihm am 13. Juli 1788 im Parke eine ihre Familie betreffende Bittschrift und eroberte sich auf den ersten Blick seine herzliche Zuneigung. Ein echtes Naturkind, hingebend und lebenslustig, eine geborene kleine Hausfrau und Pflegerin ohne die Überkultur der sentimentalen Damen seines Kreises, mußte sie wahrhaft erfrischend auf den Mann wirken, der in Italien und Sicilien die Naivetät der Naturmenschen schätzen gelernt hatte. Was nicht verbildet war, konnte von ihm nach seiner Art gebildet werden. Die Neigung, getragen von gesunder, fast antiker Sinnlichkeit, wuchs von Tag zu Tag; unbekümmert um das Geschwätz seiner Umgebung, erzog er sich in dem muntern intelligenten Mädchen eine Gehilfin für seine botanischen Arbeiten. Längst hatte er mit ihr eine „Gewissensehe" geschlossen, als er die Geliebte, nachdem sie ihm am Weihnachtstage 1789 einen Sohn geboren, in sein Haus aufnahm. Dieser Bund, der erst im Jahre 1806 die kirchliche Weihe erhielt, war für den Dichter lange Jahre hindurch eine Quelle reinen Glücks. Wie immer bei ähnlichen Fällen fanden sich natürlich zahllose Klatschbasen männlichen und weiblichen Geschlechts, die über Goethes Schritt ein großes Lamento anstimmten, seine häuslichen Zustände mit Behagen breittraten und mit der Frechheit, deren nur das sittliche Selbstbewußtsein des Philistertums fähig ist, die harmlose Christiane dreist verleumdeten. Entrüstet waren auch die vornehmen Damen der Weimarer Gesellschaft, dieselben, die in dem viel bedenklicheren Liebesverhältnis des Dichters zu einer verheirateten Frau nichts Tadelnswertes gefunden hatten. Freilich war diese vom Adel gewesen, wäh-

rend die neueste Geliebte des Herrn Geheimrats eine simple Bürgerliche war. Auch höchst vernünftige Menschen, wie später Schillers sonst so hochstehende Gattin, beteiligten sich, von der plötzlich grassierenden Moralepidemie angesteckt, an der allgemeinen Christianenhetze. Am meisten erbittert war natürlich Frau von Stein, obgleich Goethe sich eifrig bemüht hatte, ihr den Unterschied in seiner Neigung zu ihr und zu Christianen klarzumachen. Im Juni 1789 kam es zum endgültigen Bruche. Goethes Langmut war erschöpft, er sah sich genötigt, der Freundin ihr Benehmen mit ernsten Worten vorzuhalten.

„Leider warst du," schreibt er am 1. Juni, „als ich ankam, in einer sonderbaren Stimmung, und ich gestehe aufrichtig, daß die Art, wie du mich empfingst, wie mich andere nahmen, für mich äußerst empfindlich war. Ich sah Herdern und die Herzogin (die damals nach Italien aufbrachen) verreisen, einen mir dringend angebotenen Platz im Wagen leer, blieb um der Freunde willen, wie ich um ihretwillen gekommen war, und mußte mir in demselben Augenblick wiederholen lassen, ich hätte nur wegbleiben können, ich nehme doch keinen Teil an den Menschen u. s. w. Und das alles, eh' von einem Verhältnis die Rede sein konnte, das dich so sehr zu kränken scheint. Und welch ein Verhältnis ist es? Wer wird dadurch gekürzt? Wer macht Anspruch an die Empfindungen, die ich dem armen Geschöpf gönne? wer an die Stunden, die ich mit ihr zubringe?"

Wenn Christiane einer Ehrenrettung bedürfte — was aber nicht der Fall ist, da sie durch tadellose Lebensführung und unermüdliche Sorge für den großen Freund ihren inneren Wert genugsam bewiesen hat — so würde das Ehrenzeugnis, das Goethes Mutter ihr in zahlreichen Briefen ausstellt, völlig genügen, sie vor den Augen der Welt von all den Verleumdungen rein zu waschen, mit denen die lieben Mitmenschen und selbst noch die Nachgeborenen bis zu unsern Tagen sie bedacht haben. Die wackre Frau Rat, vielleicht die innerlich

sittlichste Frau ihrer Zeit, billigte anfangs keineswegs den ungewöhnlichen Ehebund ihres Sohnes. Sie gab sich in der ersten Zeit Mühe, das Verhältnis zu übersehen. Erst im Jahre 1793, nach mündlicher Auseinandersetzung mit ihrem Sohne, schrieb sie an „Demoiselle Vulpius“ den ersten Brief, der, ziemlich kühl gehalten, einige Geschenke an Kleidungsstücken begleitete. Aber auf die Dauer vermochte Frau Aja der Geliebten des Sohnes nicht gram zu sein. Ihre Briefe werden immer herzlicher und enthalten manchen Ausdruck der Dankbarkeit für die Sorgfalt und Umsicht, mit der Christiane dem Goethischen Haushalte vorstand. Hatte die Mutter doch den Trost, daß ihr Sohn unter solchen Verhältnissen „glücklicher sei, als in einer fatalen Ehe.“ Ihr größter Kummer war freilich, daß sie die Geburt ihrer Weimarer Enkelein nicht im Frankfurter Anzeigeblättchen veröffentlichen durfte. Rührend waren ihre Bemühungen, für die fernen Lieben zu sorgen, bei jeder Gelegenheit schickte sie der „lieben Tochter“ Beiträge für Küche und Toilette und verfehlte nicht, sie über alle Frankfurter Ereignisse zu unterrichten. Daß sie auch litterarische Dinge berührte, beweist zu Genüge, daß sie, die feine Menschenkennerin, die Gefährtin ihres „Hätschelhans“ keineswegs für geistig unebenbürtig hielt. Und endlich, bei Gelegenheit von Christianens zweitem Besuche in Frankfurt, schrieb sie dem Sohne: „Du kannst Gott danken! so ein liebes herrliches, unverdorbenes Gottesgeschöpf findet man sehr selten!“ Ich muß mich aus räumlichen Gründen enthalten, hier noch mehr aus den kernigen Briefen der Frau Rat an Sohn und Schwiegertochter zu citieren, und möchte daher noch einmal auf das köstliche Büchlein selbst hinweisen, dessen Lektüre für jeden gesund empfindenden Menschen eine Quelle der Freude sein wird.

Es ist nicht verwunderlich, daß Goethe, nachdem er Christianen gefunden hatte, die Beziehungen zu Frau von Stein abbrach, umsomehr als diese seinen letzten, versöhnlicher gestimmten Brief unbeantwortet gelassen hatte. Natürlich ließ

es sich nicht vermeiden, daß sie sich auch in der Folgezeit noch ab und zu in Gesellschaften sahen. Ja, zu Beginn des neuen Jahrhunderts machte die kühle Förmlichkeit, die ihren Verkehr trotz Goethes stetiger Fürsorge für den jungen Fritz von Stein kennzeichnet, einer Art von freundschaftlicher Teilnahme Platz. Kurz vor ihrem am 6. Januar 1827 erfolgten Tode, ordnete die ohne Frage sehr fein empfindende Frau mit Zartgefühl an, daß ihre Leiche auf Umwegen und nicht an Goethes Hause vorüber zum Friedhofe gebracht werden sollte.

Charlottens Liebe ersetzte ihm Christiane; ihre geistige Freundschaft zu ersetzen fand sich ein anderer, der einzige der Zeitgenossen, der ihrer und Goethes würdig war: Friedrich Schiller.

Die Jugendwerke Schillers entzückten gerade bei Goethes Rückkehr nach Deutschland das Publikum. Nicht ohne Entsetzen sah der zur höchsten künstlerischen Gemessenheit und Abklärung durchgedrungene, nach Schönheit strebende Dichter, wie man den Apostel des Gewaltsamen und Formlosen, den Propheten des Umsturzes, auf den Schild erhob. Nun war ihm der Mißerfolg seiner „Iphigenie," seines „Tasso" erklärlich — der einst ähnlich gefeierte Dichter des „Werther" und „Götz" hatte sein Publikum an den jüngeren Rivalen, der in einer verständlicheren Sprache an die Instinkte der Massen appellierte, verloren. Seitdem blieb Goethe ein Dichterfürst ohne Volk, umgeben nur von einem kleinen Kreise treuer Verehrer. Er schrieb fortan für diese Wenigen und verzichtete resigniert darauf, in ähnlicher Weise wie Schiller auf die Menge zu wirken. Und so ist er bis heute der Dichter einer erlesenen Schar geblieben. Mag auch in jedem Bücherschranke ein Exemplar seiner Werke stehen: zu lesen, das heißt, mit der Seele zu lesen, vermag ihn unter tausend Deutschen kaum einer. Dem Auslande ist er so gut wie völlig fremd geblieben; der Reichtum seiner Sprache, die eine bis dahin ungeahnte Nuancierung des Gedankens zuließ, erschwert dem Nichtdeutschen das Verständnis allzusehr.

Der 7. September 1788 ist der denkwürdige Tag, an dem die beiden Männer persönlich miteinander bekannt wurden. Es war zu Rudolstadt, im Hause der Frau von Lengefeld, Schillers nachmaliger Schwiegermutter. Ihre Bemühungen, die beiden Dichter einander näher zu bringen, scheiterten an Goethes kühler Zurückhaltung. Schiller war enttäuscht, erkannte aber, wie aus seinem kurz nach der Begegnung geschriebenen Briefe an Körnern hervorgeht, in der Verschiedenheit ihres Entwicklungsganges die Ursache der Abneigung. „Im Ganzen genommen," heißt es in diesem merkwürdigen Schreiben, „ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir — an Jahren weniger als an Lebenserfahrungen und Selbstentwicklung — so weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zusammenkommen werden, und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich's aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Weit härter ist sein Urteil über Goethen im Briefe vom 2. Februar des nächsten Jahres: „Öfters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen. Er hat auch gegen seine nächsten Freunde keinen Moment der Ergießung; er ist an nichts zu fassen. Ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben; dies scheint mir eine konsequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe kalkuliert ist. Ein solches Wesen

sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke."

Am bittersten beklagt sich Schiller am 9. März 1789: „Dieser Mensch, dieser Goethe, ist mir nun einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward sein Genie von dem Schicksal getragen, und wie muß ich bis diese Minute noch kämpfen!"

Alle diese Briefe fallen in die Zeit, da Goethe sich bemühte, dem Dichter des „Don Carlos" und der „Räuber" den er, seit er den „Abfall der Niederlande" gelesen, als Historiker hochschätzte, eine außerordentliche Professur in Jena zu erwirken. Als Schiller die Berufung erhielt, ahnte er wohl nicht, wem er die langersehnte feste Anstellung zu verdanken hatte, die ihm ermöglichte, seine geliebte Lotte heimzuführen. Die Professur in Jena hatte für ihn aber noch einen andern Vorteil als den rein materiellen: sie erlaubte ihm, ohne drückende Nahrungssorgen seinen poetischen Neigungen nachzugehen und durch ernste Vertiefung in die Kantische Philosophie jene Abklärung seines Wesens und Denkens zu befördern, die der sicherste Grund für sein nachmaliges Freundschaftsbündnis mit Goethen und für ihr gemeinsames Schaffen werden sollte.

Auch von Goethen haben wir, allerdings aus späteren Jahren, ein Zeugnis über sein anfängliches Verhältnis zu Schillern. „Schillers Räuber," so berichtet er, („Zur Morphologie") „widerten mich an, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent gerade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen, hinreißenden Strome über das Vaterland ausgegossen hatte . . . Die Erscheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Versuche von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab, und so lebten wir eine Zeitlang nebeneinander fort."

Erst im Jahre 1794 brachte ein Zufall die beiden Männer einander näher — so nahe, daß sie von da an wie ein Doppel-

stern leuchteten, bis sie der frühe Tod des Jüngeren auseinanderriß.

Es ist kaum anzunehmen, daß Goethe dem jungen Professor in Jena in den vier Jahren seiner akademischen Wirksamkeit sonderliche Beachtung schenkte, obgleich er sich damals, von manchen anderen Amtsgeschäften — der Leitung der Kriegskommission und des Wegebaues — befreit, gerade der Landesuniversität in hervorragender Weise annahm. Allerdings lag das historische Fach, noch mehr aber die Kantische Philosophie, für die Schiller damals mit Feuer eintrat, außerhalb seines Gesichtskreises. Goethes Anregungen kamen vorzugsweise den naturwissenschaftlichen Disciplinen zu gute: unter seiner Aufsicht entstanden um diese Zeit die naturhistorischen Sammlungen der Universität und vor allem auch der botanische Garten, der schon bald für eine Musteranstalt gelten durfte.

Auch jetzt gingen seine eigenen Studien wieder mit der amtlichen Thätigkeit Hand in Hand. Hier ist zuerst seine Beschäftigung mit der Pflanzenmetamorphose zu nennen. Ohne tiefere Kenntnisse auf dem Gebiete der Naturwissenschaften war er nach Weimar gekommen. Allein in der Beobachtung der Pflanzen fand er bald ein Mittel, sich für den Zeitverlust zu entschädigen, den ihm die Teilnahme an den herzoglichen Jagdpartien brachte. Das Forstwesen, mit dem er amtlich in Berührung kam, bestärkte ihn in seiner neuen Neigung; die reiche Flora von Jena und Karlsbad bot immer neue Anregung und weckte bei ihm schon den Gedanken, dessen klare Fassung ihm erst beim Aufenthalte in der reicheren Vegetation Italiens gelingen sollte, und dem er im Jahre 1790 in seiner berühmten Schrift: „Versuch die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ Ausdruck verlieh. Diese Schrift ist für die moderne Naturwissenschaft bahnbrechend geworden und darf als eines der genialsten Werke Goethes gelten. Sie zeigt uns den idealen Forscher, der auf den Flügeln der Phantasie einem Ziel entgegenstrebt und, wenn er es erreicht zu haben glaubt, den Weg an der Hand der Logik noch einmal macht und hierbei jeden

Schritt sorgsam und gewissenhaft nachprüft. Man hat Goethes Forschungsmethode vielfach lächerlich zu machen gesucht, hierbei aber übersehen, daß der wahre Forscher der Phantasie genau so gut bedarf, wie der Dichter. Beide haben in ihrem Wesen etwas Göttliches: das schöpferische Vor- oder Nachempfinden. Sie müssen nach Analogie des Vorhandenen und Bekannten ein neues ersinnen und dann erst durch strenge Beweisführung sich und andere von dem wirklichen Vorhandensein des Ersonnenen überzeugen. Die Metamorphose der Pflanzen war zu Goethes Zeiten längst kein neuer Begriff mehr. Schon Linné hatte die Entwicklung des Pflanzenindividuums mit der Metamorphose der Insekten in Parallele zu stellen versucht und im Kelch die geplatzte Raupenhaut, in der völlig entwickelten Blüte den Schmetterling gesehen, aber eine durchaus befriedigende Erklärung der Wachstumserscheinungen war ihm nicht gelungen. Goethe ging gleich ins allgemeine, indem er die Frage aufwarf, was das Charakteristische an der Pflanze sei und was uns veranlasse, einen bestimmten Körper der organischen Natur als „Pflanze" zu bezeichnen. Die Beantwortung dieser Frage erscheint auf den ersten Blick sehr leicht. Aber man versuche nur einmal die Antwort zu formulieren. Man könnte beispielsweise sagen, daß das Charakteristische an der Pflanze im Gegensatze zum Tiere ihr Haften am Boden sei, aber einerseits kennen wir zahlreiche niedere Tiere, die auch an ihren Standort gebunden sind, wie die Korallentierchen, und anderseits viele Pflanzen, die frei im Süßwasser schwimmen oder von Meeresströmungen beständig umhergetrieben werden. Goethe sah in der Pflanze nur ein einziges sich mehr und mehr vervollkommnendes Blatt und konstruierte sich nach Analogie einzeln beobachteter Entwicklungsvorgänge die „Urpflanze." Nach seiner Theorie ist jedes Organ der Pflanze ein für die besonderen Zwecke umgestaltetes Blatt, das, je höher es steht, oder richtiger, je weiter es von der Wurzel entfernt ist, infolge der immer komplizierter werdenden „Filtration" der Säfte desto feiner organisiert sein muß. Er wies an zahlreichen Einzel-

beobachtungen nach, daß das Blatt unter bestimmten Verhältnissen die Rolle eines anderen Pflanzenteiles übernehmen kann, wie denn auch die anderen, schon vollkommeneren Organe einer Pflanze im Falle der Degenerierung sich häufig wieder zu Blättern zurückbilden. Das Blumenblatt ist ein zartes und aus besonderen Gründen meist farbig gewordenes Blatt, bei den „gefüllten" Blüten haben sich die Staubfäden wieder in Blumenblätter zurückgebildet. Daß Blätter die Rolle der Wurzel übernehmen können, beweisen unter anderen die verschiedenen Pfefferarten, die Begonien und das Wiesenschaumkraut, deren Blätter, auf feuchte Erde gelegt, von den Blattrippen aus sogleich eine Menge zarter Würzelchen entsenden. Ich will unter den von Goethe zur Beweisführung aufgezeichneten Erscheinungen nur diese eine hier erwähnen, weil sie jedem genügend bekannt sein dürfte.

Goethes geistreiche Schrift fand durchaus nicht die Aufnahme, die er erhofft hatte. Für naturwissenschaftliche Ideen von solcher Kühnheit war seine Zeit noch nicht reif. Selbst der Kreis der vertrauten Freunde wußte mit dem neuesten Werke nichts anzufangen. Da ist es denn rührend zu sehen, wie Goethe bei der Geliebten, der Gefährtin seiner Studien, Teilnahme und Verständnis suchte und wie er, um sie zu belehren und zugleich zu ehren, die kurze Erklärung der Pflanzenmetamorphose in eine poetische Form kleidete. Diese an Christiane gerichtete Elegie scheint mir am wirksamsten die thörichte Ansicht zu widerlegen, als habe sich der Dichter an ein geistig tiefstehendes Weib weggeworfen.

Im Jahre 1790 beginnt auch Goethes von da an niemals mehr unterbrochene Beschäftigung mit optischen Versuchen, die in seiner gegen Newton gerichteten „Farbenlehre" gipfelte, einem Werke, mit dem der Dichter trotz der Fülle experimenteller Versuche und trotz der blendenden Darstellung auf einen wissenschaftlichen Holzweg geraten war. Newton lehrt, daß Weiß ein Mischungsprodukt sämtlicher Spektralfarben sei, Goethe verfocht dagegen die Ansicht, daß sich aus Weiß jede andere

Farbe entwickle. Goethe übersah bei dieser nicht ohne Erbitterung geführten Polemik gegen Newton und dessen Anhänger, daß er im Grunde nur einzelne geringfügige Fehler in der Beweisführung des großen englischen Physikers bekämpfte, gegen die Sache selbst jedoch nichts Stichhaltiges ins Feld zu führen vermochte. Des Dichters Abneigung gegen Mathematik und mathematische Folgerung trägt ohne Frage die Hauptschuld an seinem Irrtume, den wir um so mehr bedauern müssen, als seine „Farbenlehre“ hinsichtlich ihrer Darstellung zu den großartigsten wissenschaftlichen Schöpfungen aller Zeiten gehört. Die Art, wie er in jeder Lebenslage merkwürdige optische Erscheinungen beobachtete und seinem System einzuordnen versuchte, wie er mit primitiven Apparaten, die er sich zum größten Teile selbst anfertigen mußte, zielbewußt experimentierte, um überzeugende Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht zu erhalten, muß jeden, der in ähnlicher Weise zu arbeiten versucht hat, zur Bewunderung hinreißen.

Mit dem ersten Bande der „Farbenlehre“ trat Goethe erst im Jahre 1810 an die Öffentlichkeit, nachdem er in seinen „Beiträgen zur Optik“ bereits 1791 und 1792 dem Hauptwerke eine Art Einleitung vorausgeschickt hatte. Allerorts traten Gegner auf; von allen bedeutenden Männern seiner Zeit hat sich nur Schopenhauer offen zu seiner Theorie bekannt. Heute sind die Akten über Goethes Werk wohl endgültig geschlossen. Wer es über sich gewinnt, es dennoch aufmerksam zu lesen, wird Anregungen erhalten, wie sie ihm kaum ein anderes wissenschaftliches Buch ähnlicher Natur zu bieten vermag. Er wird die Überzeugung gewinnen, daß Goethe selbst dann noch groß war, wenn er irrte!

Sein Bestreben, möglichst gewissenhaft zu beobachten und hierbei seine persönlichen Gefühle und Ansichten „so viel als möglich zu verleugnen und das Objekt, so rein als nur zu thun wäre, in sich aufzunehmen,“ findet auch in mehreren kleinen Prosaschriften jener Zeit deutlichen Ausdruck. Die nach seinen Aufzeichnungen bearbeiteten und, weil sie des Per-

sönlichen nahezu vollständig entkleidet sind, eben deshalb eines wesentlichen Reizes entbehrenden kleinen Stücke der „Italienischen Reise,“ die in Wielands „Teutschem Merkur“ anonym unter dem Titel „Auszüge aus einem Reise-Journal“ zum Abdruck gelangten, zeigen das Streben nach Objektivität ebenso sehr wie die prächtige Schilderung „Das Römische Karneval,“ die 1789 in großem Formate mit zwanzig illuminierten Kupfertafeln erschien. Auch hier läßt die Darstellung weit mehr den Forscher als den Dichter erkennen.

Aber Goethe hatte sich deshalb keineswegs von der Poesie losgesagt. Im Jahre 1789 schrieb er als ein köstliches Dokument „jenes glücklichen häuslichen Verhältnisses, das ihn in dieser wundersamen Epoche lieblich zu erquicken wußte,“ die berühmten, von Frömmlern und beschränkten Köpfen maßlos verlästerten „Römischen Elegien,“ die sich in ihrer äußern Form an die Gedichte der lateinischen Elegiker Catull, Tibull und Properz anlehnen, in der glühenden, durch höchste Kunst geadelten Sinnlichkeit des Inhaltes nur durch das Hohelied der Bibel übertroffen werden. An römische Erlebnisse anknüpfend feiert der Dichter die Geliebte als junge Römerin. Die süßen Bilder eines glücklichen Liebeslebens werden in wunderbar zarten Linien und leuchtenden Farben für alle Zeiten festgehalten, Bilder, die in mehr als einer Beziehung an Raffaels heiter-sinnliche Kompositionen in der Villa Farnesina erinnern.

Die Götter der alten Welt wie die Volkstypen des neuen Roms werden vom Dichter herbeicitiert, um sich in buntem Reigen um die Geliebte zu scharen; die Wunderreiche der Natur und Kunst müssen ihre schönsten Erscheinungen zu seinen poetischen Gleichnissen beisteuern.

Um dem Leser einen Begriff von den „Römischen Elegien“ zu geben, deren Lektüre allen sittlich gereiften Menschen empfohlen werden darf, möge an dieser Stelle die achte — eine der kürzesten — folgen:

„Wenn du mir sagst, du habest als Kind, Geliebte, den Menschen
Nicht gefallen, und dich habe die Mutter geschmäht,
Bis du größer geworden und still dich entwickelt, ich glaub' es:
Gerne denk' ich mir dich als ein besonderes Kind.
Fehlet Bildung und Farbe doch auch der Blüte des Weinstocks,
Wenn die Beere, gereift, Menschen und Götter entzückt."

Am 1. Dezember 1788 war Goethes römischer Freund K. Ph. Moritz in Weimar eingetroffen und bis gegen Ende Januar 1789 als Gast im Hause des Dichters geblieben. Die Erinnerung an gemeinsame Erlebnisse in der ewigen Stadt mochte Goethen wieder in die schaffensfrohe Stimmung jener glücklichen Zeit zurückversetzen, auch scheint er aus dem Verkehre mit dem feinsinnigen Schriftsteller neue Anregungen empfangen zu haben. Nach Moritzens Abreise nahm er den „Tasso" wieder vor und führte die Arbeit daran bei einem zweimaligen Aufenthalte in der Stille des Lustschlosses Belvedere verhältnismäßig rasch zu Ende. In den ersten Julitagen konnte er dem Herzoge und seinem Freunde Knebel den endlichen Abschluß der Dichtung melden, deren langsames Fortschreiten er schon früher mit dem Wachstum des Orangenbaums verglichen hatte.

Auch hier hat sich der Dichter bei der Ausgestaltung seines Stoffes nur in einigen Hauptzügen an die geschichtlichen Thatsachen gehalten. Und dennoch ist die Hauptfigur des Schauspiels historisch echter ausgefallen, als Goethe selbst erwartete. Er hat das pathologische Moment in Tassos Wesen so scharf erkannt und überzeugend wiedergegeben, daß an einem porträtähnlichen Bild des unglücklichen Dichters kaum eine wesentliche Linie fehlen dürfte. Allerdings war für Goethen die Aufgabe durch den Umstand erleichtert, daß er bereits im „Werther" einen ganz verwandten Typus sentimentaler Reizbarkeit geschaffen hatte, zu dessen Ergänzung der ähnlich geartete Reinhold Lenz manche Einzelheiten beigetragen haben mochte. Wie der zartempfindende Werther sich nicht in die rauhe Wirklichkeit zu finden wußte und endlich mehr an gekränktem Ehrgeiz als an unglücklicher Liebe zu Grunde ging, so gerät auch

Tassos Drang nach Freiheit des Denkens und Handelns mit dem höfischen Zwange, in dem er lebte, in Konflikt.

Die Fabel des Stückes ist in kurzen Worten folgende: Der Dichter Torquato Tasso lebt am Hofe Alphons' von Este zu Ferrara, des typischen Fürsten der Renaissancezeit, der mit dem höchsten Lebensgenuß ernste Regententhätigkeit und lebhaftes Interesse für Künste und Wissenschaften zu verbinden versteht. Nach langer Arbeit in der Einsamkeit bringt der Dichter seinem fürstlichen Gönner endlich ein vollendetes Werk, seine berühmte Dichtung „Das befreite Jerusalem," und erhält als schönsten Lohn hierfür von des Herzogs liebreizender Schwester Leonore den Lorbeerkranz aufs Haupt gedrückt. In diesem Augenblick kehrt Antonio Montecatino, der kühl und verständig denkende Hofmann von einer erfolgreichen diplomatischen Mission aus Rom zurück, sieht Tasso in seinem Schmuck und hält ihm nicht ohne Hohn seine Kühnheit vor, sich neben Virgil und Ariost, die gefeierten Epiker der Vergangenheit, zu stellen. Tasso, der mit dem Lorbeer aus Leonorens Hand den höchsten Schatz der Erde erhalten hat, und dessen Stolz keine Grenzen mehr kennt, wird durch Antonios kühle Zurechtweisung bis ins Mark getroffen. Leonore sieht die Folgen dieses Zerwürfnisses voraus, sie versucht der unausbleiblichen Katastrophe zuvorzukommen und appelliert an Tassos großes Herz, indem sie ihn auffordert, Böses mit Gutem zu vergelten und nun die Freundschaft Antonios zu erstreben. Tasso überwindet sich hierzu, aber der Versuch schlägt fehl, die Unterredung endet mit einem Zweikampf, den das Hinzutreten des Herzogs unterbricht. Alphons versucht den Streit zu schlichten, stellt beide zur Rede und verhängt über Tasso eine kurze Haft. Der Dichter nimmt auch diesen Zwischenfall wieder allzu tragisch auf, so daß sich der milde Fürst schon bald entschließt, ihm durch Antonio den Degen zurückgeben zu lassen. Der Hofmann, der Tassos überreiztes Wesen nun klar durchschaut und über die eigene Herzlosigkeit dem krankhaften Schwärmer gegenüber Reue empfindet, giebt sich Mühe, dem Befehle des Herzogs nachzukommen und

mit verständigen Worten Tassos Freundschaft zu gewinnen. Der Dichter weist ihn nicht zurück, besteht aber darauf, daß er ihm vom Herzoge die Erlaubnis erwirke, den Hof von Ferrara verlassen zu dürfen. Alphons willfährt diesem Wunsche nur ungern, aber er entläßt den kranken Dichter mit der Hoffnung, daß eine andere Umgebung ihn heilen werde.

Beim Abschiede wird Tasso in solchem Grade von innerer Erregung übermannt, daß er, alle Schranken der Sitte überspringend, der Prinzessin Leonore seine Liebe gesteht und sich so weit vergißt, sie ungestüm in seine Arme zu pressen. Leonore, gekränkt in ihren Empfindungen als Fürstin, weist ihn schroff zurück. Von allen verlassen, ist Tasso der Verzweiflung nahe, da findet er in dem besonnenen Antonio einen tröstenden Freund, der seiner Existenz wieder Halt verleiht. Freudig ergreift er die dargebotene Hand:

„Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte!“

So schließt das an äußerer Handlung so arme, an innerem Leben so überreiche Stück. Man hat sich häufig bemüht, die Modelle für seine Figuren in Goethes Umgebung zu suchen, man hat in Alphons den Herzog Karl August, in der Prinzessin Leonore die ernste Herzogin Louise, in Antonio den kühlen Herder sehen wollen. Aber gerade weil die Beziehungen zwischen diesen und Goethen mit den im Stücke ausgeführten Verhältnissen eine gewisse äußere Ähnlichkeit haben, muß man sich vor solchen Identifizierungen doppelt hüten. Ohne Frage hat der Dichter eine Menge einzelner Züge von seiner Umgebung entliehen, aber jede einzelne Figur ist so genau auf den Grundton des Schauspiels gestimmt, daß sie durchaus als künstlerische Schöpfung aus einem Gusse gelten muß. Selbst im Tasso dürfen wir nur eine einzelne Seite von Goethes Wesen suchen. Tasso fehlt vor allem die innere Harmonie und Selbstzucht, die Goethes Leben und Schaffen den rechten Halt verlieh. Tasso verfällt in den Fehler, den Merck einst an den Stolbergen

tadelte: er sucht das Poetische zu verwirklichen, während Goethe dem Wirklichen eine poetische Gestalt gab. Daß aber die Anregung zu dem Stücke auf wahre Erlebnisse zurückzuführen ist, hat Goethe bei Gelegenheit einer Besprechung der Kritik des Franzosen J. J. Ampère Eckermann gegenüber selbst zugegeben. „Ampère hat es richtig erkannt," heißt es da, „daß die Verzweiflung mich nach Italien getrieben, und daß ich dort mit neuer Lust zum Schaffen die Geschichte des Tasso ergriffen, um mich in Behandlung dieses angemessenen Stoffes von demjenigen frei zu machen, was mir noch aus meinen Weimarischen Eindrücken und Erinnerungen Schmerzliches und Lästiges anklebte."

Das Schauspiel fand bei Publikum und Kritik eine noch kühlere Aufnahme als die „Iphigenie." Sehr langsam nur brach es sich Bahn, ohne jemals volkstümlich zu werden. Erst 1807 erschien der Tasso einigemal, von Pius Alexander Wolff mit großer Sorgfalt einstudiert, auf der Bühne, um dann für Jahre wieder zu verschwinden. Er war eben für jenen kleinen Kreis geschrieben, der bei Schillers rauschenden Erfolgen dem älteren Dichter noch treu geblieben war!

Früher als er's gedacht, sollte Goethe Italien wiedersehen. Im September 1788 hatte die Herzogin Anna Amalia einen langgehegten Plan verwirklicht und mit einem kleinen Gefolge, dem sich später auch Herder anschloß, die Wallfahrt über die Alpen angetreten. Nach einem längeren Aufenthalte in Rom und Neapel, der hauptsächlich auf ein sorgfältiges Studium der Musik und des Volkslebens verwandt worden war, kehrte sie im Frühling 1790 zurück. Auf ihren und ihres Sohnes Wunsch reiste ihr Goethe, so fatal es ihm auch sein mochte, sich von seinen „angenehmen häuslichen Verhältnissen" zu trennen, bis Venedig entgegen, wo er längere Zeit auf sie wartete. Aber es war, als hätte er sein Herz in Weimar gelassen: Venedig reizte ihn nicht mehr. Einem Einsiedler gleich zog er sich von dem heitern Leben der Lagunenstadt zurück, lediglich mit dem systematischen Studium der venezianischen Malerschule beschäf-

tigt. Sonst hatte er nur Augen für die Schattenseiten des dortigen Lebens: Ungeziefer, Schmutz und Prellerei brachten ihn zur Verzweiflung. Seiner Liebe zu Italien, so schreibt er an den Herzog, werde diese Reise einen tödlichen Stoß versetzen. Erfreulich war ihm nur, die verehrte Herzogin und zugleich Meyer und Bury, seine römischen Freunde, wiederzusehen und mit diesen die Reise über Mantua zu machen, das ihm noch fremd war. Am 28. Mai brach die Reisegesellschaft von dort auf und traf am 18. Juni wieder in Weimar ein.

So wenig erquicklich diese kurze zweite Italienfahrt Goethen auch sein mochte, unfruchtbar war sie weder in poetischer noch in wissenschaftlicher Beziehung. Ein Liederbüchlein entstand während des Wartens in Venedig: die „Venezianischen Epigramme," die als eine Fortsetzung der „Römischen Elegien" betrachtet werden könnten, wenn die poetische Wirkung der kleinen Gedichte nicht durch allerlei bittere Ausfälle gegen den italienischen Volkscharakter, Aberglauben, Pfaffenherrschaft, ja sogar gegen die französische Revolution und — gegen Newton beeinträchtigt würde. Wichtiger war der wissenschaftliche Gewinn der Reise: Bei einem Spaziergang auf dem Lido veranlaßte ein zufällig am Wege liegender geborstener Schafschädel die zweite bedeutende Entdeckung auf dem Gebiete der Knochenlehre: die Erkenntnis, daß sich das Schädelgerüst aus sechs erweiterten oder verengten Wirbelknochen bilde. Damit war eine der Pflanzenmetamorphose analoge Entwicklung des Tieres festgestellt und aufs neue ein Beweis für die Einheitlichkeit aller Naturgestaltung geliefert.

Goethes Hoffnung, sich nach seiner Rückkehr der ungestörten Ruhe und Arbeit hingeben zu können, ging nicht in Erfüllung. Schon in Augsburg erhielt er eine Einladung seines Herzogs, ihn auf einer Reise ins schlesische Feldlager zu begleiten, wohin sich dieser als preußischer General begeben mußte. In Breslau setzte Goethe, umbraust vom Lärm der Manöver und Paraden, seine anatomischen Untersuchungen so ruhig fort, als säße er daheim am Schreibtisch oder zu Jena auf der Ana=

tomie. Ausflüge in die gebirgigen Teile der Provinz, nach Adersbach und Glatz, ja bis nach Galizien zu den berühmten Salinen von Wieliczka, bereicherten den Schatz seiner Erfahrungen im mineralogischen und technischen Sinne. Über Dresden, wo ein kurzer Aufenthalt genommen wurde, kehrte der Dichter im Oktober nach Weimar zurück.

Das nächste Jahr, 1791, brachte endlich die langersehnte Ruhe. Optik und Farbenlehre traten in den Vordergrund. Das bedeutsamste Ereignis dieses Jahres, für Goethen ebenso folgenschwer wie für Weimar und die ganze gebildete Welt, war die Gründung des Hoftheaters, mit dessen Einrichtung und Leitung der Herzog den Dichter betraute. Wir haben gesehen, daß während Goethes Weimarer Frühzeit eine Liebhaberbühne den theatralischen Bedürfnissen des Hofes und der Bürgerschaft genügen mußte. Allein eine dilettantenhafte Kunst, wie sie sich bei aller Sorgfalt der Regieführung breit machte, vermochte die immer strenger werdenden Anforderungen der Theaterfreunde auf die Dauer nicht zu befriedigen, und so entschloß sich der Herzog bereits im Jahre 1784, den damals berühmten Prinzipal Joseph Bellomo mit seiner Truppe nach Weimar zu berufen und ihm den 1780 neueröffneten Redoutensaal zur Verfügung zu stellen. Die Stärke der Truppe während ihrer achtjährigen Wirksamkeit in Weimar lag auf dem Gebiete des italienischen Singspiels, einer Kunstgattung, die sich auch Goethes besonderer Vorliebe erfreute. Von Schauspielen wurden außer den Modestücken der Zeit Shakespeares „Lear," „Hamlet," „Der Kaufmann von Venedig," und „Julius Cäsar," Lessings „Emilia Galotti" und „Minna von Barnhelm," Schillers „Räuber," „Kabale und Liebe" und „Fiesko" gegeben; von Goethes dramatischen Arbeiten kamen in den acht Jahren „Clavigo" sechsmal, „Die Geschwister" zweimal und „Egmont" einmal zur Aufführung.

Man war mit Bellomos Truppe anfangs nicht unzufrieden, allmählich brach sich aber in Weimar die Erkenntnis Bahn, daß ihre Leistungen doch recht mittelmäßig seien. Namentlich

durch ein Gastspiel des trefflichen Mannheimer Künstlerpaares Beck wurde man in dieser Ansicht bestärkt. Die Herzogin Amalia, die in Italien ihren Geschmack vorzüglich hinsichtlich der Oper gebildet hatte, dürfte die erste Anregung zur Begründung eines künstlerisch vollwertigen Hoftheaters gegeben haben. Goethe blieb dem neuen Projekte gegenüber zuerst kühl; er hatte längst die Hoffnung aufgegeben, mit künstlerischen Mitteln auf das liebe deutsche Publikum zu wirken. Dennoch wußte ihn der Herzog, nach mehreren vergeblichen Unterhandlungen mit Schauspielern, zur Übernahme der Direktion des neuen Theaters zu bestimmen. In einem Schreiben an den Hofkammerrat Kirms, dem die finanzielle Regelung des Theaterwesens oblag, machte er bereits am 17. Januar 1791 von Goethes Ernennung Mitteilung.

Das neue Amt kam dem Vielbeschäftigten keineswegs gelegen. Er, der damals sein ganzes Streben auf die naturwissenschaftliche Forschung und die klare Erkenntnis der Wahrheit richtete, vermochte der Welt des Scheins kaum noch Geschmack abzugewinnen. Wie schnell er sich aber mit der einmal übernommenen Pflicht und Arbeit abzufinden verstand, beweist ein Brief an Jacobi vom 20. März. Er spricht von seinen osteologischen Untersuchungen und fährt fort: „Dagegen steht mir jetzt eine Beschäftigung vor, die desto mehr nach außen gerichtet ist und nur den Schein zur Absicht hat. Es ist die Oberdirektion des Theaters, das hier errichtet wird. Ich gehe sehr piano zu Werke, vielleicht kommt doch fürs Publikum und für mich etwas heraus. Wenigstens wird mir's Pflicht, diesen Teil näher zu studieren, alle Jahre ein Paar spielbare Stücke zu schreiben. Das übrige mag sich finden."

Die Kunde von dem neuen Kunstinstitut verbreitete sich rasch. Zahlreiche Angebote von Schauspielern liefen ein. Man ging beim Engagement mit großer Vorsicht zu Werke und schloß alle Kontrakte nur auf ein Jahr ab. Goethe holte sich in mancherlei technischen Dingen bei Friedrich Ludwig Schröder, dem genialen Hamburger Direktor und Darsteller, Rat. Am

7. Mai 1791 konnte das neugeschaffene Theater mit einem Prolog von Goethen und Ifflands „Jägern“ eröffnet werden. Schon nach 14 Vorstellungen siedelte die Truppe zum Sommeraufenthalte nach Lauchstädt über, dem kleinen Modebade der vornehmen Welt, wo man das alte hölzerne Schauspielhaus Bellomos für 1200 Thaler übernommen hatte. Von dort gings nach Erfurt. Goethe befürwortete solche sich alljährlich wiederholenden Sommercampagnen stets, da sie der Truppe Gelegenheit boten, die Stücke möglichst oft zu spielen und so für die Hauptsaison in Weimar die nötige Sicherheit zu gewinnen. Die inneren Zustände des Theaters waren anfangs alles andere als ideal oder musterhaft: Die Theaterjournale und Berichte aus jener ersten Zeit strotzen von Klagen über Disciplinlosigkeit, Intriguen und offener Rebellion. In Lauchstädt ließ auch das Publikum viel zu wünschen übrig, da dort die Hallischen Studenten den Ton angaben und häufig die Vorstellungen störten. Die jungen Herren, „leidenschaftlich fordernde Jünglinge“ wie Goethe sie milde bezeichnet, wurden in der Stadt des Pietismus sehr kurz gehalten und suchten sich Sonntags in Lauchstädt für den akademischen Zwang der Woche durch gewaltiges Toben zu entschädigen.

So blieben Goethen die Widerwärtigkeiten der Amtsführung nicht erspart, obgleich er sich im Konzertmeister Kranz, in Vulpius und dem Kammerherrn von Einsiedel tüchtige Mitarbeiter in allen musikalischen und dramaturgischen Dingen herangebildet hatte.

Die Anregung zu eigenem dichterischen Schaffen blieb jedoch weit hinter seinen Erwartungen zurück. In die ersten acht Jahre der Direktionsführung fallen nur drei Stücke: „Der Großkophta“ (1791), „Der Bürgergeneral“ (1793) und „Die Aufgeregten“ (1793), von denen keines Anspruch auf besondere künstlerische Bedeutung erheben kann. Desto wichtiger sind sie für unsere Kenntnis von Goethes Auffassung der französischen Revolution. Die drei Stücke bilden eine Art von Trilogie und bieten Episoden aus drei verschiedenen Stadien jenes gewaltigen

historischen Schauspiels, das damals die ganze Welt in Spannung hielt. Daß zwei dieser Stücke Lustspiele sind, ist für Goethes Neigung, die Epoche des sittlichen, gesellschaftlichen und politischen Umsturzes mit Spott und Satire abzuthun, charakteristisch.

„Der Großkophta," ursprünglich als Oper geplant, behandelt das Vorspiel der Revolution, die berüchtigte Halsbandgeschichte. Der Abenteurer Cagliostro, für den Goethe stets ein lebhaftes Interesse empfand und dessen Familie er in Palermo besucht hatte, wird in die Mitte der Handlung gerückt, die im übrigen kaum wesentlich von den geschichtlichen Vorgängen abweicht. Leise Anklänge an einzelne Scenen des „Faust" lassen sich hie und da erkennen. Das Stück fand keinen Beifall, „der furchtbare und zugleich abgeschmackte Stoff" bekennt der Dichter selbst, „kühn und schonungslos behandelt, schreckte jedermann." Darin gleicht der „Großkophta" den „Mitschuldigen," bei denen sich Leser oder Zuschauer ja auch vergebens nach einer sympathischen Figur umsieht.

Noch dürftiger ist inhaltlich der „Bürgergeneral," ein ziemlich harmloses Lustspiel, dessen Hauptfigur Schnaps, der „Scapin" eines älteren französischen Stückes von Florian, die Aufgabe hat, schlichte Landleute mit den Segnungen der Revolution bekannt zu machen und bei dieser Gelegenheit für seinen ausgehungerten Magen zu sorgen. Auch dieses Stück verfehlte seine Wirkung vollkommen, obgleich die Hauptrolle in den Händen eines vortrefflichen Komikers lag.

Das unvollendet gebliebene politische Drama „Die Aufgeregten" steht wesentlich höher. Hier versucht der Dichter das Für und Wider der revolutionären Ideen gegen einander abzuwägen und die Wirkung derselben auf die verschiedenen Menschentypen darzustellen. Goethes langgehegte Absicht, dem Stücke einen Schluß zu geben, wurde durch die Zeitverhältnisse vereitelt, „er konnte der rollenden Weltgeschichte nicht nacheilen und mußte den Abschluß sich und andern schuldig bleiben, da er das Rätsel auf eine so entschiedene als unerwartete Weise ge-

löst sah." Inhaltlich mit diesen drei unglücklichen dramatischen Arbeiten verwandt, da gleichfalls gegen die neuen politischen Bewegungen gerichtet, ist das Fragment einer satirischen Reiseerzählung: die „Reise der Söhne Megaprazons," eine Nachahmung Voltaires, die zugleich von Goethes eingehender Beschäftigung mit den Werken des großen französischen Satirikers Rabelais Zeugnis ablegt.

Das Jahr 1792 brachte den Dichter wenigstens räumlich der Revolution näher. Er durfte sich während des Winters und Frühjahrs an den Fortschritten des Theaters erfreuen, in dessen Verbande ihm eine höchst talentvolle Schülerin, die damals erst vierzehnjährige Christiane Neumann, heranwuchs. Mozarts „Don Juan" und Schillers „Don Carlos" wurden zum erstenmal aufgeführt und blieben seitdem Glanzstücke des Repertoires. Aber um die Mitte des Sommers schreckte der Ruf der Kriegsdrommete die Weimarer Freunde aus ihrer beschaulichen Ruhe auf. Preußen und Österreich hatten sich nach langem Zögern entschlossen, der hart bedrängten königlichen Familie von Frankreich zur Hilfe zu kommen. Die Vorbereitungen zum Feldzuge wurden dann übereilt, da man die Streitkräfte der Revolution unterschätzte; ein einheitlich durchgeführter Kriegsplan fehlte auch und endlich erwies sich der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, in dessen Händen das Oberkommando lag, trotz seiner Verdienste im siebenjährigen Kriege den Verhältnissen nicht gewachsen. Zum Überfluß kam noch die denkbar ungünstigste Witterung hinzu und so endete der klägliche Feldzug mit einer Niederlage der Alliierten. Goethe schloß sich nach kurzem Aufenthalte in Frankfurt und Mainz dem Regimente seines Herzogs an und machte als ruhiger Beobachter alle Bewegungen mit, ohne sich viel um die strategischen Gründe der einzelnen Operationen zu kümmern. Um so erstaunlicher ist es, daß er in seinen Tagebuchaufzeichnungen, die erst 1820 unter dem Titel „Campagne in Frankreich" erschienen, fast durchweg eine richtige Darstellung der kriegerischen Ereignisse bietet. Allerdings darf man Goethes Berichte nicht

als historische Quelle betrachten, dazu tritt das persönlich Erlebte zu stark in den Vordergrund. Wer aufmerksam zu lesen versteht, wird auch bald erkennen, wie wenig Goethen an dem Kriege und seinem Ausgange lag. Als gleichmütiger, durch nichts aus der Fassung zu bringender Zuschauer ließ er die Scenen des Kriegstheaters an sich vorübergehen, froh, wenn ihm malerische Episoden oder interessante militärische Typen Stoff zu heiteren Betrachtungen boten, die hier und da durch Beobachtungen über Farbwirkungen, akustische Erscheinungen beim Kanonendonner, ja sogar durch eine am eigenen Körper vorgenommene Untersuchung über das Kanonenfieber unterbrochen werden. Vom Ernst der Zeit, von der Tragik des Krieges merkt man in Goethes Schilderungen herzlich wenig. Sie lesen sich fast wie lustige Manövergeschichten, denen es an ergötzlichen Abenteuern mit schönen Frauen und militärischen Originalen nicht fehlt. Und dennoch hatte der Dichter eine instinktive Empfindung für die historische Bedeutung des Feldzugs. Nach der Kanonade von Valmy sprach er zu den ihn umgebenden Offizieren die nur allzu prophetischen Worte: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!“

Über Luxemburg und Trier zog man zum Rheine zurück. Goethe benutzte die Gelegenheit zu einem Besuche bei Jacobi in Pempelfort, wo er fünf Wochen verbrachte. Im Dezember reiste er nach Münster, um der Fürstin Gallitzin, dem Mittelpunkte des schöngeistigen Kreises vornehmer Katholiken, seine Aufwartung zu machen. Mitte des Monats traf er endlich in Weimar wieder ein, wo er von nun an in Heinrich Meyer einen treuen Hausgenossen und Berater in allen künstlerischen Dingen besaß.

Aber auch jetzt sollte sich der Dichter der häuslichen Ruhe nicht lange erfreuen: bereits im Februar des nächsten Jahres richtete der Herzog die Aufforderung an ihn, das Lager der Alliierten zu Marienbronn zu besuchen und der Belagerung der beim Rückzuge der verbündeten Heere im Herbste des Vor=

jahres in französische Hände geratenen Stadt Mainz beizuwohnen. Ungern leistete Goethe diesem Befehle Folge. Erst am 12. Mai reiste er von Weimar ab, verbrachte einige Tage in Frankfurt und traf am 26. Mai im Lager ein, wo er vier Wochen verblieb. Gewissenhaft notierte er jeden Angriff und Ausfall, beobachtete mit Interesse die Bahn der Kanonenkugeln, ergötzte sich mit dem seit einigen Jahren in Weimar wohnenden Engländer Gore und dem Maler Kraus, die von den neuen Kriegsereignissen eine reiche künstlerische Ausbeute erhofften, an malerischen Motiven und machte die Bekanntschaft zahlreicher interessanter Personen. Hier im Lager war es auch, wo er die junge liebreizende Prinzessin von Mecklenburg, die nachmalige Königin Luise von Preußen, sah. Beim Einzuge in die endlich zurückgewonnene Stadt rettete seine Geistesgegenwart zwei vom Volke bedrohten Klubbisten das Leben. Es ist ein merkwürdiges Spiel des Zufalls, daß der entschiedene Gegner der neuen Ideen hier für überzeugte Anhänger der Revolution eintreten mußte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Mannheim, Heidelberg und Frankfurt langte er in der letzten Augustwoche wieder in Weimar an.

Im Tumulte des Lagerlebens war ein poetisches Werk annähernd bis zum Ende gediehen, das ihn seit der Campagne in Frankreich beschäftigt hatte: die freie Übertragung von Gottscheds Prosabearbeitung des „Reineke Fuchs“ in Hexameter. Das berühmte Tier-Epos, dessen erste Spuren bis ins 10. Jahrhundert, ja vielleicht bis zu den Tiermärchen der Orientalen, zurückreichen, ist seit dem 12. Jahrhundert in unzähligen Bearbeitungen durch sämtliche Litteraturen Mittel- und Nordeuropas gewandert und überall ein Volksbuch im besten Sinne geworden. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Goethe den Reineke Fuchs schon in frühester Jugend kennen gelernt hat, da er die Dichtung bereits in einem Briefe an die Schwester vom 13. Oktober 1765 als eine bekannte Sache erwähnt. Im Jahre 1782 las er der Herzogin Amalia die Gottschedsche Übertragung vor und scheint damals schon den Plan zu einer Neubearbeitung

des Buches gefaßt zu haben. Die Kriegswirren der Jahre 1792 und 1793, die selbständigem poetischen Schaffen nicht günstig waren, in Goethen jedoch das Bedürfnis nach künstlerischer Ablenkung wachriefen, führten ihn auf „Reineke Fuchs“ zurück. „Hatte ich mich,“ so berichtet er, „bisher an Straßen-, Markt- und Pöbelauftritten bis zum Abscheu übersättigen müssen, so war es nun wirklich erheiternd, in den Hof- und Regentenspiegel zu blicken; denn wenn auch hier das Menschengeschlecht sich in seiner ungeheuchelten Tierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch alles, wo nicht musterhaft, so doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört.“

Das Gedicht erschien bereits im nächsten Jahre als zweiter Band von Goethes „Neuen Schriften“ bei Unger in Berlin. Die zeitgenössischen und späteren Urteile darüber widersprechen sich in auffallender Weise. Wenn die Verbreitung eines Buches ein Gradmesser seines Wertes ist, so nimmt Goethes Werk unter allen Bearbeitungen des alten Stoffes die erste Stelle ein.

Der Dichter hätte sich nach seiner Rückkehr der ersehnten Ruhe freuen können, wenn nicht das Kriegsgetümmel, das von nun an jahrelang Frankfurt und die geliebte Mutter bedrohte, seine Besorgnis wachgehalten hätte. Truppendurchzüge, Einquartierungen, Transporte von Gefangenen und Verwundeten hörten dort nicht mehr auf; bald waren es die Franzosen, bald die Preußen und Österreicher, die es sich in der wohlhabenden freien Stadt bequem machten und auf mehr oder minder gesetzliche Art die Beutel der Frankfurter erleichterten. Die Rätin Goethe, deren Wohnung zeitweise wie eine Wachtstube aussah, ließ sich freilich durch nichts, nicht einmal durch ein Bombardement, in ihrer guten Laune stören; ihre Briefe aus jener Zeit sind köstliche Zeugnisse ihres Gottvertrauens und ihres unverwüstlichen Humors. Damals begann die alternde Frau das große Besitztum am Hirschgraben, das sie allein bewohnte, als eine Last zu empfinden und faßte auf Zuraten des Sohnes den Entschluß, sich des Hauses zu entäußern. Aber erst im

Mai 1795 fand sich ein Käufer. Nicht ohne Wehmut sah sie das alte Hausgerät, die Bibliothek, die Bildersammlung und die feinen Weine, die der Gatte mit Liebe und Sachkenntnis zusammengebracht hatte, unter dem Hammer des Auktionators sich in alle Winde zerstreuen. Dafür wurde ihr ein neues Logis, der „goldene Brunnen," der Hauptwache gegenüber, eine Quelle immer neuen Vergnügens; boten seine Fenster doch Aussicht auf einen der belebtesten Plätze der Stadt.

So kam das Jahr 1794 heran, das Goethen den schönsten Gewinn seines Lebens: die Freundschaft Schillers brachte. Am 13. Juni lud Letzterer ihn ein, Mitarbeiter an der von ihm begründeten Zeitschrift „Die Horen" zu werden. Goethe erklärte sich hierzu sofort bereit, und so waren die ersten Beziehungen der beiden Männer zu einander eingeleitet. Am 14. Juli begleitete Goethe nach einer Sitzung der Naturforschenden Gesellschaft in Jena Schillern nach Hause. Man unterhielt sich auf dem Heimgange in der angeregtesten Weise, aber Schillers Widerspruch gegen Goethes Naturanschauung hätte beinahe einen ernsten Konflikt heraufbeschworen. Der Jüngere lenkte noch rechtzeitig ein, und so verließ Goethe Jena nicht ohne einen starken, wenn auch nicht gerade günstigen Eindruck von Schillern mitzunehmen. Am 23. August wurde er dann durch den berühmten Brief überrascht, in dem Schiller mit wunderbarer Klarheit eine Charakteristik von Goethes Leben und Streben entwickelt und die Verschiedenheit der Geistesrichtung beider erklärt. „Sie nehmen die ganze Natur zusammen," heißt es da, „um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen sie, Schritt vor Schritt, zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltste von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen. Eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee,

die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält."

Goethe war über ein so tiefes Verständnis für seine Denkart zugleich überrascht und erfreut. Nun war er es, der dem andern die Hand zur Freundschaft bot und sich von diesem Bunde die glücklichsten Folgen für alle zukünftigen Arbeiten versprach. „Zu meinem Geburtstag, der mir diese Woche erscheint," schreibt er am 27. August, „hätte mir kein angenehmer Geschenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundschaftlicher Hand die Summe meiner Existenz ziehen und mich durch Ihre Teilnahme zu einem emsigern und lebhaftern Gebrauch meiner Kräfte aufmuntern. Reiner Genuß und wahrer Nutzen kann nur wechselseitig sein, und ich freue mich, Ihnen gelegentlich zu entwickeln: was mir Ihre Unterhaltung gewährt hat, wie ich von jenen Tagen an auch eine Epoche rechne, und wie zufrieden ich bin, ohne sonderliche Aufmunterung, auf meinem Wege fortgegangen zu sein, da es nun scheint, als wenn wir, nach einem so unvermuteten Begegnen, miteinander fortwandern müßten. . . . Haben wir uns wechselseitig die Punkte klar gemacht, wohin wir gegenwärtig gelangt sind, so werden wir desto ununterbrochener gemeinschaftlich arbeiten können."

Die Litterarhistoriker unseres Jahrhunderts haben sich alle denkbare Mühe gegeben, Goethen und Schillern als vollkommene Gegensätze darzustellen und aus dem physikalischen Gesetze, daß ungleiche Pole sich anziehen, ihren Freundschaftsbund zu erklären versucht. Mit Recht warnt Richard M. Meyer in seinem trefflichen Goethe-Buche vor einer solch einseitigen Auffassung der Charaktere. Aus dem vollkommenen Gegensatze ihrer Anschauungen und Ziele hätte niemals die auffallende Übereinstimmung der Ideen erwachsen können, die sich uns bei der Lektüre ihrer Schöpfungen immer wieder aufdrängt. Für den, der mit beider Werken nicht genügend vertraut ist, genügt ein Blick in die von Rudolf von Gottschall zusammengestellte Citatensammlung „Gedankenharmonie, aus Schiller und Goethe"

um ihn von dem eben Gesagten zu überzeugen. Die Wege, die sie einschlugen, um zum Ziele zu gelangen, mochten verschieden sein, das Ziel war für beide das gleiche. Dieses Ziel hieß: das Erfassen und künstlerische Wiedergeben des Typischen in der Welt der Erscheinungen. Darin eben liegt das Klassische, daß der Dichter, unbeirrt von den Nebelhüllen zeitlicher Vorurteile, Interessen und Geschmacksrichtungen das Wesentliche und Bestehende erkennt und in ewig gültige Formen ausprägt.

Von diesem Streben waren beide gleich stark beseelt, und vielleicht war die von Schiller in der Ankündigung der „Horen" so klar ausgesprochene Tendenz dieser Zeitschrift ein Hauptglied in der Kette, durch die sich die zwei Männer so schnell verbunden fühlten. „Je mehr das beschränkte Interesse der Gegenwart die Gemüter in Spannung setzt, einengt und unterjocht," heißt es da, „desto dringender wird das Bedürfnis, durch ein allgemeines und höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über allen Einfluß der Zeit erhaben ist, hier sie wieder in Freiheit zu setzen und die politisch geteilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen."

Leider fanden die „Horen" nicht den gewünschten Erfolg. Die Herausgeber hatten die geistigen Qualitäten ihres Publikums wohl überschätzt und mußten die Zeitschrift schon mit dem zweiten Jahrgang eingehen lassen. Von Goethes Beiträgen seien die „Episteln," zwei kleine Dichtungen in Hexametern, der „Hymnus auf den Apollo," eine Übertragung aus dem Griechischen, und die „Römischen Elegien" genannt, ferner die Prosaschriften: „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten," ein Cyklus von sechs kleinen Novellen im Stile des Boccaccio und einem Märchen, die teilweise nach älteren Stoffen bearbeitet, mancherlei Ausblicke auf die französische Revolution bieten und, namentlich was das Märchen anbetrifft, den kühnsten Deutungsversuchen unterworfen worden sind, endlich ein Teil des „Benvenuto Cellini," auf den ich später zurückkommen werde.

Die lebhaft geführte Korrespondenz zwischen Schillern als

dem Herausgeber der Zeitschrift und Goethen als dem bedeutendsten Mitarbeiter trug zur Festigung ihrer Beziehungen bei; möglicherweise kam dem Freundschaftsbunde auch Goethes allmählich merkbarer werdende Entfremdung von Herdern und die im Jahre 1795 erfolgte Abreise Meyers nach Italien zu gute. Das erste Goethische Werk, bei dem sich Schillers Einfluß und Anteil erkennen läßt, ist der Roman „Wilhelm Meisters Lehrjahre," von dem die drei ersten Bücher im Jahre 1794 im Drucke erschienen, von Schillern mit Begeisterung, von andern ziemlich kühl aufgenommen. Die „ängstliche Deutelei," mit der einzelne Freunde dem tieferen Sinne des Buches beizukommen suchten, brachte den Dichter zur Verzweiflung, „er hätte gewünscht, man möchte die Sache nehmen, wie sie lag, und sich den faßlichen Sinn zueignen."

Wie wichtig für das Fortschreiten des Romans Schillers tiefes Verständnis war, beweisen schon die zahlreichen Briefe, die er mit Goethen über „Wilhelm Meister" gewechselt hat, und deren wir etwa 70 besitzen.

Ein zweites von Schillern ins Leben gerufenes periodisches Unternehmen, das Goethe mit Beiträgen ausstattete, war der von 1796 bis 1800 alljährlich erscheinende „Musenalmanach." Der erste Jahrgang brachte von Goethen außer lyrischen Gedichten den schönen „Prolog zur Wiedereröffnung des Weimarischen Theaters am 6. Oktober 1794" und die „Venezianischen Epigramme."

So sehr im Verkehre mit Schillern bei Goethen die Lust an rein poetischem Schaffen wiedererwachte, so wenig wurden die naturwissenschaftlichen Bestrebungen vernachlässigt. Die Ankunft der Brüder Humboldt in Jena bot auch nach dieser Richtung hin die reichste Anregung. Während eines Aufenthaltes in der freundlichen Universitätsstadt diktierte Goethe dem jungen Studenten Jacobi, dem Sohne des alten, inzwischen nach Emkendorf in Holstein übergesiedelten, Freundes, ein Schema der vergleichenden Knochenlehre in die Feder.

Besonders fruchtbar wurden die Jahre 1796 und 1797.

Der Mißerfolg der „Horen“ hatte in Schillern einen Zorn gegen das deutsche Publikum und die von diesem gehätschelte litterarische und künstlerische Mittelmäßigkeit geweckt, von dem er sich auf irgend eine Art befreien mußte. Sein Feuergeist wußte den ruhigeren Freund mit fortzureißen und auch in ihm den lange still gehegten Groll zur Entladung zu bringen. So entstand der berühmte Xenien-Almanach, ein Flammenzeichen am litterarischen Himmel der Zeit. In Distichen, die anonym erschienen, und bei denen wir zum Teil heute noch im Zweifel sind, welchem von den beiden Dichtern wir sie zuzuschreiben haben, sausten die Geißelhiebe derbster Satire auf Publikum, Autoren und Verleger nieder. Aber nicht nur die Litteratur, auch die Wissenschaft, Philosophie und Politik der Zeit wurden in der boshaftesten Weise abgethan. Originell ist die Art, wie die Xenien entstanden. Ein Heft wanderte zwischen Weimar und Jena hin und her, und jeder trug ein, was er gerade von Bosheiten vorrätig hatte. Aus mehr als 600 Distichen wurde dann eine engere Auswahl getroffen und dem Almanache auf das Jahr 1797 einverleibt. Wochenlang wohnte Schiller in Goethes Hause, wochenlang Goethe in Jena, um gemeinsam Ruten zu binden. Die Wirkung des Almanachs war außerordentlich, aber nicht die von den Dichtern gewünschte. Sie hatten die Sache, die sie bekämpften, zu treffen gemeint und sahen nun, wie sich unter ihren Hieben die Personen krümmten. Und das persönlich Empfundene wurde mit Entgegnungen vergolten, die gegen die Person gerichtet waren. Eine ganze Litteratur von Gegenschriften erschien, deren Seichtheit und öde Schimpferei sich meist schon aus den Titeln erkennen läßt: „Gegengeschenke an die Sudelköche in Jena und Weimar,“ „Trogalien zur Verdauung der Xenien,“ „Feldgeschrei eines Nestes kritischer Speck- und Feldmäuse bei dem Anbisse einer frischen Speckseite“ u. s. w. Die meisten der Getroffenen fürchteten, daß sich das Strafgericht nun alljährlich wiederholen würde und sahen mit Schrecken dem neuen Jahrgange des Musenalmanachs entgegen. Aber ihre Furcht war unbegrün-

det: jetzt, nachdem das Xenien-Gewitter die Luft gereinigt und die Gemüter der beiden Freunde von allem Groll befreit hatte, lenkten sie wieder in friedlichere Bahnen ein. „Nach dem tollen Wagestück der Xenien," schrieb Goethe an Schillern, „müssen wir uns bloß großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere poetische Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edlen und Guten umwandeln." Dieser Vorsatz wurde in der großartigsten Weise ausgeführt. Schiller begann mit seinem „Wallenstein," Goethe schrieb das Meisterwerk der Epik „Hermann und Dorothea." Die Bearbeitung eines bürgerlich einfachen Stoffes aus der Gegenwart in antikem Versmaße war trotz Vossens „Luise," die nach Inhalt und Form ja mehr als Idylle mit stark ausgeprägten bukolischen Momenten gelten konnte, noch ein Wagnis. Hatte der Dichter ein Jahr vorher in den Elegien „Alexis und Dora" und „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen" ähnliche Stoffe, jedoch in antikem Kostüme, behandelt, so machte er sich nun auch in diesem Punkte frei und bewies, daß der echte Künstler selbst einen Stoff aus der jüngsten Gegenwart zu einem harmonischen Kunstwerke gestalten kann, auch wenn er seine Dichtung in ein Gewand von antikem Schnitte kleidet.

Den Mut zu diesem Wagnis mochte Goethe aus der damals von dem Hallischen Philologen F. A. Wolf mit Wärme verteidigten Ansicht schöpfen, daß nicht der eine göttliche Homer der Verfasser der homerischen Gedichte sei, sondern daß man in einer Gruppe von „Homeriden" die Schöpfer dieser Dichtungen suchen müsse.

Daß die Stoffwahl bei Goethes Dichtung kein Mißgriff war, hat der Erfolg bewiesen. „Hermann und Dorothea" ist das nationale Epos der Deutschen geworden. Deutsch ist alles darin: die Freude an der ruhigen Behaglichkeit des kleinstädtischen Lebens, an gesichertem Besitz, an den wogenden Kornfeldern und den blühenden Reben. Deutsch sind alle auftretenden Personen, das brave Wirtsehepaar und seine Freunde: der verständige Pfarrer und der verdrehte Apotheker, deutsch

ist Hermann, der rüstige und zugleich etwas ungewandte Sohn, deutsch auch die junge Ausgewanderte, deren innere Tüchtigkeit er mit klarem Blick erkennt und die er als Magd in das väterliche Haus führt, um sie dann zu seiner Braut zu erheben. Das Lokal erinnert in manchen Einzelheiten an Wetzlar, den Schauplatz des „Werther," an den manche Scenen leise anklingen; im „Goldenen Löwen" weht die Luft, die der junge Wolfgang im Vaterhause atmete. In Hermanns häuslicher Mutter Lieschen wird man unschwer das Mütterlein Elisabeth, in seinem nörgelnden Vater den Herrn Rat erkennen. „Das Werk, worinnen eine Frau Aja vorkommen soll," wurde denn auch von dieser mit Ungeduld erwartet und als endlich zwei Exemplare — eines davon in grüne Seide gebunden — bei ihr eintrafen, kannte ihre Freude keine Grenzen mehr. Das Prachtexemplar „wird" so schreibt sie, „nur zur Parade alle Sonntage und Festtage gebraucht, das ist so schön, daß es nur die besten Freunde von mir in die Hände nehmen dürfen, und der Inhalt hat außerordentliche Wirkung gemacht . . . Das Werk ist ein Meisterwerk ohnegleichen. Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen . . ."

Eine Dichtung, die in gleichem Maße auf den unbefangenen Leser wie auf den Kritiker von Beruf wirkte, hatte die deutsche Litteratur bis dahin noch nicht besessen. Das Epos, das den Dichter zum zweitenmale populär machte, fand zugleich in Wilhelm von Humboldts berühmter Analyse eine ästhetische Würdigung, wie sie bisher kaum den Meisterwerken des Altertums zu teil geworden war. Und so ist das Interesse des großen Publikums für „Hermann und Dorothea" bis heute rege geblieben: ein Erfolg, den nur noch wenige Werke des Dichters teilen und den auch der Umstand nicht zu beeinträchtigen vermag, daß man seit dem Jahre 1809 die Quelle kennt, aus der Goethe seinen Stoff geschöpft hat, um ihn mit sehr unwesentlichen Abänderungen zu gebrauchen. Es ist „G. G. Göckingks vollkommene Emigrationsgeschichte von denen aus dem Erzbistum Salzburg vertriebenen und größtenteils nach

Preußen gegangenen Lutheranern. Frankfurt und Leipzig 1734." In diesem Buche, das der Dichter zufällig in die Hand bekam, wird mit dürren Worten die Geschichte erzählt, die dem Epos zu Grunde liegt. Freilich, er mußte die Handlung der Gegenwart näher rücken, um der vollen Wirkung sicher zu sein, und so zeigt er uns als düstern Hintergrund nicht die Salzburger Religionswirren, sondern die französische Revolution. Aber was hat Goethe aus dem an sich so einfachen, und, fast darf man sagen, reizlosen Stoffe zu machen gewußt! Man denkt unwillkürlich an jenen englischen Künstler, der aus dem Staube der Landstraße Figuren knetete, die mit Gold aufgewogen wurden!

Das Gedicht erschien zuerst im „Taschenbuch für 1798" bei Friedrich Vieweg dem älteren in Berlin, später in zahlreichen Sonderausgaben.

Ziemlich gleichzeitig mit „Hermann und Dorothea" entstanden die schönen Balladen „Der Schatzgräber," „Die Braut von Korinth," „Der Zauberlehrling," „Der Gott und die Bajadere," „Der Junggesell und der Mühlbach," „Der Müllerin Verrat," die alle in Schillers Musenalmanach für 1798 und 1799 abgedruckt wurden.

Auch das Theater machte um diese Zeit erfreuliche Fortschritte. Unter den neuen Kräften des Schauspiels ist die schöne und begabte Karoline Jagemann zu nennen, die sich der Gunst des Herzogs in reichem Maße erfreute. Ihre Sonderstellung unter dem Künstlerpersonal sollte Goethen als dem Direktor der Truppe später allerdings verderblich werden.

Überhaupt machte sich gegen Ende der neunziger Jahre wieder ein frischeres geistiges Leben in Weimar geltend; der fruchtbare Verkehr zwischen Goethen und Schillern zog weite Kreise. In Goethes Hause versammelte sich an jedem Freitage „eine Gesellschaft hochgebildeter Männer" zu schöngeistigen und wissenschaftlichen Vorträgen und Erörterungen, es entstand eine Art von Akademie, deren Arbeit selbst der Universität Jena zu gute kam. Vorübergehende Besuche von Goethes Jugendfreund Lerse und dem uns aus seiner römischen Zeit bekannten Archäologen

Hirt riefen alte Erinnerungen wach und brachten neue Anregungen. Jetzt wurde auch der lange liegengebliebene „Faust" wieder aufgenommen und langsam seiner Vollendung entgegengeführt, die Schiller, der teilnehmende Freund und Berater, nicht mehr erleben sollte. Eine Unterbrechung erfuhr die Arbeit durch Goethes dritte Schweizerreise. Am 30. Juli 1797 reiste er mit Christianen und dem jungen August, die er seiner alten Mutter vorstellen wollte, nach Frankfurt ab, blieb dort, wohl mit der Regelung finanzieller Angelegenheiten beschäftigt, vom 4. bis 25. August und begab sich über Heidelberg, wo er seine alte Freundin Delph besuchte, Heilbronn und Ludwigsburg nach Stuttgart. Hier sprach er bei mancherlei Künstlern vor, unter andern bei Dannecker, in dessen Werkstatt er die berühmte Schillerbüste sah, und gewann den Architekten Thouret für die Weiterführung des bereits 1791 wiederaufgenommenen, während der Feldzüge aber ins Stocken geratenen Weimarer Schloßbaues. Überhaupt scheint er bei dieser Reise vorzugsweise praktische Zwecke im Auge gehabt zu haben. In Tübingen widmete er den Professoren seine Aufmerksamkeit und wohnte im Hause des Buchhändlers Cotta, dessen Bekanntschaft ihm bereits 1795 Schiller vermittelt hatte. Allerlei geschäftliche Widerwärtigkeiten hatten Goethen den Verkehr mit seinem bisherigen Hauptverleger Göschen verleidet, so daß er sich schon längst nach einem anderen Verleger umsah. Die beiden Männer verstanden sich bald. „Je näher ich Cotta kennen lerne," schrieb Goethe am 14. September an Schillern, „desto besser gefällt er mir. Für einen Mann von strebender Denkart und unternehmender Handelsweise hat er so viel Mäßiges, Sanftes und Gefaßtes, so viel Klarheit und Beharrlichkeit, daß er mir eine seltene Erscheinung ist."

Der günstige Eindruck, den Cotta auf ihn gemacht hatte, veranlaßte ihn, in geschäftliche Verbindung mit ihm zu treten, worüber sich dieser sehr erfreut zeigte, so geringe Hoffnungen er auch auf den Erfolg der ersten ihm von Goethe überlassenen Werke hegen mochte.

Von Tübingen reiste der Dichter über Schaffhausen nach Stäfa, dem Heimatsorte Heinrich Meyers, der von Italien zurückkommend in Zürich mit ihm zusammengetroffen war. Sie machten gemeinsam einen Ausflug über Einsiedeln zum Gotthard und von dort zum Vierwaldstätter See, wo Goethe den Plan einer epischen Behandlung der Tellsage faßte, von dessen Ausführung er jedoch zu Gunsten des Schillerschen Dramas abstand. Im Gebirge erreichte ihn die Nachricht vom frühen Tode der begabten jungen Schauspielerin Christiane Becker, geb. Neumann, die, erst neunzehnjährig, einem schleichenden Leiden erlegen war. In der herrlichen Elegie „Euphrosyne" setzte er später seiner Lieblingsschülerin ein unvergängliches Denkmal.

Der Hauptgewinn der Reise war die Unterhaltung mit Meyer, „sie brachte ihm das lebendigste Italien zurück." Gemeinsam arbeiteten sie am Programm der „Propyläen," einer Kunstzeitschrift, durch die Goethe seinen Kunstanschauungen die weiteste Verbreitung zu geben dachte. Sie erschien von 1798 bis 1800 bei Cotta und enthält die bedeutsamen Abhandlungen „Über Laokoon," „Über Wahrheit und Wahrscheinlichkeit der Kunstwerke," „Diderots Versuch über die Malerei" und den kleinen Kunstroman „Der Sammler und die Seinigen," ein Spiegelbild von des Dichters eigenen häuslichen Kunstbestrebungen. Aber das Publikum, das die „Horen" abgelehnt hatte, war nicht teilnehmender geworden: mit dem dritten Bande mußte Cotta nach erheblichen finanziellen Verlusten die schöne Zeitschrift eingehen lassen.

Am 21. Oktober brachen die Reisenden von Stäfa, am 26. von Zürich auf, besichtigten auf der Rückreise zusammen mit Knebel die Altertümer Nürnbergs und trafen über Erlangen und Bamberg gegen Ende November wieder in Weimar ein.

Während Goethes Abwesenheit war die erste vollständige Ausgabe von „Wilhelm Meisters Lehrjahren" im Drucke erschienen. Wir wissen, daß sich die Arbeit an diesem Romane mit größeren und kürzeren Unterbrechungen über zwanzig Jahre erstreckte. In diesem langsamen Ausreifen sind die Vorzüge

und zugleich auch die Fehler des merkwürdigen Buches begründet. Wenn dem Dichter einerseits eine Fülle von Erfahrungen, ein Reichtum von Gedanken zufloß, wie er sie bei schnellerer Produktion niemals zur Verfügung gehabt haben würde, so läßt sich anderseits nicht leugnen, daß er über der langsamen Arbeit immer mehr von seiner Grundidee abkam, häufig den Faden verlor und durch unorganische Einschiebsel der Handlung notdürftig weiterhalf. Es war Goethes ursprünglicher Plan gewesen, die von äußeren Einflüssen abhängige Entwicklung eines einzelnen Menschenlebens zu schildern und dabei darzuthun, „daß der Mensch trotz aller Dummheiten und Verwirrungen, von einer höheren Hand geleitet, doch zum glücklichen Ziele gelange." Im Verfolge der Arbeit verliert sich dieser Grundplan immer mehr: statt der Entwicklung Wilhelm Meisters zeigt uns der Dichter die Entwicklung einer ganzen Zeitepoche, die in der Emancipation des Bürgerstandes — auch einer Errungenschaft der Revolution — gipfelt.

Wilhelm Meister, der Sohn einer begüterten Kaufmannsfamilie, verspürt keine Neigung für den Handel, er sieht sein Ideal „nur in Poesie und Schauspiel." Die unglückliche Liebschaft mit Mariannen, einer leichtfertigen Schauspielerin, die Klagen des Schauspielers Melina über das Komödiantenelend verleiden ihm auf einige Zeit sein Ideal; sein Jugendfreund Werner, ein begeisterter Kaufmann, weiß ihm den Handel in günstigerem Lichte zu zeigen und beredet ihn, im väterlichen Geschäfte mit Ernst und Fleiß zu arbeiten. Nach einer kurzen unerfreulichen Thätigkeit auf dem Comptoir zieht er als Reisender für seines Vaters Geschäft in die Welt, wird aber gleich zu Anfang durch eine Dilettantenvorstellung in seiner alten Leidenschaft für die Bühne bestärkt und schließt sich, nachdem er zuvor noch die dreizehnjährige Mignon, ein ernstes, schwärmerisch-sinniges Wesen, das er in einer Seiltänzerbande findet, von ihrem tyrannischen Herrn losgekauft und als eine Art von Pagen mitgenommen, einer wandernden Komödiantentruppe an. Zu den Hauptpersonen dieser von Goethe mit großer An=

chaulichkeit geschilderten Gesellschaft, der koketten, leichtsinnigen, aber im Grunde gutmütigen Philine, dem jovialen Laertes und dem windigen Schwadroneur Friedrich steht die geheimnisvolle Gestalt des düstern schweigsamen Harfners, eines vornehmen Italieners, der seine in frühester Jugend geraubte Tochter sucht, ohne sie in Mignon zu erkennen, in seltsamem Gegensatze.

Meister hat dem Direktor Melina aus seiner Reisekasse eine größere Summe zum Ankauf von Requisiten vorgeschossen und gelangt als Theaterdichter mit seiner Truppe auf ein gräfliches Schloß, wo zur Feier der Anwesenheit eines Prinzen Vorstellungen stattfinden sollen. Im Kreise der Adligen, die er hier zum erstenmal in zwanglosem Verkehre miteinander beobachtet, findet er ein neues Ideal: die harmonische Ausbildung der Persönlichkeit. „Er sah das wichtige und bedeutungsvolle Leben der Vornehmen in der Nähe und verwunderte sich, wie einen leichten Anstand sie ihm zu geben wußten.“ Er faßt den Entschluß, „sich zu der vornehmen Welt empor zu bilden.“

Nach einem kurzen Liebesverhältnis mit der schönen Gräfin, und durch den Tod seines Vaters von allen geschäftlichen Verpflichtungen entbunden, giebt sich Meister dem Theaterleben mit ganzer Seele hin, durch die Bekanntschaft mit Shakespeares Werken, die ihm der kühle, verständige Jarno, ein Günstling des Prinzen, vermittelt hat, stärker als je für die Bühne begeistert.

Auf der Reise vom Grafenschlosse zur Stadt wird die Gesellschaft von Räubern überfallen. Meister leistet heldenmütigen Widerstand und bleibt, von Philinen und Mignon bewacht und gepflegt, verwundet auf dem Platze. In der Schwester der Gräfin, Natalien, die zufällig zu Pferde vorüberkommt und sich seiner annimmt, glaubt er seine Retterin verehren zu müssen. Nach seiner Heilung läßt er sich in der Stadt von dem ihm bekannten Direktor Serlo als Schauspieler engagieren, entweicht aber bald, weil er für seine künstlerischen Anschauungen nirgends Verständnis findet. Zuvor hat ihm Aurelie, die ernste und schwärmerische Schwester Serlos, die bald darauf in einem Zustande der

Ekstase stirbt, einen Brief an ihren treulosen Liebhaber Lothario, einen Bruder der Gräfin und Nataliens, mitgegeben. Philine ist inzwischen mit ihrem Verehrer Friedrich, der sich als ein jüngerer Bruder Lotharios und der beiden Damen entpuppt, verschwunden. Mignon und der kleine Felix, Mariannens Sohn, bleiben bei dem Ehepaare Melina einstweilen zurück. Auf dem Wege zu Lotharios Schlosse liest Meister ein Memoiren-Manuskript: „Die Bekenntnisse einer schönen Seele,“ das ihm Aureliens Arzt anvertraut hat, und das ihn mit den Verhältnissen bekannt macht, in die er jetzt eintritt. Die „schöne Seele“ — ein getreues Porträt von Goethes mütterlicher Freundin Susanne von Klettenberg, deren schriftliche Erinnerungen wahrscheinlich den „Bekenntnissen“ zu Grunde liegen — ist die Tante der vier Geschwister Lothario, Friedrich, Gräfin und Natalie.

Lothario, für Meistern das Ideal eines Aristokraten, steht im Begriff, seinem zerrütteten Vermögen durch die Heirat mit der tüchtigen wirtschaftlichen Therese, in die sich Meister, trotz seiner stillen Neigung zu Natalien, sogleich verliebt, wieder aufzuhelfen, will aber zurücktreten, da er in ihr die Tochter einer Jugendgeliebten erkannt zu haben glaubt. Diese Vermutung erweist sich, wie Jarno zu beweisen vermag, als unbegründet, und so steht der Verbindung nichts mehr im Wege. Therese schwankt zwischen Lothario und Meistern, bis sie erkennt, daß Letzterer Natalien, die er inzwischen wiedergefunden hat, inniger liebt. Nun erklärt sie sich bereit, Lotharios Frau zu werden, wenn Wilhelm am selben Tage Natalien heiraten würde. Mit Nataliens Hand erhält Wilhelm den Lohn für sein ideales Streben, das ihn freilich oft auf bedenkliche Abwege gebracht hat. Mignon, die süßeste Gestalt des Romans, die ihren Befreier leidenschaftlich geliebt hat, ist kurz zuvor an gebrochenem Herzen gestorben.

Die handelnden Personen beschränken sich, wie wir sehen, auf zwei Stände der Gesellschaft. Es sind Adlige, die das Leben im großen Stile *führen* und Schauspieler, die es uns *vortäuschen*, und auch außerhalb des Theaters bewußt oder un-

bewußt die Maske einer ungebundenen und darum höheren Existenz zur Schau tragen, ohne jedoch die von Wilhelm Meister angestrebte innere Harmonie erreichen zu können. Im Wechselspiele dieser beiden Gesellschaftssphären liegt ein symbolisches Bild des Lebens überhaupt. Hier Wirklichkeit, dort Schein!

Zwei Elemente durchziehen gleich roten Fäden das ganze Buch: das pädagogische und das mystisch-romantische. Das erstere erklärt sich aus der Zeit, in der der Roman entstand: es ist die Epoche der Aufklärung, das Jahrhundert Rousseaus und Basedows. Das mystisch-romantische Element war damals gerade die neueste Zeitrichtung, der der Dichter Konzessionen machen zu müssen glaubte; die geheimnisvolle „Genossenschaft des Turms,“ die so selbstlos fürsorglich in die Schicksale Wilhelm Meisters eingreift, gleichsam die Vorsehung auf Erden spielt und ihm endlich den Lehrbrief ausstellt, erinnert an die freimaurerischen Bestrebungen, an denen Goethe seit dem Jahre 1780 mit Eifer teilnahm. Es läßt sich nicht leugnen, daß solche mystisch-allegorischen Abschweifungen und Unwahrscheinlichkeiten uns heute ziemlich kalt lassen, aber für Gestalten wie Mignon und den Harfner, die neuere Kritiker des Romans als überflüssig und störend bezeichnet haben, möchte ich doch ein Wort einlegen. Sie sind, auch abgesehen von ihren unvergleichlich schönen Liedern, das rein poetische Gegengewicht zu den vielen logisch entwickelten Thatsachen und realen Vorgängen, daß schon ihr Auftreten genügt, um den Leser in eine weihevollere Stimmung zu versetzen. Sie wirken wie die gedämpften Klänge eines Saiteninstrumentes, mit denen die Rhapsoden den Vortrag ihrer Epen zu begleiten pflegten. Und dann — gestehen wir es nur ein — ist eine kleine Dosis Romantik für jedes poetische Kunstwerk ein notwendiges Requisit, dessen auch der Dichter unserer Tage nicht ganz entraten kann. Weder Paul Heyse noch Gottfried Keller, weder Theodor Storm noch Wilhelm Raabe haben auf dieses Mittel, der Phantasie des Lesers einen Schwung nach oben zu geben, völlig verzichtet.

Im übrigen ist unter Goethes Werken kein anderes so reich

an wirklich Erlebtem wie „Wilhelm Meister.“ Wer „Dichtung und Wahrheit“ aufmerksam liest, wird überall Beziehungen zu dem Romane finden. Von der Erinnerung an das erste Puppentheater, die in Meisters Gesprächen mit Mariannen einen so breiten Raum einnimmt, bis zu den Bekenntnissen der frommen Klettenberg, begegnen wir Eindrücken aus der Jugendzeit. Die beiden Sphären, in denen sich der Dichter in Weimar bewegte, der Adel und die Schauspieler, lieferten ihm, wenn nicht Modelle, so doch einzelne Züge für seine Gestalten. Den tiefen Einblick in die Technik der Bühne, den der Roman überall verrät, konnte nur der Theaterdirektor erhalten, und die geistvollen Erörterungen über „Hamlet“ sind die Frucht seiner eifrigen Shakespearestudien um die Mitte der achtziger Jahre.

Die Aufnahme des Buches beim Publikum war anfangs kühl. Nur Schiller, C. G. Körner und Wilhelm v. Humboldt zeigten das tiefe Verständnis, das eine solche Schöpfung erfordert. Die meisten wußten nicht, was sie mit dem Romane anfangen sollten und stießen sich an Äußerlichkeiten. Die Frommen ärgerten sich über die Verherrlichung des Komödiantentums — selbst Herder klagte, „daß der Dichter seinen Wilhelm so lange in schlechter Gesellschaft es aushalten lasse“ und die Freigeister nahmen an den „Bekenntnissen einer schönen Seele“ Anstoß. Dieser Abschnitt hat überhaupt viel Staub aufgewirbelt. Man schob dem Dichter Absichten unter, an die er sicher niemals gedacht hatte. Wenn er ein getreues Bild jener Zeit entwerfen wollte, so durfte das Halbdunkel der bis zur Askese gesteigerten schwärmerischen Frömmigkeit, die ja stets eine Begleiterscheinung geistig fortschreitender Epochen ist, nicht fehlen. Daß die Darstellung einer, seinem inneren Wesen so fern liegenden Welt für den Dichter keine leichte Aufgabe war, wollen wir ihm gerne glauben, wenn er schreibt: „Da dieses ganze religiöse Buch auf den edelsten Täuschungen und auf der zartesten Verwechslung des Subjektiven und Objektiven beruht, so hat dazu mehr Stimmung und Sammlung als vielleicht zu irgend einem andern Teile des Romans gehört.“

Ohne jede Tendenz hat Goethe die „Bekenntnisse“ dem Romane eingefügt; das einzige, wodurch er seinen eigenen Standpunkt kennzeichnet, ist meines Erachtens die Thatsache, daß ein Arzt sie gleichsam als ein pathologisches Dokument aus seiner Praxis mitteilt. Für unbefangene Leser konnte hierin nichts Verdächtiges liegen, schrieb doch die eigene Mutter nach der Lektüre der „Bekenntnisse“ ganz treuherzig an den Sohn: „Das ist der lieben Klettenberg wohl nicht eingefallen, daß nach so langer Zeit ihr Andenken grünen, blühen und Segen den nachkommenden Geschlechtern bringen würde. Du, mein lieber Sohn, warst von der Vorsehung bestimmt zur Verbreitung und Erhaltung dieser unverwelklichen Blätter.“

Eine ungeahnte Wirkung hatte jedoch der Roman: er wurde das Palladium der jungen Dichterschule der Romantiker, deren Führer Ludwig Tieck bald eine Nachahmung „Franz Sternbalds Wanderungen“ folgen ließ.

Während Goethe die letzte Hand an das Werk legte, das er selbst lange Zeit für die Hauptarbeit seines Lebens hielt, vollendete Schiller den „Wallenstein,“ der ohne Frage auch bei ihm den Höhepunkt des Schaffens bezeichnet. Das neue, vom Schloßbaumeister Thouret in wenigen Monaten erbaute Theater konnte am 12. Oktober 1798 mit „Wallensteins Lager“ eröffnet werden. Ein halbes Jahr zuvor hatte Iffland, der größte Schauspieler seiner Zeit, achtmal in Weimar gastiert und dadurch das Interesse für die Bühne wesentlich belebt.

Von Goethes poetischen Produktionen sind als dieser Zeit angehörend noch die „Weissagungen des Bakis,“ mystische Sinnsprüche in antikem Gewande, und das Fragment der „Achilleis,“ eines Epos, das ein verbindendes Glied zwischen Ilias und Odyssee bilden sollte, aber nicht über den ersten Gesang hinaus gedieh, anzuführen.

Das Jahr 1799 war in produktiver Hinsicht ziemlich unfruchtbar. Nach Wielands Beispiel hatte Goethe sich ein Landgut, Oberroßla bei Weimar, gekauft, das ihn „dem Grund und Boden, der Landesart, den dörflichen Verhältnissen näher zu

treten nötigte und gar manche Ansichten und Mitgefühle verlieh, die ihm sonst völlig fremd geblieben wären." Dadurch kam er auch zu Wieland wieder in nähere Beziehungen, der damals gerade die alte Jugendfreundin Sophie von Laroche zu Besuche bei sich hatte. Die gute, noch immer nicht vom Wertherfieber geheilte Dame brachte die Weimarer mit ihrem lauten Enthusiasmus in helle Verzweiflung und schien die kühle Behandlung, die man ihr angedeihen ließ, nicht einmal zu empfinden. Repräsentierte sie eine für Goethe selbst überwundene Zeitrichtung, so brachten Tieck und August Wilhelm Schlegel das neue Evangelium der Romantik, mit der sich unser Dichter freilich so wenig zu befreunden vermochte, daß er, um der immer mehr einreißenden künstlerischen Formlosigkeit ihrer Vertreter entgegenzuarbeiten, auf das ältere französische Schauspiel zurückgriff, dessen steife Regelmäßigkeit er selbst einst mit Wort und That bekämpft hatte. Jetzt mußte er es allerdings erleben, daß sein Versuch, die Voltaireschen Stücke „Mahomet" (1799) und „Tankred" (1801) in seiner eigenen Bearbeitung auf die Bühne zu bringen, fehlschlug.

Dafür brachte ihm das Jahr 1799 in dem um ein Decennium jüngeren Berliner Maurermeister und Komponisten Karl Friedrich Zelter einen neuen Freund, mit dem er bis an sein Lebensende in regstem Briefwechsel blieb. Zelter, der sich aus einfachen Handwerkerverhältnissen zu einer hochgeachteten künstlerischen Stellung emporgearbeitet hatte, genoß wegen seines gesunden Urteils und seines ehrlichen Strebens nach sittlicher und ästhetischer Vervollkommnung Goethes ganzes Vertrauen. Er durfte sich rühmen, lange Zeit der einzige Sterbliche zu sein, dem der Olympier in jeder Lebenslage sein Herz erschloß. Als Komponist Goethischer Lieder ist Zelter freilich längst in den Hintergrund getreten, aber die Verdienste, die er sich als Musikdirektor und Gründer der Berliner Liedertafel um die Ausbildung des Chorgesanges und um die Pflege volkstümlicher Musik erwarb, werden unvergessen bleiben. Sein von Riemer herausgegebener, zweiunddreißig Jahre umfassender Briefwechsel mit

Goethen ist ein herrliches Denkmal des idealen Freundschaftsbundes und gleichzeitig eine unschätzbare Quelle für die Geschichte des geistigen Lebens ihrer Zeit. Der wackre Mann folgte, wie er es sich stets gewünscht hatte, wenige Wochen nach Goethes Tode dem großen Freunde ins Grab.

Mit der unverminderten Sorge für das Theater gingen wissenschaftliche und kunstfördernde Bestrebungen Hand in Hand. Die „Farbenlehre“ trat immer mehr in den Vordergrund, Beschäftigungen mit praktischer Chemie und mit der Metamorphose der Insekten wechselten mit dem eingehenden Studium der naturphilosophischen Schriften Schellings ab. Seit 1799 wurden unter Goethes Leitung alljährlich Kunstausstellungen veranstaltet, die Weimar allmählich auch zu einem Mittelpunkt der bildenden Künste machten, wenn man schon der durch die ausgeschriebenen Preisaufgaben geförderten Richtung mit ihrer starken Betonung antiker Motive eine gewisse Einseitigkeit nicht absprechen kann.

Überhaupt machte sich jetzt bei Goethen der Drang, selbst in den äußeren Formen der Kunst zum Altertume zurückzukehren, immer stärker geltend. In einem zum Geburtstage der Herzogin Amalia geschriebenen Festspiele „Paläophron und Neoterpe,“ in dem er mit deutlicher Anspielung auf die bevorstehende Jahrhundertwende eine poetische Versöhnung der alten und neuen Kunstrichtung darstellt, machte er sogar den Versuch, die antiken Masken wieder auf der Bühne einzubürgern, um dadurch „die Persönlichkeit der wohlbekannten Schauspieler aufzuheben“ und so die Gestalten der Dichtung unmittelbarer auf den Zuschauer wirken zu lassen.

Der große Augenblick, da das Friedericianische Jahrhundert zu Grabe ging und die neue Zeit im weitesten Sinne des Wortes anbrach, fand den geistigen Vermittler zwischen beiden Kulturepochen krank. Schon zu Anfang Dezember hatte den Dichter ein bösartiger Katarrh befallen, der in den ersten Januartagen in eine Blatterrose ausartete, die so heftig auftrat, daß man einen Gehirnschlag befürchtete. Dazu gesellten sich schlimme Anfälle eines Krampfhustens, die Goethen häufig dem Erstickungs-

tode nahe brachten. Unter Christianens liebevoller Pflege und Dank der Fürsorge des Herzogs, der sogleich den Professor Stark aus Jena kommen ließ, genas er zwar rasch, aber es blieb eine körperliche Schwäche zurück, die eine Badekur in Pyrmont notwendig machte. Auf der Hinreise ward ihm in Göttingen die Freude einer großen Ovation durch die dortigen Studenten zu teil, die sich vor seinem Gasthause versammelten und ein Lebehoch ausbrachten. Die Beziehungen, in die er zu den dortigen Gelehrten, dem Philologen Heyne, dem Zoologen Blumenbach und dem berühmten Geologen A. G. Werner trat, wirkten auf den Genesenden nicht weniger anregend und belebend, als die heitere Badegesellschaft in Pyrmont selbst. Ende August kehrte er über Göttingen, Kassel und Eisenach nach Weimar zurück.

Außer einigen Gedichten meist gesellig-heiteren Inhalts brachte dieses Jahr nur eine poetische Frucht: das Drama „Die natürliche Tochter," zu dem der Entwurf bereits 1799 vorlag. Es sollte das erste Stück einer Trilogie werden, in der Goethe die französische Revolution in drei Entwicklungsstadien zu behandeln gedachte. Wie beim „Götz" und beim „Clavigo" liegt auch diesem Stücke eine Autobiographie zu Grunde: „Die Denkwürdigkeiten der Prinzeß Stephanie Louise von Bourbon-Conti," die 1798 erschienen und Goethen bald darauf von dem inzwischen nach Weimar übergesiedelten Schiller mitgeteilt wurden. Diese Quelle ist jedoch nur für die Fabel des Stückes und die Hauptfigur desselben von Bedeutung geworden, da der Dichter, wohl um die historischen Beziehungen zu verwischen, alles Persönliche thunlichst unterdrückt und nur das Typische herausgearbeitet hat. Das Personenverzeichnis weist aus diesem Grunde auch nur ganz allgemein gehaltene Bezeichnungen: König, Herzog, Graf, Hofmeisterin, Gerichtsrat, Sekretär u. s. w. auf. Eugenie, die illegitime Tochter des Herzogs, soll, nachdem sie eine durchaus männliche Erziehung genossen, von dem gutmütigen König am nächsten Geburtstage anerkannt und hierdurch in den Besitz ihrer Rechte als Prinzessin gesetzt werden. Die Absicht des Herrschers wird, obgleich er selbst aus Furcht vor

den allmächtigen Höflingen ihre Geheimhaltung angeordnet, vorzeitig bekannt. Eugeniens Bruder will aus egoistischen Gründen den Plan hintertreiben. Er findet in seinem Sekretär ein williges Werkzeug, um das Intriguenspiel, an dem noch andere bei Hofe ein politisches Interesse haben, in Scene zu setzen. Eugeniens Hofmeisterin wird gezwungen, das Mädchen verschwinden zu lassen und seinen langsamen Tod herbeizuführen. Der Herzog erhält die Nachricht, daß seine Tochter auf der Jagd verunglückt sei. Während Eugenie und die Hofmeisterin sich in der Hafenstadt zur Abfahrt bereit machen, trifft ein Befehl des von der Hofpartei beschwatzten Königs ein, demzufolge die Hofmeisterin über Leben und Tod des Mädchens verfügen und sie auf alle Fälle unschädlich machen soll. Da findet die Hofmeisterin ein Mittel, Eugenien zu retten: die Heirat mit einem Bürgerlichen, durch die sie auf alle Rechte ihrer fürstlichen Abstammung verzichtet. So wird Eugenie vollkommen resignierend das Weib des wackern Gerichtsrats.

In diesem Verzicht lag für Goethen und seine Zeit das Tragische des Stücks, das deshalb die Bezeichnung „Trauerspiel" erhielt. Für uns, die wir bereits mehrmals legitime Prinzessinnen eine glückliche eheliche Verbindung mit Bürgerlichen eingehen sahen, ist der Fall durchaus nicht so hoffnungslos, um so weniger, als der Dichter uns über die einflußreiche Stellung, die Eugenie einzunehmen hoffte, ziemlich im Unklaren läßt. Auch lassen die hohen Personen, die uns vorgeführt werden, den Aufenthalt in diesen Kreisen keineswegs als ein beneidenswertes Los erscheinen, ja, bei unserer Kenntnis von dem über die aristokratische Gesellschaft später hereinbrechenden Schicksal, ist Eugeniens Untertauchen in die bürgerliche Sphäre weit eher geeignet, uns wenigstens über ihre fernere persönliche Sicherheit zu beruhigen. Die kühle Aufnahme, die das in Versen geschriebene Stück trotz seiner unbestreitbaren Schönheiten und seines Gedankenreichtums fand, nahm Goethen wohl den Mut, den geplanten zweiten und dritten Teil auszuführen.

Das nächste Jahr, 1802, brachte außer einem unerquick-

lichen Handel mit Kotzebue, einem nicht unbegabten aber charakterlosen Lustspieldichter, der, allerdings ohne Erfolg, Goethen und Schillern zu entzweien suchte, manches Angenehme, wozu ein Besuch Zelters und die Einweihung des neuerbauten Theaters in Lauchstädt mit Goethes prächtigem kleinen Festspiele „Was wir bringen" zu rechnen ist. Dagegen begannen die Zustände der Universität Jena den Dichter mit Besorgnis zu erfüllen. Hervorragende Gelehrte folgten dem Rufe nach anderen Akademien, Fichte mußte entlassen werden, die „Litteraturzeitung," deren Redaktion nach Halle überzusiedeln gedachte, ließ sich nur durch schnelles Eingreifen der Regierung in Jena festhalten. Sie wurde unter dem Titel „Jenaische Allgemeine Litteraturzeitung" fortgeführt. Schwieriger war es, für die abgegangenen Professoren Ersatz zu schaffen, doch auch dies gelang wider Erwarten, und so konnte man bereits im nächsten Jahre den Fortbestand der Universität als gesichert ansehen. In Goethes Hause trat auch ein Wechsel ein. Heinrich Meyer heiratete und wurde als Hausgenosse bald durch den Philologen Dr. Friedrich Wilhelm Riemer, den Hauslehrer des jungen August, ersetzt. Ein ständiger Gast im Goethehause wurde auch der junge Heinrich Voß, dessen köstliche Briefe neuerdings H. G. Gräf in ansprechender Form herausgegeben hat. (Univ.-Bibl. 3581—82.) Im Dezember 1803 kam ein seltsamer nicht gerade erfreulicher Besuch nach Weimar: Madame de Staël, die geistreiche Verfasserin der „Corinna." Sie machte gerade ihre berühmte Reise durch Deutschland, „interviewte" alle politischen und litterarischen Größen und forderte als Frau und Dichterin überall Huldigungen. Goethe suchte ihr anfangs auszuweichen, konnte sich aber doch schließlich dem Zauber ihrer Person nicht ganz entziehen. Am 18. Dezember starb Herder, der Goethen längst völlig fremd geworden war. Kurz vor seinem Tode hatte die Konfirmation von Goethes Sohn eine äußerliche Annäherung der beiden Männer herbeigeführt, aber der boshaft-hämische Ton, den Herder nie los zu werden vermochte, stieß Goethen innerlich zu tief ab, als daß er die alten Beziehungen hätte erneuern mögen.

Um diese Zeit trat bei Goethen die dichterische Produktion langsam hinter die kritisch-historische Beschäftigung mit Litteratur und Kunst zurück. Zahlreiche Recensionen in der „Jenaischen Litteraturzeitung" zeugen von seinem unverminderten Anteil an allen litterarischen Bestrebungen. Im Jahre 1803 erschien seine vollendet schöne Übersetzung der Selbstbiographie des Benvenuto Cellini zum erstenmal in vollständiger mit Anmerkungen versehener Ausgabe, ein wahrhaft monumentaler Beitrag zur Kunst- und Kulturgeschichte der Renaissance, der erst durch Goethes Arbeit dem deutschen Volke bekannt und zugänglich geworden ist. Dem Leben des florentiner Goldschmieds und Bildhauers schließt sich eine mit Heinrich Meyer gemeinsam bearbeitete Schrift über den deutschen Archäologen Winckelmann würdig an, nach Gervinus' Ausspruch die beste Charakteristik, die Goethe geliefert hat und deren Richtigkeit in allem Wesentlichen durch die neuere Forschung bestätigt worden ist. Durch seine Übersetzung des Diderotschen Dialogs „Rameaus Neffe" endlich machte Goethe die deutschen und, da das Original in Frankreich noch unbekannt war, auch die französischen Litteraturfreunde mit einem Werke vertraut, das zu den wichtigsten Urkunden zu zählen ist, die wir über das litterarische, philosophische und künstlerische Leben in Paris um die Mitte des vorigen Jahrhunderts besitzen.

Am 17. Mai 1804 gelangte unter unbeschreiblichem Beifall Schillers „Tell" zur Aufführung. Es war der letzte große Triumph, den der langsam dahinsiechende Dichter erleben sollte. Ein Jahr später, am 9. Mai 1805, starb er. Goethe war selbst leidend, als er die Nachricht vom Tode des Freundes, dem schwersten Schicksalsschlage, der ihn je getroffen, erhielt. Man wollte ihm das Schreckliche anfangs aus Schonung verheimlichen. Aber eine Ahnung schien ihm alles zu sagen. Der junge Voß berichtet über jenen Augenblick folgendes: „Am Morgen [Freitag, 10. Mai] sagt er zur Vulpius: „Nicht wahr, Schiller war gestern sehr krank?" Der Nachdruck, den er auf das „sehr" legt, wirkt so heftig auf jene, daß sie sich nicht

länger halten kann. Statt ihm zu antworten, fängt sie laut an zu schluchzen. „Er ist tot?“ fragt Goethe mit Festigkeit. „Sie haben es selbst ausgesprochen!“ antwortet sie. „Er ist tot,“ wiederholt Goethe noch einmal, wendet sich seitwärts, bedeckt die Augen mit den Händen und weint, ohne eine Silbe zu sagen.“ —

Nun war Goethe wieder so einsam, wie bei seiner Rückkehr aus Italien. Niemand vermochte den Freund, den einzigen, der ihn immer und ganz verstanden hatte, zu ersetzen. Was sie einander waren, läßt sich mit dürren Worten nicht ausdrücken, aus ihrem Briefwechsel aber geht es herrlich und deutlich genug hervor. Wie sich die beiden größten Geister und Denker aller Zeiten wunderbar ergänzten, hat der früh verstorbene Ästhetiker Karl Heinrich von Stein in seinem schönen Büchlein „Goethe und Schiller, Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker“ (Univ.-Bibl. Nr. 3090) darzustellen versucht und damit ein schätzenswertes Hilfsmittel zum tieferen Verständnis des Dioskurenpaares gegeben.

Goethe suchte Trost in der Arbeit. Er ging daran, Schillers unvollendet hinterlassenen „Demetrius“ zum Abschluß zu bringen. „Nun brannt' ich vor Begierde,“ so schreibt er selbst, „unsere Unterhaltung dem Tode zum Trotz fortzusetzen, seine Gedanken, Ansichten und Absichten bis ins einzelne zu bewahren und ein herkömmliches Zusammenarbeiten bei Redaktion eigener und fremder Stücke hier zum letztenmale auf ihrem höchsten Gipfel zu zeigen. Sein Verlust schien mir ersetzt, indem ich sein Dasein fortsetzte.“

Allein die innere Erregung ließ ihn nicht zum ruhigen Schaffen und der halb produktiven halb nachempfindenden Gedankenarbeit gelangen, die gerade dieses Werk erforderte. Mißmutig und traurig legte er das Fragment zur Seite. „Nun war ihm Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang ihm versagt.“

Vorübergehende Aufrichtung in diesem ersten schweren Kummer brachten die Besuche Jacobis und F. A. Wolfs. Von Lauch-

städt aus, wo am 10. August zur Totenfeier für den heimgegangenen Dichter dessen „Lied von der Glocke“ in scenischen Bildern mit einem herrlichen Epilog Goethes dargestellt worden war, begab sich dieser nach Halle. Hier wohnte er in Wolfs Hause und unterhielt einen regen Verkehr mit dem Doktor Gall, dem bekannten Begründer der Schädellehre, die als der „Gipfel der vergleichenden Anatomie“ von besonderem Interesse für Goethen sein mußte. Auch den Philosophen Schleiermacher lernte er bei dieser Gelegenheit kennen.

Nach längerem Aufenthalte in Halle unternahm unser Dichter in Gesellschaft des ebenso anregenden als jovialen Wolf eine Reise in den Harz. In Helmstedt, dessen Universität damals gerade in den letzten Zügen lag, wurde ein Original von europäischer Berühmtheit, Hofrat Beireis, „der letzte Adept,“ besucht. In seinem Hause lagen Kuriositäten aller Art aufgehäuft, unter denen Naturwunder und mechanische Spielereien den ersten Platz einnahmen. Beireis selbst, mehr Charlatan als Gelehrter, wanderte wie eine Gestalt aus längst verflossener Zeit unter den verstaubten Schätzen umher und ergötzte sich damit, seine Gäste durch allerlei geheimnisvolle Andeutungen über seine tiefe Kenntnis der Natur in Spannung zu halten. In der Nähe von Halberstadt lockte ein anderer sonderbarer Kauz die Reisenden zur Einkehr: der „tolle Hagen,“ ein halbverrückter Gutsbesitzer, der sich durch Grobheit und derbe Späße zum Schrecken der Gegend gemacht hatte. Für Goethen bedeutete die Bekanntschaft solcher Originale eine wertvolle Bereicherung seiner psychologischen Erfahrungen.

Inzwischen war es am politischen Himmel immer düsterer geworden. Während Goethe, abgeschlossen von der Außenwelt, an der Redaktion einer neuen Ausgabe seiner Werke für Cotta arbeitete, um, ähnlich wie zu Ende der achtziger Jahre, eine Epoche seines Lebens abzuschließen, kämpfte Preußen den hoffnungslosen Kampf gegen Bonaparte, der, selbst aus dem Schoße der Revolution hervorgegangen, berufen schien, die Völker Europas aufs neue unter das Joch der Tyrannei zu zwingen. Man

hat unserm Dichter den Vorwurf nicht erspart, als habe ihn die Not des weiteren Vaterlandes kalt gelassen. Demgegenüber müssen wir im Auge behalten, daß Goethe ein Kosmopolit im besten Sinne war, der das Wesen und die Bedeutung der Nationen nicht in ihrer politischen Stärke und Stellung, sondern in ihrem Besitz an geistigen Gütern sah, in Gütern, die weder Rost noch Motten fressen und die ihr weder Soldaten noch Diplomaten rauben können. Sein Auge war auf das Dauernde gerichtet, was hätte ihm die Politik, das wechselvollste und unbeständigste aller Dinge, zu bieten vermocht? Er hatte in seiner amtlichen Stellung häufig Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Getriebe der Staatskunst zu werfen und oft genug die unlautern Motive politischer Aktionen durchschaut. Wie hätte er, der Sohn einer freien Stadt mit republikanischer Regierungsform, er, der einem kleinen deutschen Fürsten alles verdankte, wider die Kleinstaaterei eifern und den Traum der deutschen Einheit träumen sollen? Ihm, den die Mannigfaltigkeit der Entwicklung in der Natur wie im Leben der Völker und Volksstämme entzückte, mußte die unorganische Vereinigung so vieler grundverschiedener Elemente zu einem einzigen Staatengebilde als unnatürlicher Zwang erscheinen. Unmöglich konnte er die Franzosen, deren Kultur er aufs höchste schätzte, als Erbfeinde hassen; wogen doch allein die Namen Rousseau und Voltaire alles auf, was die Nation je gesündigt hatte. In Napoleon begrüßte er das größte Genie der Zeit und vor allem den Wiederhersteller der Ordnung nach den Greueln der Revolution. Er konnte, so sagte er von sich selbst, eher eine Ungerechtigkeit als eine Unordnung ertragen. Und endlich: Goethe, der große Menschenkenner, war ein großer Verächter des Volkes als Masse. So liebevoll er dem Individuum gegenüberstand, so widerlich waren ihm die rohen Instinkte, die immer durchbrechen, sobald sich der Mensch mit seinesgleichen zu einem geschlossenen Ganzen vereinigt. Das Schicksal des einzelnen konnte den Dichter zu Thränen rühren, das Schicksal der Menge ließ ihn kalt.

Den Sommer 1806 hatte Goethe, in Weimar mit der „Farbenlehre," in Karlsbad mit geologischen Studien beschäftigt, ruhig verbracht. Am 14. Oktober wurde durch die Schlacht bei Jena die Vernichtung Preußens besiegelt. Versprengte Flüchtlinge kämpften in den Straßen Weimars gegen die sie verfolgenden Franzosen. Von den Höhen jenseits der Ilm drohten die Feuerschlünde der Kanonen; Kugeln flogen über und in die Stadt. In der Nähe des Schlosses gingen Häuser in Flammen auf; überall wurde geplündert. Am 15. traf Napoleon ein und genehmigte „aus Achtung für die Herzogin," die ihm mit Freimut und Entschlossenheit entgegengetreten war, das fernere Fortbestehen des Herzogtums Sachsen-Weimar. An diesem Tage schwebte unser Dichter in Lebensgefahr. Zwei angetrunkene französische Soldaten waren in seine Wohnung gedrungen, um zu plündern. Die energische Christiane warf sie, als sie in Goethes Arbeitszimmer einzutreten versuchten, ohne Umstände hinaus. Seitdem stand zur persönlichen Sicherheit des auch von den Franzosen geschätzten großen Mannes vor seinem Hause ein Doppelposten. Aus Dankbarkeit gegen die tapfere Geliebte und um in diesen Zeiten der allgemeinen Auflösung seine häuslichen Verhältnisse zu festigen, ließ sich Goethe am 19. Oktober mit der treuen Gefährtin kirchlich trauen.

Der Sturm ging vorüber, ohne den Dichter aus seiner echt philosophischen Ruhe aufgestört zu haben. Während rings um ihn her die Wogen der Politik emporschlugen, arbeitete er gelassen am endlichen Abschluß des ersten Teiles der Fausttragödie. So gab dasselbe Jahr, das unser Volk politisch vernichtete, ihm zugleich das herrlichste und gewaltigste Werk seiner Litteratur.

Wir haben gesehen, wie die Faustidee Goethen seit seiner Straßburger Zeit unablässig begleitete. Es ist, als habe er in jeder Lebensepoche die glücklichsten Stunden auf die Dichtung verwandt, die ihn zum ersten Dichter der Weltlitteratur gemacht hat. Die Quintessenz aller Philosophie und Poesie,

die Lebenserfahrungen, Hoffnungen und Enttäuschungen ganzer Generationen scheinen in diesem einen Drama zusammenzufließen.

Der Stoff, den Goethe bearbeitete, war alt und volkstümlich. Seit dem 16. Jahrhundert wandert die Gestalt des Doktor Faust durch die Litteratur, bald erscheint er als ernster Grübler, bald als Zauberer, der seinen Mitmenschen an Kenntnissen und Macht weit überlegen ist, bald als unersättlicher Genußmensch, der den Becher weltlicher Freuden bis auf die Neige leert. In dieser letzteren Eigenschaft ist Doktor Johannes Faust mit dem Don Juan der romanischen Völker nahe verwandt, wie denn auch beide, gleichsam als Folie, eine komische Figur — bei Faust ist es der Famulus Wagner — zur Seite haben. Alte Volksbücher „von Doktor Fausten, dem weitbeschreyten Schwarzkünstler" melden schon Züge und Scenen, denen wir in Goethes Dichtung wiederbegegnen: seltsame Beschwörungsformeln, „Höllenzwänge" genannt, waren als von Faust herrührend überall verbreitet. Der erste wirkliche Dichter, der sich an den Stoff wagte, dürfte Christoph Marlowe, ein Landsmann und Zeitgenosse Shakespeares, gewesen sein, dessen Schauspiel im Jahre 1604 zum erstenmale im Druck erschien. Auf Marlowes hochdramatisches Stück sind die zahllosen deutschen Puppenspiele von Doktor Faust zurückzuführen, die sich mündlich und schriftlich bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben, und in denen sich unschwer der erste Keim zu Goethes Dichtung erkennen läßt. Den dramatischen Grundgedanken: Fausts Pakt mit dem Teufel, die dadurch erlangten, meist materiellen, Vorteile und die endliche Verdammnis haben alle diese Stücke gemein. Später hat sich kaum ein Dichter von Bedeutung die Faustsage entgehen lassen. Lessing, Klinger, Schöne, Klingemann, Maler Müller, Grabbe, Chamisso, Heine, Lenau, Holtei, Bechstein und noch viele andere haben den dankbarsten aller poetischen Stoffe mit mehr oder weniger Glück bearbeitet. Aber die Krone der Faustdichtungen wird für alle Zeiten Goethes Tragödie bleiben.

Schon die dem Drama vorausgeschickte „Zueignung“ ist ein Gesang aus höheren Sphären, bei dessen Klängen sich die Pforten der Ewigkeit aufzuthun scheinen, während das Irdische langsam unter uns versinkt.

Zwei Vorspiele leiten das Stück ein. Das „Vorspiel auf dem Theater,“ in dem sich der Schauspieldirektor, die „lustige Person“ und der Dichter über die Mittel, den Beifall des Publikums zu erringen, unterhalten, weist darauf hin, daß „Faust“ nicht als Schauspiel im landläufigen Sinne aufzufassen sei und deshalb auch die unterhaltungsbedürftige Menge nicht befriedigen werde. Der innere Konflikt, in den Goethe in seiner doppelten Eigenschaft als Dichter und Leiter einer auf Kassenerfolge angewiesenen Bühne oft genug geraten sein mag, spricht sich in diesem Vorspiele trotz der humoristischen Einkleidung in erschütternder Weise aus.

Der „Prolog im Himmel“ dagegen, aus dem wir das innere Triebwerk des ganzen Stückes erkennen, bedeutet mehr als die orientierenden Zwiegespräche, die so vielen Dramen der indischen, altklassischen und spanischen Litteratur vorausgehen, er gehört schon zur Tragödie selbst. Der Herr und Mephistopheles, beide aus dramatischen Gründen durchaus vermenschlicht und, wie Loeper in seiner Fausteinleitung sich ausdrückt, gleich dem ganzen Stoffe „von den dogmatisch-moralischen Bestandteilen befreit,“ verhandeln über die Möglichkeit, Fausten vom rechten Wege abzulenken. Im Vertrauen auf dessen Streben nach den höchsten Zielen erlaubt der Herr dem Bösen, ihn in Versuchung zu führen, da er selbst in der anreizenden Thätigkeit des Teufels ein Mittel sieht, die Menschen vor Erschlaffung zu bewahren.

Wir sehen nun Fausten zu nächtlicher Stunde in seinem Studierzimmer. In der Einsamkeit des engen dumpfigen Raumes, in dem er so lange schon zur Erkenntnis der letzten Dinge durchzudringen versucht hat, empfindet er schmerzlich die Unzulänglichkeit aller menschlichen Wissenschaft. Er hat sich der Magie ergeben und sucht nun mit geheimnisvollen Mitteln den großen

Geheimnissen des Daseins und der Natur beizukommen. Mit Hilfe eines Zauberbuches citiert er den Erdgeist, der auf seinen Ruf auch erscheint, den bei seinem Anblick erbebenden Beschwörer aber mit höhnischen Worten in die Schranken des Irdischen zurückweist.

Faust, wieder allein, bricht verzweifelnd zusammen, er will sich mit ganzer Seele dem gewaltigen Eindruck des letzten Augenblickes hingeben, da erscheint sein Famulus Wagner, „ein trockner Schleicher" und der typische Vertreter der auf äußere Erfolge gerichteten dürren Schulgelehrsamkeit. Widerwillig und mit bittrer Ironie beantwortet der Meister die langweiligen Reden des selbstgefälligen Philisters und entläßt ihn endlich mit dem Hinweis auf die vorgerückte Nachtstunde. Dann packt ihn die Verzweiflung über seine Machtlosigkeit der Geisterwelt gegenüber von neuem, und er beschließt, freiwillig seinem hoffnungslosen Leben ein Ziel zu setzen. Er füllt den ererbten Prachtpokal, einst das Glanzstück froher Feste, mit Gift und setzt ihn an die Lippen. Da tönt der Klang der Osterglocken an sein Ohr; himmlische Chöre verkünden die Auferstehung des Herrn. Die Erinnerung an die Jugendzeit, da er diese Botschaft gläubig vernommen, macht ihn in seinem Vorsatze wankend und giebt ihn dem Leben zurück.

Am Nachmittag des ersten Ostertages begleitet Wagner den Meister auf einem Spaziergange. Die Volksscenen dieses Auftritts sind wahre Perlen anschaulicher Darstellung; man glaubt die Gestalten der aus dem Stadtthore ziehenden Städter und der unter der Linde tanzenden Bauern mit Augen zu sehen, ebenso wie sich die von einem Flusse durchschlängelte, von geputzten Spaziergängern belebte Frühlingslandschaft, die wir aus Fausts Schilderung kennen lernen, bis in die fernsten Fernen vor uns auszubreiten scheint.

Durch den Spaziergang beruhigt, kehrt Faust in sein Studierzimmer zurück und versucht in seiner Osterstimmung das ihm seit seiner Jugend teure Neue Testament „in sein geliebtes Deutsch zu übertragen." Bei dieser Arbeit stört ihn ein

Pudel, den er als herrenlos vom Felde mitgebracht und in sein Haus aufgenommen hat. Zu seinem Entsetzen wächst das Tier ins Ungeheure; Faust erkennt in ihm ein dämonisches Wesen und beschwört es mit alten kräftigen Zaubersprüchen, so daß es in Nebel zerfließt, aus dem Mephistopheles, als fahrender Schüler gekleidet, hervortritt. Mephisto muß ihm Rechenschaft von seinem teuflischen Streben ablegen, er kann nicht entweichen, weil ihm das geheimnisvolle Zauberzeichen des Pentagramms auf der Thürschwelle den Weg abschneidet. Er befreit sich aber, indem er durch einen Geisterchor Fausten in den Schlaf singen und durch eine Ratte das Pentagramm abnagen läßt.

Der Böse kehrt, mit prächtigen Kleidern angethan, zu Fausten zurück und bietet sich ihm als Diener und Führer durch die Freuden des Lebens an, die er ihm als das einzige Heilmittel gegen seinen Gram empfiehlt. Faust geht auf diesen Vorschlag Mephistos ein und verschreibt sich ihm für den Fall, daß es diesem ein einzigmal gelinge, ihm wirkliche Befriedigung zu verschaffen. Während sich Faust zur Reise umkleidet, legt Mephisto Talar und Barett an, um in des Doktors Maske einen aufwartenden Schüler über den Wert der Wissenschaft aufzuklären und ihm mit unvergleichlicher Ironie für jedes Fach praktische Lehren zu erteilen, die der Scholar treuherzig und dankbar aufnimmt. Dieser verabschiedet sich, Faust kommt reisefertig zurück, worauf ihn und Mephisto ein Zaubermantel von dannen trägt.

In Auerbachs Keller zu Leipzig finden wir beide wieder. Sie sind in eine lustige Kneipgesellschaft geraten, die sich mit derben Späßen und Liedern unterhält. Mephisto geht auf die Anzüglichkeiten der Kumpane ein, giebt ein Lied zum Besten und zaubert aus dem angebohrten Tische Wein, der ihnen den Rest der Besinnung raubt. Faust und Mephisto verlassen, auf einem Fasse reitend, den Keller.

Inmitten des tollen Lärmes einer Hexenküche erblickt Faust im Spiegel das Bild eines schönen Weibes, in das er sich, da ihm die Hexe einen Zaubertrank gegeben hat, sogleich verliebt. Es ist das Bild Margaretens, eines Bürgermädchens, das er

in der nächsten Scene leibhaftig trifft, gerade als es aus dem Dome nach Hause geht. Margarete schlägt seine Begleitung ab, obgleich der vermeintliche Kavalier Eindruck auf sie gemacht hat. Während ihrer Abwesenheit führt Mephisto den verliebten Faust in ihr Stübchen und läßt, um ihr unschuldiges Herz zu bestricken, ein Kästchen mit kostbarem Schmuck zurück, den das Mädchen nach ihrer Heimkehr findet und vor dem Spiegel mit kindlicher Selbstgefälligkeit anlegt. Als aber die Mutter den Schatz der Kirche weiht, muß Mephisto einen neuen beschaffen, den Margarete zur Nachbarin Marthe Schwertlein hinüberträgt, um sich dort ungestört seines Besitzes zu freuen. Hier, im Garten der alten Kupplerin, vermittelt der Böse ein Zusammentreffen Fausts und Margaretens, bei dem sie sich ihre Liebe gestehen.

Diese große neue Empfindung erschließt Fausts Auge für die Größe und Herrlichkeit der Natur; was er in jener Osternacht so heiß ersehnt hat, ist ihm jetzt zu teil geworden. Aber während er neu aufzuleben scheint, fühlt sich Margarete immer mehr bedrückt: sie wittert instinktiv in dem Begleiter ihres Geliebten den Teufel. Faust weiß sie zu beruhigen, seine Macht über sie ist so groß geworden, daß sie ihm nichts mehr versagt.

Aber die böse That muß Böses zeugen. Margaretens Mutter erliegt dem Schlummertranke, den ihr die Tochter zu geben pflegte, um den Geliebten unbemerkt einlassen zu können.

Ihr Bruder Valentin, ein braver Soldat, wird von Fausten unter Mephistos Beihilfe erstochen, als er die beiden zur Nachtzeit vor der Schwester Haus findet und zur Rede stellt. Margarete wird von dem Sterbenden verflucht. Auch Fausten packt jetzt Reue; um ihn zu erheitern, nimmt ihn Mephisto mit auf den Blocksberg, wo gerade die Walpurgisnacht gefeiert wird. Dort erscheint ihm Margarete als Vision: die Kindesmörderin trägt am Halse die Spur des Henkerschwertes. Faust, von fürchterlichen Qualen gepeinigt, bestimmt seinen Begleiter, ihn so schnell als möglich zu ihr zu bringen, damit er die im Kerker Schmachtende befreien und entführen könne.

Er dringt in den Kerker ein und löst die Ketten. Aber die Mörderin, halb wahnsinnig vor Schmerz und Angst, erkennt ihn anfangs nicht und weigert sich dann, besonders da sie an der Thüre den zur Eile mahnenden Mephisto sieht, ihm zu folgen. Freiwillig will sie ihre That mit dem Tode sühnen. Mephisto höhnt: „sie ist gerichtet!", aber eine himmlische Stimme verkündet: „Ist gerettet!" Faust wird von dem Bösen fortgerissen und muß die schwere Last der Schuld und Reue weitertragen. So schließt der Tragödie erster Teil.

Man wird nicht fehl gehen, wenn man in der Gestalt des Doktor Faust den Dichter selbst zu erkennen glaubt, der ja auch in der Ergründung der nach einheitlichen Prinzipien schaffenden Natur die höchste Aufgabe seines Erdenlebens erkannte. Einzelne Züge sind ohne Frage von Herdern entlehnt, von dem wir wissen, daß ihn skeptische Reflexion um jede Freude der Erkenntnis brachte. Seinem ganzen Wesen nach ist Faust trotz einer gewissen äußeren Ähnlichkeit mit dem Franzosen Nostradamus und dem Schweizer Paracelsus, berühmten Forschern der Reformationszeit, das Urbild des genialen deutschen Gelehrten. Ihm hat Goethe in Mephistopheles einen durchaus romanischen Charakter gegenübergestellt, dessen zersetzender Esprit, selbst wenn man das Teuflische seiner Natur in Abzug bringt, vor dem Erhabensten nicht zurückschreckt. Unzweifelhaft hat der geistvolle Spötter Merck, einst das ästhetische Gewissen des jungen Goethe, zu der Figur des Mephistopheles Modell gestanden. Margarete endlich dürfte auf Friederike Brion zurückzuführen sein, wenn schon der Name auf die erste Jugendliebe des Dichters hinweist. Ohne Frage ist sie die zarteste und rührendste Frauengestalt, die er geschaffen; für das gesamte Ausland ist sie mit all ihren charakteristischen Zügen, mit ihrer kindlichen Unschuld, Frömmigkeit, Häuslichkeit und hingebenden Liebe, zum unumstößlichen Typus des deutschen Weibes überhaupt geworden.

Fragt man nach dem lokalen Hintergrunde des „Faust," so möchte ich auf Frankfurt verweisen. Jedenfalls läßt sich im

Schauplatze des Osterspaziergangs die Mainlandschaft erkennen, die des Dichters Vaterstadt so reizvoll umgiebt. Volksscenen, wie den Schäfertanz unter der Linde, dürfte er am Pfingstbrünnchen vor dem Allerheiligenthore oft genug beobachtet haben.

Was das vollendete Drama im Gegensatze zu dem 1790 veröffentlichten Faustfragment mit einem Schlage so volkstümlich machte, war der Umstand, daß in diesem Werke zum erstenmale alle Saiten des menschlichen Empfindens angeschlagen wurden, und daß es das geistige Leben und Streben in jeder Form, vom kritiklosen Glauben an die ererbten Überlieferungen bis zu den kühnsten Schlüssen hypermoderner Forschung, umfaßt. Neben den uralten mythologischen Vorstellungen, wie sie seit Jahrtausenden in der Volksseele leben, finden wir Gedanken, wie sie nur der Dichter aussprechen konnte, der den Werdegang des ganzen Menschengeschlechts überschaute und zugleich die geistigen Revolutionen und Errungenschaften einer kommenden Zeit mit prophetischem Blick voraussah. Wenn Dantes „Göttliche Komödie“ (Univ.-Bibl. Nr. 796—800) die man so oft mit Goethes „Faust“ verglichen hat, die enge Welt der mittelalterlichen Wissenschaft umfaßt, so umspannt der „Faust“ den ganzen Kosmos bis zu den fernsten Sternen.

Aus diesem Grunde ist die Tragödie auch kein Theaterstück im gewöhnlichen Sinne. Die meisten Scenen haben einen durchaus lyrischen oder rhapsodischen Charakter, sie wirken stärker durch den Gehalt des Wortes als durch ihren dramatischen Inhalt. Die Verskunst, wie sie im „Faust“ zu Tage tritt, ist weder von Goethen noch von einem andern Dichter der Weltlitteratur je wieder in dieser Vollendung erreicht worden. Hier hat sich die deutsche Sprache als ein Instrument von ungeahnter Modulationsfähigkeit erwiesen. „Faust“ gehört unzweifelhaft zu den Dramen, die einer Darstellung auf der Bühne nicht bedürfen, so wichtig eine wirklich gute Aufführung für das Verständnis einzelner Stellen auch sein mag. Goethe selbst hat bei der Arbeit am „Faust“ wohl kaum an das Theater gedacht, doch entschloß er sich noch im hohen Alter dazu, die

am 29. August 1829 in Weimar erfolgte Aufführung, der bereits im Jahre 1820 eine durch den Fürsten Radziwill in Berlin angeregte Dilettantenvorstellung und am 18. Januar 1829 eine Aufführung in Braunschweig vorausgegangen waren, selbst zu leiten. Die technischen Schwierigkeiten, die das Stück der Darstellung auf dem Theater bietet, sind in neuerer Zeit durch mehr oder minder glückliche Bühnenbearbeitungen eingeschränkt worden.

Zum vollen Genusse des Stücks wird aber nur der Leser gelangen, der die unvergleichlichen Schönheiten der Dichtung auf sich wirken läßt, ohne hinter jedem Worte ein sorgsam verhülltes Geheimnis zu suchen. Goethe selbst hat vor solchem Deuten und Deuteln schon gewarnt. „Die Deutschen,“ sagte er zu Eckermann, „machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Da kommen sie und fragen, welche Ideen ich in meinem Faust zu verkörpern gesucht. Als ob ich das selbst wüßte und aussprechen könnte!“

6. Spätzeit, Greisenalter und Ausgang.

(1807—1832.)

Mit dem Jahre 1806 ging für den Dichter eine Epoche zu Ende, deren Abschluß, wie wir gesehen haben, sich auch äußerlich durch die Veranstaltung einer bei Cotta erschienenen Neuausgabe seiner Werke kenntlich machte. Nicht ohne Kummer und Leiden in mancherlei Gestalt vollzog sich für ihn der Übergang zum Herbste des Lebens. Der Groll, mit dem Napoleon den Herzog wegen seiner Anhänglichkeit an Preußen verfolgte, und der den Fortbestand des Herzogtums für eine Zeitlang in Frage stellte, weckte auch Goethen aus seiner beschaulichen Ruhe auf. Falk erzählt, wie die französische Anmaßung dem Dichter Thränen der Entrüstung ausgepreßt, und wie er sich das Schrecklichste, das die Zukunft hätte bringen können, mit grellen Farben ausgemalt habe. „Ich will ums Brot singen,“ so rief er damals, „ich will ein Bänkelsänger werden und unser Unglück

in Liedern verfassen, ich will in alle Dörfer und alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist; die Schande der Deutschen will ich besingen, und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden und damit meinem Herrn wieder auf den Thron herauf und euch von dem euren heruntersingen!“

Mehr und mehr lichtete sich der Kreis, der einst Weimar zu dem gemacht hatte, was es geworden war und für alle Zeiten sein wird: das Mekka des gebildeten Deutschlands. Am 10. April 1807 starb die Herzogin Anna Amalia, wenige Monate später ihre verständnisvolle Hofdame und Freundin Louise von Göchhausen.

Am 23. April stellte sich im Hause am Frauenplan ein seltsamer Besuch ein: Bettina Brentano, die am 4. April 1785 geborene Tochter von Goethes Jugendliebe Maximiliane, geb. Laroche. Das leidenschaftlich-schwärmerische Mädchen, dessen Neigung der alternde Dichter freundlich-nachsichtig aufnahm, aber wohl nie recht erwiderte, sollte seine begeistertste Prophetin werden. Ihr lebhafter ungebändigter Geist, dem poetischer Schwung und ein Übermaß von Phantasie nicht abzusprechen sind, war durchaus das Widerspiel des seinigen. Dennoch konnte er sich ihren persönlichen und brieflichen Annäherungen nicht ganz entziehen, bis die rücksichtslose Behandlung, die die stürmische Verehrerin des Dichters dessen Gattin angedeihen ließ, Goethes Langmut ein Ende machte. Bettina selbst hat ihrem Verkehre in dem drei Jahre nach Goethes Tode erschienenen vielgelesenen Buche „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ (Univ.-Bibl. Nr. 2691—95) ein Denkmal gesetzt, dessen Wert durch die Thatsache, daß es sich hierbei um eine freie Bearbeitung der Korrespondenz handelt, kaum beeinträchtigt wird. Ein wunderliches Schauspiel: die beweglichste und begabteste Gestalt der romantischen Epoche tändelt mit dem kühl-gemessenen, klassisch-strengen Olympier. Es war das erste Mal, daß mit der Person des Dichters ein Kult getrieben, daß Goethen, dem Menschen nahezu göttliche Verehrung gezollt wurde, wennschon Bettinas Briefe

selbst nach Inhalt und Ausdruck keineswegs vom Vorwurfe einer gewissen Launenhaftigkeit und Anmaßung freizusprechen sind.

In Karlsbad, wo ihn vor allem die Geologie wieder lebhaft beschäftigte, machte Goethe diesmal eine neue Bekanntschaft von dauernder Bedeutung, die des französischen Diplomaten Grafen Reinhard, in dem er einen treuen Freund und begeisterten Verfechter seiner naturwissenschaftlichen Theorien gewann. Herbe Schicksalsschläge hatten Reinhards Gesundheit untergraben und ihn zu einer Erholungsreise nach Karlsbad veranlaßt, wo er sich um so mehr an Goethen anschloß, „als er, Repräsentant einer Nation, die im Augenblick so vielen Menschen wehe that, von der übrigen geselligen Welt nicht wohlwollend angesehen werden konnte.“ Nach seiner Rückkehr aus dem Bade wurde Goethe mit einem Ständchen überrascht, das ihm die musikalischen Mitglieder seiner Theatertruppe darbrachten. Dieses an sich geringfügige Ereignis weckte bei unserm Dichter ein gesteigertes Interesse für die Musik, die von nun an eine bevorzugte Stelle in seinen künstlerischen Neigungen einnahm. Was Zelter für Berlin zu Wege brachte, that Goethe jetzt für das kleine Weimar: er gründete einen „Singverein“ oder, wie er ihn häufig zu nennen pflegte, eine „freiwillige Hauskapelle.“ Viele seiner Gelegenheits- und Gesellschaftslieder verdanken diesen musikalischen Bestrebungen ihre Entstehung. Und seltsam! Mit den Jungen wurde der alternde Dichter wieder jung, so jung, daß eine neue Liebe sein Herz gefangen nahm, der Herman Grimm allerdings wohl nicht mit Unrecht die von den meisten Biographen angenommene glühende Leidenschaft abgesprochen hat. Im Hause des Goethen längst befreundeten Buchhändlers Frommann zu Jena trat dem Dichter dessen zur reizenden Jungfrau herangeblühte Pflegetochter Minna Herzlieb entgegen, ein zartes sylphidenhaftes Mädchen mit träumerischen dunklen Augen, dessen schwacher Körper schon die ersten Anzeichen eines Leidens verriet, das später in unheilbaren Wahnsinn ausarten sollte, von dem ihr erst im Jahre 1855 der Tod Erlösung brachte. Im Frommannschen Freundeskreise, dem auch der son-

derbare Schwärmer Zacharias Werner, der Verfasser der bekannten Schauspiele „Der 24. Februar“ (Univ.-Bibl. Nr. 107) und „Martin Luther“ (Univ.-Bibl. Nr. 210) eine Zeitlang angehörte, begeisterte man sich damals gerade an Petrarcas Sonetten, die Goethen veranlaßten, sich auch seinerseits in dieser einst von ihm durchaus verworfenen Kunstform zu versuchen. Minna Herzlieb wurde seine Laura, der er allerdings später in der Gestalt der reizenden Ottilie seiner „Wahlverwandtschaften“ ein würdigeres Denkmal setzen sollte, als in den etwas schwächlichen und keineswegs formvollendeten Sonetten jener ersten Zeit ihrer Bekanntschaft.

Auch in der Titelheldin der „Pandora“ oder, wie das nur Fragment gebliebene Festspiel ursprünglich hieß: „Pandoras Wiederkunft,“ will man Züge von Minna Herzlieb erkannt haben. Dieses Stück, das ich das am schwersten verständliche Werk des Dichters nennen möchte, hat seit seinem Erscheinen die widersprechendsten Deutungsversuche erfahren. Nicht alle Leser waren so aufrichtig wie Frau von Stein, die offen eingestand, daß sie nur einzelne Teile genießbar gefunden hätte. Unter den neueren Erklärern der „Pandora“ dürfte Wilamowitz-Möllendorff Goethes Absicht am meisten gerecht werden, wenn er sagt: „Auch für ihn macht 1806 Epoche. In den beiden Vorspielen, dem für das Weimarer Theater und Pandoras Wiederkunft, hat er, noch in den alten Formen dichtend, das neue Leben, das nach dem Zusammenbruche und der Rückkehr des Friedens beginnen sollte, einleiten wollen . . . Pandora weist auf die Arbeit an den Gütern, die nicht verloren sind, weil sie unverlierbar sind. Freilich rascher und lauter schlägt unser Herz den Männern der That entgegen, die die Bande abzuschütteln, die Ketten zu brechen, die Freiheit mit dem Blute zu erkaufen sich rüsteten. Aber nur unbillige Kurzsichtigkeit kann das von dem sechzigjährigen Weisen verlangen. Er bewies sich auch hier als der Lehrer seines Volkes, indem er den Verlust menschlich und männlich übernahm und den Weg in Regionen wies, wo das Gegenwärtige, Momentane, Räumlichbeschränkte

verblaßt und verschwindet vor dem Ewigen. Das Priestertum von Kunst und Wissenschaft gehört nur äußerlich in ein Reich, das ein Napoleon zerschlagen und ein Franz aufgeben kann ... In einem zertrümmerten Staate, von dem er sich mit bewußtem Widerwillen abwandte, hat einst Platon seine Akademie gegründet, auch ein Reich, das nicht von dieser Welt war. In die Trümmer des deutschen Reiches führt Goethe die Lade Pandoras herab ... Sie birgt Kunst und Wissenschaft." Pandora ist gleichsam das verkörperte göttliche Ideal, das zu den Menschen hinabsteigt und je nach ihrem Wesen verschieden aufgenommen wird. Prometheus, der Repräsentant des aktiven menschlichen Strebens — der Held jenes Goethischen Stückes vom Jahre 1774 — weist sie von sich, sein Bruder Epimetheus, der Vertreter des ziellos schweifenden Denkens, nimmt sie auf. In formeller Hinsicht gehört das Fragment zu den herrlichsten Arbeiten des Dichters.

In das Jahr 1807 fällt auch der Anfang von „Wilhelm Meisters Wanderjahren," eines Romanes oder richtiger eines Cyklus von locker verbundenen Novellen und novellistisch gehaltenen, mit epischer Breite erzählten Episoden, der als Fortsetzung der „Lehrjahre" gedacht war, aber erst wesentlich später seinen Abschluß fand. Der Plan zu einem neuen Werke, dem nach mancherlei Richtungen hin so hochbedeutenden Romane „Die Wahlverwandtschaften," trat in den Vordergrund von Goethes Interesse und heischte gebieterisch die schnelle Ausführung, die dem Buche den Stempel der einheitlichen Fassung so deutlich erkennbar aufgedrückt hat. Es ist bezeichnend, daß die Arbeit an diesem Romane gerade in eine Zeit fällt, da der Dichter sich lebhafter als je mit naturwissenschaftlichen Studien beschäftigte. So sind denn die „Wahlverwandtschaften" wie kein anderes von Goethes Werken mit naturwissenschaftlichem Geiste getränkt, sie sind ein neuer kühner Versuch, die Einheitlichkeit der Schöpfung in ihren letzten Konsequenzen darzustellen und zu beweisen. Wir werden später sehen, wie der Dichter zu Werke geht, um die Gültigkeit eines chemischen Gesetzes auch für die

physische und moralische Entwicklung des Menschen darzuthun.

Karlsbad, wohin sich Goethe, kurz nachdem sein Sohn August zur Universität Heidelberg abgegangen war, im Mai 1808 wiederum begab, scheint wesentliche Elemente zu dem Romane beigesteuert zu haben. Das vielbesuchte Weltbad mit seinem etwas leichtfertigen Leben war für Motive und Typen die beste Fundgrube. Aber der Dichter tauchte längst nicht mehr, wie in früheren Jahren, in dieser heiteren Geselligkeit unter, haushälterisch benutzte er die Zeit zu geologischen Exkursionen, zeichnerischen Übungen und zur letzten Ausgestaltung seiner „Farbenlehre.“ Bekannten aus vergangenen Tagen vermochte er sich freilich nicht völlig zu entziehen, wir sehen ihn diesmal in gelegentlichem Verkehre mit der Herzogin von Kurland, ihrer Schwester Frau von der Recke und dem Maler Bury römischen Angedenkens. Von neuen Bekanntschaften verdient der Dichter Tiedge hervorgehoben zu werden, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und vielfach als der geistige Erbe Schillers angesehen wurde.

Bei seiner Rückkehr aus Karlsbad — für die Weimarer Freunde stets ein Fest — traf Goethen die niederschmetternde Nachricht vom Tode der Mutter, die am 13. September mit christlichem Gottvertrauen und antiker Heiterkeit gestorben war. Unter den Kränzen und Guirlanden seines festlich geschmückten Hauses machte man ihm von dem Geschehenen Mitteilung. „Er war ganz hin,“ berichtet sein Schwager Vulpius an August nach Heidelberg.

Wie immer trug er auch diesen Verlust ohne laute Klage; die Betrachtung einer Sammlung von Abgüssen griechischer Münzen und einer Mappe Lithographien nach Dürerschen Handzeichnungen half ihm über die schlimmsten Tage hinweg. Die Versenkung in die unvergängliche Schönheit war sein stets bewährtes Mittel gegen seelische Leiden. Der Strudel der Weltereignisse riß ihn bald aus seiner ernsten Beschaulichkeit empor. Am 29. September berief ihn der Herzog nach Erfurt, wo

Napoleon über die Fürsten Europas Revue abhielt. Unter Kaisern und Königen durfte der Herrscher nicht fehlen, dessen Reich nicht von dieser Welt war. Am 2. Oktober um 11 Uhr vormittags wurde Goethe zum Kaiser Napoleon gerufen. Der Imperator, dem jede Minute kostbar war, empfing ihn in Gegenwart von Talleyrand und Daru am Frühstückstisch. Er maß den Eintretenden mit einem langen Blicke, ehe er die denkwürdigen Worte: „Vous êtes un homme!“ an ihn richtete. Sodann fragte er, ob Goethe Trauerspiele gedichtet habe. Jetzt nahm Daru das Wort, ein großer Freund und Kenner der Litteratur und als Herausgeber des Horaz von anerkannter Bedeutung. Er berichtete dem Kaiser über Goethes litterarische Thätigkeit mit gönnerhaftem Wohlwollen und vergaß nicht hervorzuheben, daß er auch Voltaires „Mahomet“ ins Deutsche übertragen habe. Diese Bemerkung brachte die Unterhaltung in Fluß; Napoleon, ein scharfer Kritiker des französischen Dramas, wies dem Dichter die Fehler des Voltaireschen Stückes mit überraschendem Scharfsinn nach. Von Goethes Werken hatte er nur den „Werther“ gelesen, bei dem er jenen Fehler rügte, dessen ich im dritten Abschnitte gedacht habe. Am 6. Oktober, bei Gelegenheit eines dem Kaiser zu Ehren in Weimar veranstalteten Festes, stand Goethe zum zweitenmal Napoleon gegenüber, diesmal zusammen mit Wieland. Der Kaiser lud ihn ein, nach Paris zu kommen und empfahl ihm den Tod Cäsars als würdigen dramatischen Vorwurf und zwar in derselben Auffassung des Stoffes, die Goethe einst selbst dem in Straßburg geplanten Drama zu geben beabsichtigt hatte. Der geniale Mensch, der im Kampfe mit der blöden Menge unterliegt — das war ein Gegenstand, der den beiden größten Genies ihrer Zeit vor allen anderen bearbeitenswert erscheinen mußte. Wenige Tage später wurde den Dichtern der Orden der Ehrenlegion verliehen, eine Auszeichnung, die Goethe wie alle Anerkennungen ähnlicher Art mit herzlicher Freude, aber ohne ihren Wert zu überschätzen, aufnahm. Leider brachten ihm die letzten Monate des an Ereignissen so reichen Jahres

noch allerlei Unliebsames in der Theaterleitung. Die schöne und talentvolle Karoline Jagemann, die einflußreiche Freundin des Herzogs, der sie im folgenden Jahre zu einer Frau von Heygendorff erhob, benutzte ihre Ausnahmestellung, um hinter Goethes Rücken selbständig in die Theaterangelegenheiten einzugreifen, Rollenbesetzungen nach ihrem Willen durchzusetzen und gegen andere Mitglieder der Bühne zu intriguieren. Als am 5. November die Aufführung einer Oper wegen Erkrankung eines Tenoristen auszufallen drohte, erzwang sie mit Übergehung Goethes die Bestrafung und Entlassung des Sängers. Der Dichter, der als Intendant die volle Verantwortung trug, verlangte naturgemäß auch das ihm zukommende Maß von Selbständigkeit und setzte alles daran, um seine Souveränität zu wahren. Nach lebhaftem, zum Teil in scharfen Worten gehaltenen Meinungsaustausche mit dem Herzoge, bei dem letzterer unter anderem äußerte, er wolle mit Goethen nur zu schaffen haben, „wenn er sich in ein vernünftiges, natürliches und den hergebrachten Dienstgewohnheiten anpassendes Arrangement fügen" wolle, legte ihm Karl August den Entwurf einer neuen Theaterordnung vor, die seine Rechte als Intendant so sehr beschränkte, daß er um seine Entlassung bat. Die Freunde legten sich ins Mittel, um so eifriger, als bereits ein Teil der deutschen Tagespresse die Angelegenheit besprach und für den Dichter Partei ergriff. Goethe rückte mit einem Gegenentwurf heraus, von dessen Annahme er sein Bleiben abhängig machte. Die Sache spitzte sich immer mehr zu; da geschah etwas Unerwartetes: die kluge Herzogin Louise trat als Vermittlerin zwischen ihren Gemahl und dessen alten Freund. Man machte Goethen die weitesten Konzessionen, und so erklärte er sich endlich bereit, die Direktion weiterzuführen. Daß die Angelegenheit nur vorläufig beigelegt, keineswegs aber aus der Welt geschafft war, werden wir später sehen.

Reicher als das vorhergehende und „schöner Resultate wegen lieb und teuer" war für Goethen das Jahr 1809. Noch einmal schien dem alternden Dichter die Arbeitslust und -kraft der

Jugend wiedergegeben zu sein. Mit unermüdlichem Eifer nahm er seine organisatorische Thätigkeit wieder auf, widmete den Instituten der Universität Jena, wie der Neueinrichtung der herzoglichen Bibliothek zu Weimar die gleiche Sorgfalt und wandte dem Theater, das „nach überstandenen leichten Stürmen ruhig seinen Gang ging," erneute Aufmerksamkeit zu. Daneben beschäftigte ihn das Studium der nordischen Litteraturen und Sprachaltertümer; ein zweiter Wiederentdecker der „Nibelungen," las er diese Dichtung in der Mittwochsgesellschaft vor, indem er die Verse sogleich aus der Ursprache ins Neuhochdeutsche übertrug und so gleichsam aus dem Stegreife nachdichtete. Wie in den ersten Jahren seines Aufenthaltes in Weimar suchte er auch jetzt wieder die Geselligkeit zu beleben und zu veredeln: jedes freudige Ereignis bei Hofe wurde von nun an durch stilvoll arrangierte „Maskenzüge" verherrlicht, zu denen Goethe die Texte selbst dichtete. Auch selbständige Gedichte entstanden jetzt wieder zahlreicher, unter ihnen die Ballade „Johanna Sebus," ein Seitenstück zu Bürgers „Lied vom braven Mann." Das Hauptresultat des Jahres 1809 bildete der Abschluß der „Wahlverwandtschaften." Von diesem Romane hat der Dichter gesagt, „es sei kein Strich darin, den er nicht selbst erlebt hätte, freilich auch keiner so, wie er erlebt worden." Der Plan zu dieser Arbeit scheint bereits im Jahre 1807 entworfen zu sein. Ursprünglich beabsichtigte Goethe, den Gegenstand zu einer kleinen Novelle zu benutzen, an Umfang und Ausführung denen ähnlich, die er in den „Wanderjahren" später vereinigte, allein „der Stoff war allzu bedeutend und zu tief in ihm gewurzelt, als daß er ihn auf eine so leichte Weise hätte beseitigen können." Während des Karlsbader Aufenthaltes in den Jahren 1808 und 1809 dürfte er den größten Teil des Romans niedergeschrieben haben; als den Tag der Vollendung bezeichnet er selbst den 3. Oktober 1809.

Wie schon bemerkt, macht der Dichter in diesem Werke den Versuch, die Beziehungen der Menschen zu einander als unabhängig von ihrem Willen darzustellen und auf ein, den

Chemikern längst bekanntes Naturgesetz zurückzuführen. Wie in der Natur gewisse Stoffe eine innige Verbindung miteinander einzugehen suchen, und zu diesem Zwecke die ihnen aufgezwungene Vereinigung mit anderen Stoffen lösen, so folgen auch die Menschen, allen menschlichen Satzungen und Vernunftgründen zum Trotz, gewissen natürlichen Trieben, um die Ziele zu erreichen, die ihnen die Natur bestimmt hat.

Baron Eduard und seine Jugendgeliebte Charlotte haben sich, er als Witwer, sie als Witwe, in vorgerückteren Jahren geheiratet und leben, ohne sich gerade glühend zu lieben, in einer behaglichen durch keine Sorgen getrübten Ehe auf ihrer ländlichen Besitzung, deren Verwaltung und Verschönerung ihre Tage ausfüllt. Dieses mehr auf Freundschaft beruhende Verhältnis erfährt eine Trübung, sobald Eduards Freund, der Hauptmann, und bald nach ihm Charlottens zarte Pflegetochter Ottilie im Schlosse einziehen. Die „Wahlverwandtschaft" der zu einander gehörigen Naturen macht sich geltend: Eduard empfindet Liebe für Ottilien, Charlotte für den Hauptmann. Die wechselseitigen Neigungen wachsen bei allen vier Menschen von Tag zu Tag und verraten sich bei jeder Gelegenheit. Namentlich ist es Eduard, der aus seinen Gefühlen für Ottilien kein Hehl macht und sie mit Aufmerksamkeiten überschüttet. Zarter und diskreter ist der Hauptmann, er ist auch der erste unter den vieren, der sich zur Entsagung entschließt. Eduard will sich, um Ottilien heiraten zu können, von Charlotten scheiden lassen, diese aber weigert sich, in die Trennung ihrer Ehe einzuwilligen, da sie ein Kind erwartet, das, wie sie glaubt, ihren Bund mit Eduard aufs neue festigen werde. Eduard entfernt sich, nachdem er Charlotten die Weisung gegeben, das Mädchen um jeden Preis bei sich zu behalten, verzweiflungsvoll aus dem Schlosse und zieht in den Krieg. Das Kind wird geboren — aber es besitzt Ottiliens schwarze Augen und die Züge des Hauptmanns, ist also die unverkennbare Frucht eines doppelten geistigen Ehebruchs. Ottiliens stille Hoffnung auf die Scheidung der Gatten erlischt: Charlotte erwartet, daß Eduard,

der aus dem Felde zurückgekehrt ist und ein Landgut in der Nähe des Schlosses bewohnt, sich ihr wieder zuwenden werde. Allein Eduards Liebe zu Ottilien wächst mit dem Widerstande, dem seine Absichten bei Charlotten begegnen. Ottilie widmet sich ganz dem Kinde; bei einer Kahnfahrt auf dem Teiche ertrinkt es durch ihre Unvorsichtigkeit. Sie sieht in diesem unglücklichen Zufall einen Wink des Himmels, dem geliebten Manne zu entsagen. Charlotte, die mit dem Kinde auch das Band verloren hat, das sie mit dem Gatten verknüpfte, giebt jetzt ihre Zustimmung zur Scheidung. Aber Ottilie weigert sich, Eduards Weib zu werden und giebt sich, um allen Versuchungen zu widerstehen, nach einem von Eduard vereitelten Fluchtversuche selbst den Tod, indem sie sich der Speise und des Trankes enthält. Durch diese Sühne wird sie gleichsam zu einer Heiligen im Sinne der katholischen Kirche. Eduard versucht, das der Sterbenden abgelegte Versprechen zu erfüllen und weiterzuleben, aber die Sehnsucht nach der Abgeschiedenen zieht auch ihn in das Grab. Ein Gruftgewölbe vereinigt endlich die im Leben Getrennten.

Nach Komposition und Ausführung steht der Roman in unserer gesamten Litteratur unerreicht da; die Handlung entwickelt sich klar und mit zwingender Notwendigkeit. Keine überflüssige Scene hemmt den gleichmäßig ablaufenden Faden der Erzählung, und auch die Nebenfiguren treten nur da auf, wo sie die Vermittlung zu übernehmen haben oder durch innere Gegensätze mit den Hauptpersonen diese deutlicher hervortreten lassen sollen. Selbst die Einheit des Ortes ist gewahrt; „Die Wahlverwandtschaften,“ bemerkt Richard M. Meyer treffend, „spielen auf dem sorgfältig präparierten Boden eines Parks, der für Stimmung und Schicksal der Beteiligten sozusagen zum Reagenzpapier wird.“ Das Lokal ist infolgedessen auch mit einer Deutlichkeit geschildert, daß man sich versucht fühlt, die Örtlichkeiten zu ermitteln, die Goethen bei seiner Arbeit vor Augen gestanden haben. Man will den Schauplatz der „Wahlverwandtschaften“ sowohl in dem großherzoglich sächsischen Schlosse

Wilhelmsthal bei Eisenach als in der Gontard-Passavantschen Besitzung Ziegenberg bei Friedberg erkennen. Vielleicht hat der Dichter von beiden Stätten Einzelheiten benutzt, wie er auch an der gärtnerischen Anlage und Ausschmückung beider thätigen Anteil genommen hat.

Wichtiger ist die Frage nach den Urbildern der Personen des Romans. Nach Herman Grimms Ansicht hat zu Eduard und Charlotten das Steinsche Ehepaar Modell gestanden; der Dichter würde also Ottilien die Rolle zugewiesen haben, die er in der ersten Zeit seines Weimarer Aufenthaltes im Steinschen Hause selbst spielte. Damit ist natürlich keineswegs ausgeschlossen, daß er einzelne Züge zu Charlottens Bilde wie zu denen des Hauptmanns und einiger Nebenfiguren Karlsbader Badebekanntschaften entlehnt hat, wie dies Riemer berichtet. In Ottilien läßt sich unschwer Minna Herzlieb erkennen; sie ist dasselbe zarte träumerische, und geistig über ihre Jahre hinaus entwickelte Wesen wie jene.

Die „Wahlverwandtschaften" sind das erste Werk Goethes, das die charakteristischen Eigenschaften des alternden Dichters verrät. Über jede Scene breitet sich ein Schimmer jener ruhigen Harmonie, die sein eigenes Wesen erfüllte. Der Stoff reißt ihn jetzt nicht mehr mit elementarer Gewalt fort, wie einst bei „Werthers Leiden," keine überreiche bunte Folge wechselnder Bilder stellt sich mehr ein, wie bei „Wilhelm Meisters Lehrjahren:" mit souveräner Gelassenheit steht der Künstler jetzt über seiner Materie, die er nach den Gesetzen höchster Kunst und milder Schönheit formt. Alles muß sich diesen Gesetzen unterordnen, das Heitere wie das Tragische, Personen wie Dinge. Künstlerisch vollendet ist der Aufbau des Ganzen wie die Durchführung des Einzelnen. Überall tritt auch das Malerische in den Vordergrund: die schöne Landschaft wird mit großer Liebe gezeichnet, die Personen mit einer Sorgfalt angeordnet, wie sie sonst nur der dramatische Dichter kennt, der in seiner Phantasie das Bühnenbild jeder Scene erstehen läßt. Nicht umsonst ist in dem Romane so oft von schönen Aussichten und Durch-

blicken die Rede, nicht umsonst so oft von Gemälden, nicht umsonst endlich werden in der Gesellschaft nach Werken bekannter Meister lebende Bilder gestellt! Die Freude am künstlerischen Schauen und Genießen, die schon der Jüngling Goethe besaß und die bei dem Manne im Drange der Arbeit zurücktrat, war dem Greise wiedergegeben.

Seltsamerweise fanden die „Wahlverwandtschaften" in Goethes Freundeskreise nur sehr wenig Verständnis. Wieland und Knebel hatten nur Worte des Tadels dafür, ein Beweis, wie fremd jene Zeit noch dem naturwissenschaftlichen Grundgedanken des Romans gegenüberstand. Auch heute hat das Werk noch nicht überall die gebührende Anerkennung gefunden, woran freilich die maßlosen Angriffe gewisser „frommer" Leute schuld sein mögen, die in völliger Verkennung der Absichten des Dichters dem Buche eine unsittliche Tendenz zum Vorwurfe gemacht haben.

Die Teilnahmslosigkeit des Publikums dem Romane gegenüber beunruhigte Goethen nicht sonderlich; war er doch schon gewohnt, daß gerade seine besten poetischen Gaben auf steinigten Boden fielen. Weit schmerzlicher war ihm die fast allgemeine Ablehnung der „Farbenlehre," die er nach nahezu zwanzigjähriger Arbeit endlich vollendet hatte und im Frühling 1810 fertig gedruckt vor sich sah. „Die bisher getragene Last war so groß," schreibt er selbst, „daß ich den 16. Mai als glücklichen Befreiungstag ansah, an welchem ich mich in den Wagen setzte, um nach Böhmen zu fahren. Um die Wirkung war ich wenig bekümmert und that wohl. Einer so vollkommenen Unteilnahme und abweisenden Unfreundlichkeit war ich aber doch nicht gewärtig . . ." In Karlsbad freute er sich wieder am Verkehre mit alten Freunden; diesmal waren es Körner, Zelter und Fr. A. Wolf. Immer mehr wurde der Dichter zum Mittelpunkte der internationalen Badegesellschaft; man reiste nach Karlsbad, um ihn zu sehen und, wenn möglich, zu sprechen. Bei der Ankunft der Kaiserin von Österreich beauftragte ihn die Karlsbader Bürgerschaft mit der Abfassung der Festgedichte, eine

Aufgabe, der er sich auch zwei Jahre später beim gleichen Anlaß und bei der Anwesenheit der Kaiserin von Frankreich unterzog. Bei einem kurzen Aufenthalte im nahen Teplitz machte er die Bekanntschaft von Napoleons unbedeutendem Bruder Ludwig, den der Imperator zum Könige von Holland erhoben hatte.

Nach Goethes Rückkehr traten wieder künstlerische und kunstgeschichtliche Bestrebungen in den Vordergrund. Das Brüderpaar Boisserée sandte ihm seine Zeichnungen und Entwürfe zum Weiterbau des Kölner Domes. „Gern rief ich die Gefühle jener Tage zurück," so bekennt er in den „Annalen," „als der Straßburger Münster mir Bewunderung abnötigte und mich zu seltsamen, aber tief empfundenen enthusiastischen Äußerungen veranlaßte. Nun ward das Studium jener älteren besonderen Baukunst abermals ernstlich und gründlich aufgeregt und dieser wichtige Gegenstand von den Weimarischen Kunstfreunden teilnehmend in Betracht gezogen."

Indessen war Goethes Anteil an der Wiederbelebung der Gotik vorerst nur passiver Natur. Erst mehrere Jahre später bot ihm die ausführliche Besprechung der Boisseréeschen Entwürfe Gelegenheit, sich öffentlich zu diesen Bestrebungen zu bekennen. Dagegen brachte das Jahr 1810 noch den Abschluß einer ins kunsthistorische Fach schlagenden Arbeit über den Maler Philipp Hackert, der bei seinem am 28. April 1807 erfolgten Tode alle von ihm hinterlassenen Papiere autobiographischen Inhaltes durch letztwillige Verfügung Goethen vermacht hatte, woraus diesem die Pflicht erwuchs, dem alten Freunde ein biographisches Denkmal zu errichten. Die redaktionelle Sichtung und Durchfeilung der vielen Blätter und Blättchen mag keine leichte Arbeit gewesen sein. Es gewinnt den Anschein, als sei dem Herausgeber der Papiere Hackert der Mensch interessanter gewesen als Hackert der Künstler, wie er denn auch die kritische Würdigung Hackertscher Gemälde seinem künstlerischen Beirate Heinrich Meyer überließ. Gegen die beiden anderen kunsthistorisch-biographischen Werke Goethes, „Cellini" und „Winckelmann" tritt „Hackert" schon wegen des unbedeutenderen Gegen-

standes weit zurück. Weder die Person des Künstlers noch das liederliche Leben am neapolitanischen Hofe, das den Hintergrund der Darstellung bildet, vermag uns heute noch zu fesseln.

Ein Gutes hatte die Arbeit an diesem Buche aber doch. sie war die erste Veranlassung, daß Goethe dem Plane zu einer Selbstbiographie näher trat. „Ich hatte Ursache," sagt er in den „Annalen" von 1811, „mich zu fragen, warum ich dasjenige, was ich für einen andern thue, nicht für mich selbst zu leisten unternehme. Ich wandte mich daher noch vor Vollendung jenes Bandes an meine eigene frühste Lebensgeschichte."

So entstand das Meisterwerk seines Alters, die herrliche Perle deutscher Prosa: „Dichtung und Wahrheit." Ursprünglich war es Goethes Absicht, nur eine verbindende Erläuterung zu seinen Werken zu schreiben, eine Art chronologischer Entstehungsgeschichte all der Einzelarbeiten, die in den Gesamtausgaben seiner Schriften nach anderen Gesichtspunkten geordnet sind. Vor allem wollte er auch von den unausgeführt gebliebenen Entwürfen Rechenschaft ablegen und so eine Übersicht seiner ganzen Lebensarbeit und aller seiner Bestrebungen bieten. Daß man diese Absicht sogleich verstand, beweisen zahlreiche Urteile der Zeitgenossen. So schrieb schon der Philologe Fr. Chr. W. Jacobs nach der Lektüre des ersten Teiles über das Buch: „Es ist mir ein historischer Kommentar zu seinen [Goethes] Werken, die sich aus diesem ersten Bande besser erklären, und gleichsam ein Portefeuille von Studien und Skizzen eines geliebten Meisters, dessen vollendeteren Bildungen man doch gern bis zu ihren ersten Elementen nachspüren mag." Aber für uns Nachgeborene bedeutet „Dichtung und Wahrheit" mehr: es ist die letzte klassische Darstellung einer mit der französischen Revolution abgeschlossenen Zeitepoche, ein Stück deutscher Kulturgeschichte in so bestimmten Linien und glänzenden Farben gemalt, daß wir es selbst zu erleben meinen. Der Wert des Buches liegt ebenso sehr in der mit großen Zügen gezeichneten wahrhaft monumentalen Darstellung der historischen Ereignisse wie in der reizvollen Miniaturmalerei des rein Persönlichen.

Ein Kaiser Joseph II. ist mit derselben Liebe geschildert wie irgend eine dem Dichter nahegetretene, an sich unbedeutende Person. Weil Goethe die Geschichte seiner Jugend in vorgerückten Jahren und mit dem Bewußtsein, daß er der Nachwelt eine Gabe biete, schrieb, hat er den Fehler der meisten Autobiographen, Einzelheiten als bekannt vorauszusetzen, glücklich vermieden. Bewundernswert ist die künstlerische Anordnung des Stoffes, die bei der wünschenswerten chronologischen Entwicklung des Ganzen doch überall die höheren Gesichtspunkte des Verfassers erkennen läßt. Mit erstaunlicher Objektivität hat Goethe sich selbst gezeichnet; wir sehen, wie er sich unter veränderten Verhältnissen selbst ändert: Goethe in Leipzig ist schon ein anderer als Goethe in Frankfurt, Goethe in Wetzlar ein anderer als Goethe in Straßburg. Trotz aller Bescheidenheit des Autobiographen hält er sich doch selbst stets im Mittelpunkte unseres Interesses; auch inmitten der glänzenden Krönungsfestlichkeiten verlieren wir den verliebten Knaben Wolfgang nicht aus dem Auge.

Bei aller Pracht des Stiles und der Darstellung lassen sich in diesem Werke nennenswerte historische Unrichtigkeiten nicht nachweisen. Der Titel „Dichtung und Wahrheit,“ den Goethe wählte, um die strengere Kritik von vornherein zu entwaffnen, hat sich also als überflüssige Vorsichtsmaßregel erwiesen. Ein Gedächtnis von beneidenswerter Treue kam ihm bei dieser Arbeit zu statten; wo ihm Einzelheiten fehlten, wandte er sich um Auskunft an Jugendgenossen, wie Jacobi, Klinger und Knebel oder an Bettina Brentano, die alle Berichte aus dem Munde der Frau Rat in liebevollem Herzen bewahrt hatte. Mit Maß und Auswahl benutzte er auch die historischen Quellen zur Geschichte der von ihm behandelten Epoche; sie lieferten ihm vor allem die Daten, die seiner Erinnerung entschwunden waren. Endlich entnahm er manches Wesentliche den Tagebüchern und Korrespondenzen aus jener Zeit, soweit sie noch in seinem Besitze waren oder von Bekannten, wie z. B. Frau von Stein, hergeliehen wurden.

Die ersten drei Teile sind gleichsam aus einem Gusse geschrieben, sie entstanden in den Jahren 1810—12 und erschienen in kurzen Zwischenräumen sogleich nach ihrer Vollendung. Die Arbeit am vierten und letzten schob Goethe mit Rücksicht auf die noch lebenden Personen, namentlich auf Frau von Türckheim (Lilli), immer weiter hinaus. Erst im Jahre 1831 gelangte dieser Abschnitt zum Abschluß, um erst nach dem Tode des Dichters in die Druckerei zu wandern. Er verrät inhaltlich wie stilistisch überall die häufig unterbrochene Thätigkeit des Verfassers und läßt vielfach in der Personendarstellung die Schärfe und Deutlichkeit vermissen, die uns an den drei ersten Teilen so entzückt. Daß Goethe endlich von der Weiterführung seiner Arbeit absah und sich auf die Schilderung seiner mit dem Eintritt in Weimar abgeschlossenen eigentlichen Entwicklungszeit beschränkte, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung. Lebten doch noch die meisten derer, die auf die Gestaltung seines Lebens am herzoglichen Hofe von Einfluß gewesen waren.

Überall, vor allem auch im Kreise der Romantiker, sah man den Selbstbekenntnissen des Dichters mit Spannung entgegen, überall wurde das Buch mit heller Begeisterung aufgenommen. Natürlich fehlte es auch nicht an Nörglern, die Goethen vorwarfen, er habe sich bei geringfügigen Dingen zu lange aufgehalten, oder ihm seine Offenherzigkeit in Liebesangelegenheiten verdachten, was namentlich im prüden England geradezu Mode wurde.

Am 3. Mai 1811 traf Sulpiz Boisserée in Weimar ein, um den Meister ganz für die Romantik, oder richtiger für die romantische Richtung in der bildenden Kunst, zu gewinnen. Außer Abbildungen zur Geschichte der gotischen Baukunst brachte er auch die Umrißzeichnungen des damals achtundzwanzigjährigen Peter von Cornelius zu Goethes „Faust“ und den „Nibelungen“ mit. Goethe blieb diesen Werken gegenüber zuerst durchaus kühl, aber schon nach wenigen Tagen konnte Boisserée an seinen Bruder schreiben: „Mit dem alten Herrn geht mir's ganz vortrefflich; bekam ich auch den ersten Tag nur einen

Finger, den andern hatte ich schon den ganzen Arm.“ Der Einladung des jungen Freundes, im Sommer an den Rhein zu kommen, leistete er allerdings weder 1811 noch in den beiden nächsten Jahren Folge. Einmal mochte er nicht auf die gewohnte Kur in den Böhmischen Bädern verzichten, die ihm schon wegen der vielen Bekanntschaften, zu denen sich dort Gelegenheit bot, lieb geworden waren — 1812 war er z. B. mit Beethoven zusammengetroffen — sodann aber ließ die Arbeit an seiner Selbstbiographie und die Beschäftigung mit fremden Litteraturen, die in der Übertragung von Volksliedern aus dem Finnischen und Sicilianischen gipfelte, keine tiefere Teilnahme an den neuen Kunstbestrebungen aufkommen.

Die Weltlitteratur im weitesten Sinne des Wortes war jetzt der Jungbrunnen geworden, aus dem sich der alternde Dichter neue Kraft und Anregung schöpfte.

So fand ihn das stürmisch bewegte Jahr 1813 — Wielands Todesjahr — beim eifrigen Studium der Hammer-Purgstallschen Übersetzung des persischen Dichters Hafis, wozu sich schließlich noch die intensive Beschäftigung mit chinesischer Geschichte gesellte. Der Orient, von dem der Knabe und Jüngling über den alttestamentlichen Büchern geträumt, lockte auch den Greis wieder in seinen Zaubergarten!

Schon im Frühling des denkwürdigen Jahres war er nach Teplitz gereist, um dem herannahenden Kriegsgetümmel zu entgehen. Während ihn dort die großen Patrioten Freiherr vom Stein und E. M. Arndt zu ihrer Auffassung der Verhältnisse zu bekehren suchten, durchzogen in stetem Wechsel preußische, russische und französische Truppen das sonst so still gewordene Weimar. Wie früher, so zweifelte Goethe auch jetzt am Erfolge der deutschen Waffen, wie er auch dem deutschen Volke, „das so achtbar im einzelnen, so miserabel im ganzen ist,“ nicht zutraute, daß es von der endlich errungenen Freiheit den rechten Gebrauch zu machen wisse.

Als vor den Thoren Leipzigs die Völkerschlacht tobte, schrieb er „der Schauspielerin Wolff zu Liebe und um ihre fatale Rolle

noch einigermaßen glänzend zu machen," den Epilog zu dem nach dem Englischen des Banks von J. G. Dyk bearbeiteten Trauerspiele „Graf Essex," in dem die von ihm selbst später „prophetisch" genannten Verse vorkommen:

„Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag."

Abergläubische werden keine zu unterschätzende Vorbedeutung darin erblicken, daß, kurz nachdem er diese Worte zu Papier gebracht hatte, das Bild des besiegten Imperators in Goethes Zimmer von der Wand fiel. Mit dem Siege der Verbündeten bei Leipzig war der Krieg noch keineswegs beendet. Die Verfolgung des geschlagenen Feindes bis in das Herz Frankreichs zog sich bis zum Frühling des nächsten Jahres hin. Eine politische Umgestaltung Europas stand bevor. Aber während aller Augen sich nach dem Rheine wandten, wo die Würfel der letzten Entscheidung fielen, wandelte Goethe im Geiste unter den Palmen und Cypressen des Orients. Er hatte den Weg in diese Fernen nicht selbst gefunden; auch hier waren ihm die Romantiker vorangeschritten, die von der mystisch-poetischen Weisheit des Morgenlandes das Heil erhofften, das Goethes Jugendgenossen bei der vielbeneideten Naivetät primitiver Naturvölker zu finden geglaubt hatten. Aber Goethe beschränkte sich nicht wie jene darauf, Dichtungen orientalischen Ursprungs nachzudichten oder, wie z. B. Tieck, die Gestalten modern ersonnener Geschichten mit arabischen Gewändern locker zu drapieren, er ging einen Schritt weiter und versetzte sich förmlich in die Lage seines Vorbildes Hafis, der unter der Herrschaft des grausamen Timur, eines asiatischen Bonaparte, mit heiterer Gelassenheit seine Lieder gesungen hatte. So dichtete Goethe, in der Hauptsache während der Jahre 1814 und 1815, sein orientalisches oder orientalisierendes Liederbuch, den „Westöstlichen Diwan" oder, wie der Titel ursprünglich lautete, den „Östlichen Diwan vom westlichen Verfasser." „Diwan" bedeutet im Persischen soviel wie Versammlung, hier also soviel wie eine Sammlung von Gedichten. Es hat zahlreiche Litteraturhistoriker

gegeben, die Goethes Werk als Maskenspiel angesehen und, wie K. Goedeke, gemeint haben, die Dichtung würde ohne solche Vermummung reiner und schöner wirken. Das heißt das Wesen des „Diwans" völlig verkennen. Der Dichter bedurfte eben, um gewisse ihm vertraut gewordene Anschauungen und Begriffe des Orients in poetische Form zu kleiden, auch der orientalischen Ausdrucksmittel. Goethes Dicht- und Denkart war von Haus aus der morgenländischen verwandt; wir finden bei ihm den Blick für alles Symbolische in Natur und Leben wieder, der den Orientalen eigen ist. Darum war er wie kein anderer berufen, die Poesie des Ostens, um Loepers Worte zu gebrauchen, „dem deutschen Geiste anzueignen." Und deshalb bedeutet sein „Diwan" auch eine Bereicherung unseres Gedankenschatzes wie unserer Sprache.

Andere — ich erinnere nur an Rückert und Bodenstedt — mögen Goethen in der Nachbildung orientalischer Formen, im zierlich gekünstelten Reimspiel übertroffen haben, den Geist des Orients hat keiner so treu wiedergegeben wie er. Und dabei hat er keineswegs das Fremdartige betont, er hat nur die Saiten angeschlagen, deren Ton in unseren Herzen Widerhall finden mußte. Dem großen Kosmopoliten mußte daran liegen darzuthun, daß eine innere geistige Verwandtschaft zwischen Aufgang und Niedergang bestehe, und deshalb hat er das beiden Gemeinsame hervorgehoben, das uns und unserer Empfindung Unverständliche dagegen verschwiegen. Deshalb hat die Liebe im „Diwan" auch nichts mit der schwülen Sinnlichkeit gemein, die uns aus der Lyrik der Orientalen entgegenweht. „Den Diwan," sagt Loeper, „trägt die Gottergebenheit des Orients, aber nicht sein Fatalismus . . . Alles drängt hier zur Freude, zum Leben, zur Tiefe eines beruhigten und in Gott gefaßten Gemüts."

Die Grundidee des „Diwan," ich möchte sagen, die Schnur, auf die die Perlen der Diwanlieder aufgereiht sind, ist einfach. Der Dichter denkt sich als wandernden Kaufmann, der wie einst Marco Polo von Venedig bis Indostan reist und in orienta-

lischem Kostüm echt morgenländische Abenteuer erlebt. Er=lebt im besten Sinne des Wortes sind die Diwanlieder wirk=lich und charakteristischerweise zumeist auf zwei Reisen, die den Greis in den Sommern 1814 und 1815 in die Heimat und an den Rhein führten. Da werden ihm die roten Blumenfel=der der Erfurter Gegend zu „persischen Teppichen“ und zu „Zel=ten des Vesires,“ da bietet ihm ein nächtliches Gewitter An=laß zu einem der herrlichsten Gedichte. So war die Samm=lung schon bei Goethes Rückkehr von der ersten Rheinreise auf etwa hundert Lieder angewachsen. Aber noch fehlte dem Dich=ter das wesentliche Element zu diesem lyrischen Werke: die Liebe. In Wiesbaden war er mit Zelter zusammengetroffen, in fröh=licher Gesellschaft hatte er das so wunderbar anschaulich be=schriebene Rochusfest auf dem Bergrücken bei Bingen mitge=feiert, im September hatte er auf dem Landgute der Familie Brentano in Winkel köstliche Herbsttage verlebt und war nach einem Besuche bei den jungen Freunden Boisserée in Heidel=berg am 10. September wieder in seiner Vaterstadt eingetrof=fen. Hier wurde zum erstenmal officiell von Goethes Anwesen=heit Notiz genommen; die Zeitungen berichteten über seine Ankunft, und im Theater brachte man ihm bei einer Aufführung des „Tasso“ großartige Ovationen dar. Vor der Stadt, am Wege nach Offenbach, auf dem er in jungen Jahren so oft zu Lilli hinausgewandert, lag die Gerbermühle, der Sommersitz seines alten Freundes, des Bankiers J. J. von Willemer, der kurz zuvor in dritter Ehe die damals dreißigjährige Marianne Jung geheiratet hatte. Sie war die Tochter einer österreichi=schen Schauspielerin und selbst in früher Jugend zum Ballett gekommen. Der Theaterfreund, der sie auf der Frankfurter Bühne sah, nahm sie, von ihrer kindlichen Anmut und Begabung ent=zückt, als Spielgefährtin seiner Tochter in sein Haus auf und ließ ihr die beste Erziehung zu teil werden. Marianne ent=wickelte sich zu einem herrlichen Mädchen; sie war eine echte Mignon=Gestalt, die ein gutes Geschick zur rechten Zeit aus den Fährnissen des Vagantentums in die sichere Sphäre gut=

bürgerlicher Existenz gerettet hatte. Dort sah sie Goethe im ganzen Zauber ihrer jungen Frauenwürde. Eine verständnisvolle Kennerin und Freundin von Litteratur und Musik brachte sie dem Dichter das wärmste Interesse entgegen. Bei ihm regten sich aber, wie es scheint, erst im Mai des folgenden Jahres tiefere Gefühle für sie. Als auf der zweiten Reise an den Rhein die Erinnerung jene schönen, in der Heimat verlebten Herbsttage vor seinem Auge aufsteigen ließ, überkam ihn plötzlich die Sehnsucht nach der reizenden Frau, die er nun als „Suleika" in seine Lyrik einführte. Von jetzt an schwebte ihr Bild auf allen seinen Wanderpfaden vor ihm her. In Wiesbaden nahm er wieder längeren Aufenthalt, in Biebrich traf er kurz nach der Schlacht bei Waterloo mit dem Erzherzog Karl, dem Sieger von Aspern, zusammen, der den Dichter mit einem militärischen Werk aus seiner Feder beschenkte, von Nassau bis Köln begleitete Goethe den Minister vom Stein und betrachtete in der alten rheinischen Metropole „mit vorbereitetem Erstaunen das schmerzenvolle Denkmal der Unvollendung," den Dom. In Koblenz empfing ihn der Romantiker Joseph von Görres, damals noch nicht vom Ultramontanismus angekränkelt.

Der Glanzpunkt der Reise aber war der mehrwöchentliche Aufenthalt auf Willemers Landgut. Echt poetisch waren die Huldigungen, die Goethe, oder wie er sich selbst nannte: „Hatem," seiner Suleika darbrachte, echt poetisch die Art, mit der die lebenslustige junge Frau sie aufnahm. Ihr Geschenk zu seinem Geburtstage, ein Turban aus feinem Musselin war, wie K. Burdach in seinem schönen Festvortrag zur 11. Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft ausführt, eine Erfüllung der in Goethes schönem Gedichte „Komm Liebchen, komm! umwinde mir die Mütze! Aus deiner Hand nur ist der Tulbend schön —" ausgesprochenen Bitte.

Und als Goethe mit Sulpiz Boisserée nach Heidelberg aufbrach, folgte ihm Marianne mit ihrem Gatten, um sich noch drei Tage lang seiner Nähe zu freuen. Dann schlug die Stunde der Trennung. Hatem sah Suleika niemals wieder. Aber geistig

verbunden blieben sie für alle Zeit: Suleika hatte nicht nur empfangen sondern auch gegeben; einige der schönsten Lieder des „Diwans": „Hochbeglückt in deiner Liebe," „Was bedeutet die Bewegung?" und „Ach um deine feuchten Schwingen" entstammen ihrer Feder. Mariannens Briefe boten Goethen noch längere Zeit nach ihrer Trennung die höchste poetische Anregung, er hat sie zum Teil zu unvergleichlich tiefsinnigen Gedichten umgeformt.

Der „Diwan" erschien, mit einem Titelblatt in arabischer Schrift verziert, erst im Jahre 1819 und fand, wie zu erwarten stand, eine sehr geteilte Aufnahme. Am günstigsten sprachen sich Charlotte von Schiller, Wilhelm von Humboldt und Hegel darüber aus. Die Litterarhistoriker von Fach haben das Buch erst in neuerer Zeit nach Gebühr gewürdigt, während poetische Naturen, wie z. B. Heinrich Heine, den Liedern des „Diwans" ihre Bewunderung nie versagt haben. Die „Noten und Abhandlungen," die der Dichter selbst seinem Werke zur Erklärung anfügte, können auch heute noch als der beste Wegweiser durch Kultur und Poesie des Morgenlandes gelten.

In die Zeit der ersten Arbeit am „Diwan" fällt ein seltsames dramatisches Werk Goethes. Kurz bevor er die zweite Rheinreise antrat, erhielt er in Berka, wo er sich im Mai 1814 aufhielt, einen Brief Ifflands mit der Aufforderung, für die Siegesfeier in Berlin ein Festspiel zu schreiben. Wegen der kurzen Frist von vier Wochen, die ihm Iffland stellte, lehnte Goethe ab, begann aber nach zwei Tagen doch mit der Skizzierung einer Idee, aus der bald das Festspiel „Des Epimenides Erwachen" hervorwuchs. Das Stück ist aus dem inneren Drange des Dichters hervorgegangen, endlich zu den politischen Ereignissen Stellung zu nehmen und seine Teilnahmlosigkeit in den Tagen der Not zu entschuldigen. Epimenides ist Goethes geistiges Selbstporträt. Der historische Träger dieses Namens war ein Priester und Seher aus Knosos auf Kreta, der ein halbes Jahrhundert in einer Höhle geschlafen haben soll. An diesen Mythus anknüpfend läßt der Dichter seinen Helden

in einem tempelartigen Gebäude inmitten einer idealen Landschaft sich zum Schlafe legen. Genien schließen die ehernen Pforten seines Gemaches. In allegorischen, antik gekleideten Gestalten zieht der Krieg vorüber; die Dämonen des Krieges, der List und der Unterdrückung erscheinen, verwüsten die Gegend und verwandeln den Tempel in eine Ruine, die bald von üppiger Vegetation umrankt und bedeckt wird. Glaube und Liebe treten auf, sie werden vom Dämon der Unterdrückung mißhandelt. Ihnen gesellt sich bewaffnet die Hoffnung zu, die sich Goethe in der Gestalt der Königin Luise dachte; sie verscheucht den Dämon, tröstet die Schwestern und zieht sich mit ihnen zurück. Die Genien öffnen die Pforte der Ruine und wecken den schlafenden Epimenides, der die veränderte Umgebung nicht wiedererkennt. Während er mit den Knaben vor der Pforte steht, erscheint eine Heerschar in den Uniformen der siegreichen Verbündeten, geführt von der Hoffnung und dem Jugendfürsten, einer ziemlich gewagten Allegorie des alten „Marschalls Vorwärts.“ Glaube und Liebe treten aufs neue auf, mit den Attributen des Friedens geschmückt und von einem Chore von Frauen und Landleuten begleitet. In heiteren Gesängen geben sie ihrer Freude über den Sieg Ausdruck und bringen den drei Monarchen Huldigungen dar. Mit einer Art Tedeum schließt das Festspiel ab.

Als Gelegenheitsdichtung verdient „Epimenides“ die begeisterte Aufnahme, die das Stück fand, in hohem Grade. Zur Lektüre ist es freilich nicht unbedingt zu empfehlen; die Wirkung beruht zum großen Teile auf den scenischen Bildern und dem musikalischen Beiwerk. Die Aufführung fand erst am 30. März 1815, dem Jahrestage des Pariser Einzugs statt, da Ifflands Tod die Einstudierung verzögert hatte.

Es war, als ob sich mit der neubelebten poetischen Thätigkeit Goethes auch seine wissenschaftlichen Interessen gesteigert hätten. In dem preußischen Staatsrat Chr. Fr. L. Schultz fand er einen neuen Jünger für seine optischen Theorien, in dem Jenenser Professor Joh. Wolfg. Döbereiner einen neuen Lehrer,

der ihn mit einem bisher vernachlässigten Zweige der chemischen Wissenschaft, der Stöchiometrie, bekannt machte. Für seine kunsthistorischen Anschauungen und namentlich zur Verwertung seiner rheinischen Reiseausbeute schuf sich der Greis in Verbindung mit Heinrich Meyer jetzt ein besonderes Organ: die von 1816 bis 1828 erschienene Zeitschrift „Kunst und Altertum.“ Sie enthielt in ihren ersten Heften die Aufsätze: „Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar,“ „Sankt-Rochus-Fest zu Bingen,“ „Im Rheingau Herbsttage.“ Namentlich die Beschreibung des Rochusfestes möchte ich meinen Lesern als schönste Probe Goethischer Prosa aus dieser Epoche empfehlen. Etwa in dieselbe Zeit fällt der Beginn der Redaktion der Tagebücher und Briefe aus Italien, aus denen die „Italienische Reise“ hervorging. Seit uns Erich Schmidt mit der ersten Fassung dieser Reiseberichte bekannt gemacht hat (Schriften der Goethe-Gesellschaft 2. Band), hat die spätere Überarbeitung allerdings etwas an Kredit verloren. Sie hat an Frische und Ursprünglichkeit eingebüßt, was sie an Vollständigkeit und Genauigkeit gewonnen hat.

Bezeichnenderweise erschien sich Goethe jetzt immer mehr in historischer Beleuchtung: wie er seine eigenen Liebesbriefe aus früheren Tagen bereits als interessante Kuriosa an Autographensammler verschenkte, so behandelte er sich selbst in seinen autobiographischen Schriften mit geradezu verblüffender Objektivität.

Hierfür liefern schon die „Biographischen Einzelheiten“ sowie die als Fortsetzung von „Dichtung und Wahrheit“ gedachten „Tag- und Jahreshefte“ („Annalen“), die bis zum Jahre 1822 fortgeführt wurden, einen Beweis, mehr noch vielleicht die „Geschichte meines botanischen Studiums“ und die ähnlich wie „Kunst und Altertum“ periodisch erschienenen Veröffentlichungen „Zur Naturwissenschaft überhaupt, besonders zur Morphologie.“

Die lehrhafte Seite von Goethes Wesen rückte immer mehr in den Vordergrund; an Stelle des anschauenden Genießens

trat bei dem alternden Dichter die Neigung zur Reflexion, die sich schon in der jetzt beginnenden reichen Spruchdichtung kennzeichnet. Eine Fülle unschätzbarer Erfahrung hat er hier in kleine aber vollwertige Münzen ausgeprägt. Ich erwähne nur die „Zahmen Xenien“ und die „Sprüche in Prosa.“

Diese neue Epoche, äußerlich wiederum durch die Veranstaltung einer neuen zwanzigbändigen Gesamtausgabe der Werke (Cotta 1816—1819) eingeleitet und angedeutet, brachte dem Dichter in rascher Folge eine wechselvolle Reihe besonders froher und ernster Tage.

Die auf dem Wiener Kongreß erfolgte Erhebung Karl Augusts zum Großherzog wurde in Weimar festlich begangen. Sie war für das ganze Land von weittragender Folge, denn der Fürst entschloß sich als der erste unter den Regenten Deutschlands seinem Volke eine Verfassung zu geben. Er bekundete hierdurch ein tieferes Verständnis für die politischen Bedürfnisse der Zeit als Goethe, der, in diesem Punkte allzu konservativ, sich mit der neuen Einrichtung niemals zu befreunden wußte. Der Dichter, der bereits im Jahre 1815 zum ersten Staatsminister ernannt worden war, zog sich jetzt mehr und mehr von den Amtsgeschäften zurück. Auf seinen Wunsch entband ihn der Großherzog von den meisten Verpflichtungen. Nur die Oberaufsicht über die wissenschaftlichen und Kunstinstitute wurde ihm, unter gleichzeitiger Erhöhung seines Ministergehaltes auf 3000 Thaler, belassen.

Am 30. Januar 1816 hielt Goethe bei der feierlichen Erneuerung des vom Herzoge Ernst August am 2. August 1732 gestifteten Weimarischen Hausordens der Wachsamkeit oder vom weißen Falken eine ebenso kurze als gehaltvolle Festrede. Zugleich mit seinem Amtsgenossen von Voigt erhielt er das Großkreuz des Ordens, das er fortan häufig und dann meist als die einzige der ihm verliehenen Dekorationen trug. Die schöne Devise des Ordens: „Vigilando ascendimus“ mußte für ihn, der mit wachsamem Blick für alle Erscheinungen um ihn her zu der höchsten Höhe der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens

emporgestiegen war, eine besondere Bedeutung haben. Am 6. Juni entriß ihm der Tod die treue Gefährtin Christiane. Zur Betäubung seines Schmerzes vergrub er sich in wissenschaftliche Studien. Aber die Erinnerung an sie ließ ihn nicht los. Mit Thränen im Auge schrieb er die Verse:

„Du versuchst, o Sonne, vergebens
Durch die düstern Wolken zu scheinen!
Der ganze Gewinn meines Lebens
Ist — ihren Verlust zu beweinen."

Für die sorgende Hausfrau fand sich bald ein Ersatz. Goethes Sohn August brachte dem Vater eine Schwiegertochter ins Haus: die reizende, stets heitere, in Geldsachen allerdings ein wenig leichtsinnige Ottilie von Pogwitsch, die mit weicher Hand die Falten auf des Greises Stirn zu glätten verstand und ihm bis an sein Ende eine teilnehmende Beraterin und Trösterin geblieben ist.

Und des Trostes sollte er bald wieder bedürfen. Der oben erwähnte Theaterstreit war, wie sich jetzt herausstellte, nicht aus der Welt geschafft, sondern nur oberflächlich geschlichtet worden. Ein an sich geringfügiger Umstand deckte die alte Kluft wieder auf. Ein umherziehender Schauspieler, Karsten, erschien in Weimar mit seinem dressierten Pudel, um mit diesem in dem damals vielbewunderten Melodrama „Der Hund des Aubry" zu gastieren. Obwohl Goethe sich mit vollem Rechte der Vorführung einer solchen Cirkusnummer auf dem Theater widersetzte, wußte Frau von Heygendorff die Zulassung des wunderlichen Künstlerpaares von der Intendanz zu erzwingen. Am 12. April fand die Vorstellung statt. Goethe war über diese Entweihung der Bühne im höchsten Grade entrüstet. Er machte aus seinem Unmut kein Hehl und scheint in Jena, wo er sich, mit wissenschaftlichen Arbeiten und den Plänen zur Neueinrichtung der Bibliothek beschäftigt, mit kurzen Unterbrechungen den Sommer über aufhielt, scharfe Äußerungen fallen gelassen zu haben. Kurz nach der Aufführung traf ein Brief des Großherzogs ein, der folgenden Wortlaut hatte:

„Sehr werter Herr Geheimrat und Staatsminister.

Die Mir zugekommenen Äußerungen haben Mich überzeugt, daß der Herr Geheimrat und Staatsminister von denen Geschäften der Hoftheater-Intendanz dispensiert zu werden wünscht, zugleich aber seine Einwirkung durch Rat und That der fortdauernden Hoftheater-Intendanz in Hinsicht des artistischen Faches des Theaterwesens nicht versagen wird, wenn er, wie dieses häufig der Fall sein könnte, darum begrüßt werden wird. Der Herr Geheimrat und Staatsminister empfängt hierbei Meinen tiefgefühlten Dank für die vergangenen ausgezeichneten Dienste, die er bei Créirung, Erhaltung und Dirigierung der Theatergeschäfte und zwar in allen dahin einschlagenden Fächern geleistet hat, und hoffe, daß er die bei dieser Veränderung ihm erwachsende Muße auf die sehr wichtigen Anstalten für Wissenschaft und Kunst mit demselben Eifer verwenden werde, wie er zeither sich bemüht hat, diese Aufträge mit besonderer Auszeichnung zu besorgen . . .

Karl August."

Goethe hielt sich fortan dem Theater fern, er soll den Bühnenraum nie wieder betreten haben. Sein freundschaftliches Verhältnis zum Großherzoge erfuhr durch diesen Zwischenfall keine ernstliche Trübung; die beiden alten Herren waren durch zu viele Bande und eine zu lange gemeinsame Thätigkeit mit einander verknüpft, als daß eine Theaterintrigue solcher Art sie auf die Dauer hätte trennen können.

Mit Eifer setzte der Dichter seine organisatorischen Arbeiten in Jena fort, indem er zugleich in neue Gebiete des Wissens einzudringen suchte. Neben arabischen Sprachstudien beschäftigten ihn jetzt auch meteorologische Untersuchungen. Wolkenbildung und Barometerstand wurden täglich gewissenhaft aufgezeichnet. Vielleicht hatte die Redaktion der Tagebücher aus Italien, die reich an ähnlichen Eintragungen sind, Goethen einem alten Lieblingsprobleme wieder zugeführt. Daneben erfuhren die Kunstsammlungen wesentliche Bereicherungen: An-

käufe auf Auktionen vervollständigten die Kupferstichmappen; eine prächtige Kollektion italienischer Fayencen wurde aus dem Besitze eines Nürnberger Sammlers erworben. Sie bildet noch heute einen hervorragenden Schmuck des Goethehauses. Am 9. April 1818 konnte der Dichter den ersten Enkel, Walther, begrüßen. In diesem Jahre nahm Goethe auch die altgewohnten Reisen nach den böhmischen Bädern wieder auf. Eine dritte Rheinreise, die er im Frühling des Jahres 1816 angetreten hatte, war infolge eines Wagenunfalles schon in Thüringen jäh abgebrochen worden.

Am 22. März 1819 starb Goethes alter Amtsgenosse v. Voigt, der kurz zuvor noch sein Dienstjubiläum unter allgemeiner Teilnahme feiern durfte, und am 23. endete der unglückliche Kotzebue unter Mörderhänden. Beide Todesfälle erschütterten den Greis aufs Tiefste. Den 70. Geburtstag beging er auf der Reise nach Karlsbad in aller Stille. Erst später erreichten ihn die Huldigungen, die aus nah und fern an ihn gerichtet worden waren. Frankfurter Verehrer sandten dem größten Sohne ihrer Vaterstadt einen goldenen, mit Smaragden besetzten Lorbeerkranz, den Schmuck seiner Büste beim Festmahl.

Wenn man die „Tag- und Jahreshefte" dieser ganzen Epoche durchblättert, so erstaunt man über die Fülle von Anregungen wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Art, die der Greis auf sich einwirken ließ, über die Unzahl von Büchern, die er nicht nur las, sondern geradezu durchstudierte und zum Teil experimentell nachprüfte. Von den bedeutenderen Publikationen wurden Auszüge gemacht. Von jedem Spaziergange brachte er Pflanzen und Mineralien heim, die er bestimmte, katalogisierte, verglich und häufig noch chemischen Prozessen unterwarf. Von jedem Reisenden, der bei ihm vorsprach, ließ er sich belehren. Kein Gegenstand war ihm zu unbedeutend; er ließ sich förmlich Vortrag halten und hörte nicht eher auf zu fragen, als bis ihm der Besucher von allen Einzelheiten Rechenschaft abgelegt hatte.

So zu arbeiten vermochte nur ein Mann, der jede Minute

seines Daseins auszunutzen wußte. Selbst im Reisewagen pflegte Goethe nicht müßig zu sein. So entstand auf der Heimfahrt von Karlsbad im Sommer 1820 die Novelle „Wer ist der Verräter,“ ein neuer Beitrag zu „Wilhelm Meisters Wanderjahren.“ Daß er die litterarischen Bestrebungen und Bewegungen des In- und Auslandes mit unvermindertem Anteil verfolgte, versteht sich von selbst. Nach und nach rückten jetzt Lord Byron, Thomas Carlyle, Walther Scott und Alessandro Manzoni als neue vielverheißende Sterne in seinen Gesichtskreis. Zu allen trat er in persönliche Beziehungen. Die Beschäftigung mit fremden Litteraturen wirkte auf seine eigene Produktion befruchtend. So bot ihm ein französisches Trauerspiel, Delavignes „Paria,“ die erste Anregung zu seiner gewaltigen Trilogie gleichen Titels. Selbst an die Ergänzung des Euripideischen Dramentorsos „Phaethon“ wagte er sich.

Vom Jahre 1821 an wurde er dem geliebten Karlsbad untreu: das kleinere und bescheidenere Marienbad lockte ihn jetzt zu seinen heilbringenden Quellen. Vielleicht hauptsächlich deshalb, weil ihm die Umgebung Karlsbads in geologischer Hinsicht nichts Neues mehr zu bieten vermochte. Nach seiner Rückkehr vom ersten Marienbader Aufenthalte erfreute ihn der Besuch des alten Freundes Zelter, der ihm ein musikalisches Wunderkind: den frischen, noch echt naiven, zwölfjährigen Felix Mendelssohn-Bartholdy, den Enkel des großen Philosophen, vorstellte.

So kam das Jahr 1822 heran und mit ihm der letzte Roman in Goethes an Liebe so reichem Leben. In Marienbad lernte der Zweiundsiebzigjährige ein neunzehnjähriges Mädchen kennen: die anmutige und schöne Ulrike von Levetzow, in die er sich mit der Leidenschaft eines Jünglings verliebte. Das Gedicht „Äolsharfen“ giebt von dem ungestillten Liebessehnen des rüstigen Greises beredte Kunde. Der nächste Sommer brachte ihn wieder mit der Geliebten zusammen. Von seiner Absicht, die junge Dame, die seine Neigung übrigens aufrichtig erwiderte, zu heiraten, konnte er nur durch den entschiedenen Einspruch seiner Umgebung abgebracht werden. Unendlich rührend ist die Re-

signation, die sich in der auf der Heimreise gedichteten berühmten „Elegie“ ausspricht, in der es heißt:

„Nun bin ich fern! Der jetzigen Minute,
Was ziemt denn der? Ich wüßt' es nicht zu sagen;
Sie bietet mir zum Schönen manches Gute —
Das lastet nur, ich muß mich ihm entschlagen;
Mich treibt umher ein unbezwinglich Sehnen
Da bleibt kein Rat als grenzenlose Thränen.

Zu dieser „Elegie“ gesellte sich bei Gelegenheit eines Besuches der berühmten Pianistin Szymanowska, einer Zeugin jener „jugend=seligen“ Marienbader Tage, als sanfter Ausklang die kleine Dichtung „Aussöhnung.“

Beide Gedichte wurden schließlich mit einem dritten „An Werther,“ das der Leipziger Verleger Weygand als Vorwort zu einer Jubelausgabe des „Werther“ erbeten hatte, unter dem Titel „Trilogie der Leidenschaft“ zusammengefaßt. Inhaltlich sind sie einander auch nahe genug verwandt und „von demselben liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen.“

Zu Anfang des Jahres 1823 befiel den Dichter eine schwere Krankheit, von der er sich jedoch verhältnismäßig schnell erholte. Bei seinen hohen Jahren war der Fall recht bedenklich gewesen, desto größer war die Freude der Weimaraner, als er am 22. März einer zur Feier seiner Wiedergenesung veranstalteten Festvorstellung des „Tasso“ beiwohnen konnte. Als der Vorhang gefallen war, trat Frau von Heygendorff, noch im Kostüm der Leonore, zu Goethen und überreichte ihm Tassos Lorbeerkranz.

Um diese Zeit erweiterte sich der engere Freundeskreis um zwei für Goethen höchst bedeutsame Mitglieder. Der in Petersburg von Schweizer Eltern geborene, feingebildete Friedrich Soret wurde als Erzieher des Prinzen Karl Alexander nach Weimar berufen. Bald darauf erschien, zu Fuße von Göttingen kommend und lediglich durch Goethes Person angelockt, der junge Johann Peter Eckermann, ein armer Bauernsohn aus dem Lüneburgischen, der sich unter unsäglichen Entbehrungen treff=

liche Kenntnisse auf vielen Gebieten des Wissens erworben hatte. Der greise Dichter, dem es immer mehr zum Bedürfnis wurde, die reichen Erfahrungen seines Lebens und Wirkens in ungezwungener Weise auch mündlich mitzuteilen, erkannte in dem neuen Ankömmling den rechten Jünger und einen geschickten Gehülfen für die redaktionelle Bearbeitung seiner älteren, bisher in die Gesamtausgaben noch nicht aufgenommenen Werke. Eckermann ließ sich nicht lange bitten, in Weimar ständigen Aufenthalt zu nehmen. Er sollte es nicht bereuen. Seine „Gespräche mit Goethe" (Univ.-Bibl. Nr. 2005—10), die köstliche Frucht eines neunjährigen regen Verkehrs mit dem Unsterblichen, sind für uns Nachgeborene eine unschätzbare Quelle zur Kenntnis Goethischer Dicht- und Denkweise geworden und sichern dem Famulus des Meisters für alle Zeiten einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der deutschen Litteratur.

Im Herbst des Jahres 1823 trafen ziemlich gleichzeitig Goethes wichtigste Korrespondenten in Weimar ein: Reinhard, Schultz und Zelter, während das nächste Jahr ihm den Besuch der hervorragendsten Vertreter der Bildhauerkunst und Architektur: Rauchs und Schinkels brachte. Auch Bettina von Arnim sprach noch einmal vor; sie brachte das Modell zu ihrem Goethedenkmal, das den Greis in antiker Auffassung auf einem reichverzierten Thronsessel sitzend zeigt, zu Füßen einen jugendlichen Genius, der auf des Dichters Leier spielt.

Über den neuen Freunden vergaß Goethe den toten Gefährten nicht. Noch einmal vertiefte er sich in die glücklichen Tage ihres Zusammenwirkens, als er Schillers Briefe ordnete, um ihre gesamte Korrespondenz in einer sechsbändigen Ausgabe der Öffentlichkeit zu übergeben. Die Redaktion des Briefwechsels begann 1823; fünf Jahre später erschien dieses herrlichste Denkmal ungetrübter Freundschaft im Druck. Indessen lichteten sich die Reihen der Mitstrebenden immer mehr. Lord Byron, noch bei seiner Abreise nach Griechenland von Goethen mit einigen Versen begrüßt, starb am 19. April 1824 in Missolunghi für die Freiheit der unterdrückten Griechen. Mit ihm

verlor England seinen größten Dichter der neueren Zeit, Goethe einen begeisterten Bewunderer. Gleichfalls fern von der Heimat, in Marseille, starb am 8. August desselben Jahres der Philologe F. A. Wolf, mit dem der Dichter durch enge Freundschaft verbunden war. Selbst der Umstand, daß Goethe Wolfs Ansicht von der Entstehung der homerischen Gedichte längst nicht mehr teilte und in diesem Punkte offen als sein Gegner auftrat, hatte das schöne Verhältnis der beiden nicht zu trüben vermocht.

Bedeutsam in mancher Hinsicht war das Jahr 1825, das glänzendste unter den letzten Alt-Weimars. Es begann freilich mit einem Ereignis, das für uns Nachgeborene von schlimmeren Folgen war als für die zunächst davon Betroffenen. Am 22. März ging das Weimarer Theater in Flammen auf und mit ihm ein großer Teil der Akten und Bühnenbearbeitungen aus der Zeit von Goethes Theaterleitung. Lange glaubte man, daß überhaupt alle Dokumente aus jener für die Geschichte der deutschen Schauspielkunst so wichtigen Epoche verloren gegangen seien, bis im November 1890 zufällig in einer Bodenkammer der sogenannten „Bastille" unter Staub vergraben noch 78 Brief- und Aktenfascikel entdeckt wurden. Sie bildeten die Hauptquelle für J. Wahles lesenswertes Buch „Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung" (Schriften der Goethe-Gesellschaft 6. Band).

In wenigen Wochen erhob sich das Schauspielhaus neu und vergrößert aus den Ruinen, standen doch festliche Tage bevor, da man des Theaters mehr denn je bedurfte.

Am 3. September beging der Großherzog Karl August sein fünfzigjähriges Regierungsjubiläum und am 3. Oktober das Fest der goldenen Hochzeit. An jenem Septembertage fand sich Goethe schon früh morgens vor sechs bei seinem hohen Freunde ein, um ihm als Erster seine Glückwünsche darzubringen. Er überreichte ihm eine nach seinen Angaben von Heinrich Meyer entworfene, von Brand in Berlin geprägte Denkmünze. Abends fand im Goethe-Hause, dessen Fassade mit symbolischen Gemäl-

den, Kränzen und lebenden Gewächsen aufs Prächtigste geschmückt war, offene Tafel statt — eine Verwirklichung jenes munteren Gedichtes:

Viele Gäste wünsch' ich heut'
Mir zu meinem Tische!
Speisen sind genug bereit,
Vögel, Wild und Fische.
Eingeladen sind sie ja,
Haben's angenommen.
  Hänschen, geh' und sieh dich um!
  Sieh mir, ob sie kommen!"

Und sie kamen alle, alle! In der festlich erleuchteten Zimmerflucht, die durch ein mit frischen Rosen umkränztes Bildnis des hohen Jubilars abgeschlossen wurde, versammelte sich alles, was dem Großherzoge oder Goethen nahe stand. Nach dem Theater erschienen die in Weimar anwesenden Fürsten, unter ihnen auch der Erbgroßherzog Karl Friedrich, die Minister, Gesandten und vornehmen Fremden. Der Gastgeber, schwarz gekleidet und mit dem Stern des Falkenordens geschmückt, verweilte, von stiller Freude verklärt, bis spät in die Nacht unter seinen Gästen.

Der 7. November war vom Großherzoge zur Feier von Goethes Ehrentag ausersehen worden. Es lag eine besondere Aufmerksamkeit darin, daß Karl August gerade den Tag von Goethes Ankunft in Weimar als Jubeltag begangen wissen wollte, da das eigentliche Dienstjubiläum erst auf den 11. Juni des folgenden Jahres gefallen wäre. Aber dem Fürsten lag daran, vorab den Freund und Dichter und erst in zweiter Linie seinen Staatsdiener zu ehren. Schon in der ersten Morgenfrühe wurde der Jubilar durch ein Ständchen in seinem Garten geweckt. Er fand die Zimmer mit Ehrengaben gefüllt, die aus nah und fern eingetroffen waren. Gegen 10 Uhr fuhren der Großherzog und die Großherzogin vor, bald darauf der Erbgroßherzog mit seiner schönen Gemahlin, der geistvollen Zarentochter Maria Paulowna. Der Bürgermeister von Weimar, Hofrat Schwabe, überreichte dem Dichter eine Urkunde,

durch die Goethen und allen männlichen Nachkommen das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen wurde. Vom großherzoglichen Paare erhielt der Jubilar eine eigens für diesen Tag geprägte goldene Medaille mit der einfachen Inschrift:

Carl August und Luise
Goethen
Zum VII. November MDCCCXXV.

Die theologische und die juristische Fakultät der Universität Jena sandten Gratulationsschreiben, die medizinische und die philosophische Doktordiplome honoris causa, außerdem stellte die philosophische Fakultät dem Dichter noch zwei Doktordiplome zur Verfügung, die er nach eigenem Ermessen weiterverleihen sollte. Goethe nahm diese ganz ungewöhnliche Ehrung mit Freuden an und zeichnete seinen Großneffen Alfred Nicolovius und den wackern Mitarbeiter Eckermann durch Verleihung der Doktorwürde aus. Abends wurde die Stadt illuminiert, im Hoftheater gab man die „Iphigenie" mit einem Prologe des Kanzlers Fr. von Müller. Das Stück wurde in einer zierlichen Quartausgabe als Erinnerungsgabe an die Anwesenden verteilt.

Diesen Auszeichnungen folgten noch weitere. Auswärtige gelehrte Gesellschaften ernannten den Greis zu ihrem Ehrenmitgliede, Botaniker hatten bereits früher eine neu entdeckte Pflanze mit Goethes Namen benannt, und die Gesellschaft für Mineralogie zu Jena gab einem Mineral die Bezeichnung „Goethit." Am 27. August des Jahres 1827 traf König Ludwig I. von Bayern inkognito in Weimar ein, um dem von ihm bewunderten Dichter persönlich zum Geburtstage zu gratulieren und bei dieser Gelegenheit das Großkreuz des Civilverdienstordens der Bayrischen Krone zu überreichen. Hierbei ereignete sich eine bekannte heitere Episode. Der in den letzten Jahren recht förmlich gewordene Greis wandte sich, unschlüssig, ob er den Orden ohne weiteres annehmen dürfe, mit den Worten „Wenn mein gnädiger Fürst erlaubt —" an den Großherzog Karl August, der ihm in seiner jovialen Weise lachend auf die

Schulter klopfte und ausrief: „Alter Kerl, mach doch kein dummes Zeug!“

Schon die Beweise herzlichen Anteils, die Goethen bei seiner Erkrankung und Wiedergenesung im Frühling 1823 zugekommen waren, hatten ihm, wie er in „Kunst und Altertum“ berichtet, die Erwägung nahe gelegt, „wie er so große Beweise von entschiedenen Teilnahmen nur einigermaßen dankbar erwidern könne.“ Er beantwortete sich diese Frage „auf das einfachste: auf eben die Weise, wie er sie gewonnen habe, durch ernste, treue, redliche Wirkung nach außen, die sowohl dem Vaterlande als dem Ausland zu Gute käme.“

In solcher Stimmung faßte er den Plan zu einer genau revidierten, textlich thunlichst verbesserten vollständigen Ausgabe seiner Werke, die auch alle die kleineren Arbeiten enthalten sollte, die in den bisherigen Ausgaben keine Aufnahme gefunden hatten.

Zunächst galt es, eine solche Ausgabe gegen unberechtigten Nachdruck zu sichern. Der Dichter wandte sich im Januar 1825 mit einer Eingabe an die in Frankfurt tagende deutsche Bundesversammlung, nachdem er vorher den Staatskanzler Metternich, viele der Bundestagsgesandten und eine große Zahl deutscher Fürsten durch persönliche Zuschriften für seine Angelegenheit zu interessieren versucht hatte. Diese Bemühungen waren vom schönsten Erfolge gekrönt. Goethe erhielt Bundesprivilegien für seine sämtlichen Werke, vorerst nur auf unbestimmte Zeit. Später wurden dieselben auf 30 Jahre und endlich bis zum 9. November 1867 verlängert. Die Ausgabe „letzter Hand“ erschien in 40 Bänden von 1827—30 und zwar gleichzeitig in Duodez- und Oktavformat. Cotta honorierte die auf diese 40 Bände verteilten Werke bei 12jährigem Verlagsrechte mit 60000 Thalern und sicherte dem Dichter, „im Fall die Subskription die Zahl von 20 000 Exemplaren der Taschenausgabe erreichen würde,“ für die Oktavausgabe ein besonderes Honorar zu, behielt sich aber vor, „daß ihm der Genuß aller von nun an einzeln zu druckenden Werke frei bleibe.“

Während der Vorarbeiten zu diesem bedeutsamen Unternehmen rief ein Ereignis ernster Art dem greisen Dichter noch einmal die Erinnerung an die glücklichen Tage zurück, da unter Schillers anregendem Einfluß die schönsten seiner Dichtungen entstanden waren. Im März 1826 hatte der Bürgermeister Schwabe im „Kassengewölbe" des alten Jakobskirchhofes unter den dort umherliegenden Gebeinen Schillers Schädel gefunden. Man legte diesen nebst den übrigen dort aufbewahrten Schädeln Goethen vor, der im Hauptsaale der Bibliothek genaue Vergleichungen und Messungen veranstaltete und die Identität festzustellen vermochte. Einige Monate später schrieb er das herrliche Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel."

Es ist für den großen Lebenskünstler außerordentlich bezeichnend, daß ihm der Anblick des Schädels nicht Gedanken an den Tod sondern vielmehr an das Leben in seiner höchsten, unzerstörbaren Schönheit wachrief:

„Doch mir Adepten war die Schrift geschrieben,
Die heil'gen Sinn nicht jedem offenbarte,
Als ich inmitten solcher starren Menge
Unschätzbar herrlich ein Gebild gewahrte,
Daß in des Raumes Moderkält' und Enge
Ich frei und wärmefühlend mich erquickte,
Als ob ein Lebensquell dem Tod entspränge.
Wie mich geheimnisvoll die Form entzückte!
Die gottgedachte Spur, die sich erhalten!
Ein Blick, der mich an jenes Meer entrückte,
Das flutend strömt gesteigerte Gestalten.
Geheim Gefäß, Orakelsprüche spendend,
Wie bin ich wert, dich in der Hand zu halten?
Dich höchsten Schatz aus Moder fromm entwendend."

Als am 17. September der Schädel im Sockel von Danneckers Schillerbüste, die an jenem Tage auf der Bibliothek einen dauernden Platz fand, niedergelegt wurde (von wo man ihn freilich bald mit den übrigen Gebeinen zur Fürstengruft überführte), blieb Goethe der Feier fern. Er fürchtete sich vor einer zu starken inneren Erregung.

Es schien, als habe diese greifbare Erinnerung an den toten

Freund dem greisen Dichter den nie ersetzten Verlust aufs neue fühlbar gemacht; er verspürte wieder, wie einst bei dem Versuche der „Demetrius"-Vollendung, das Bedürfnis, geistig mit dem Abgeschiedenen zu verkehren. Jetzt griff er auf einen poetischen Stoff zurück, den er vor dreißig Jahren mit Schillern nach allen Richtungen hin besprochen hatte. Damals hatte er aus der „Löwen- und Tigergeschichte," wie es im Briefwechsel heißt, ein episch-romantisches Gedicht machen wollen, nun wurde die kleine Prosa-Erzählung daraus, die unter dem Titel „Novelle" in der Ausgabe letzter Hand Aufnahme gefunden hat. Die Absicht des Dichters bei dieser Arbeit war, wie er selbst Eckermann erklärte, zu zeigen, „wie das Unbändige, Unüberwindliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen werde." Während die junge Fürstin mit ihrem Oheim und dem Hofjunker Honorio einen Spazierritt nach der Stammburg unternimmt, bricht unten in der Stadt auf dem Jahrmarkte ein Brand aus. Der Oheim eilt schnell in die Stadt zurück, die beiden andern schicken sich an, langsamer zu folgen. In einem Wiesenthale kommt ihnen ein Tiger entgegen, der zugleich mit einem Löwen aus der Tierbude ausgebrochen ist. Honorio, um das Leben der heimlich von ihm geliebten Fürstin besorgt, erlegt das Raubtier mit einem wohlgezielten Schusse. Vor seiner Beute knieend, erbittet er sich von seiner Herrin die Erlaubnis, eine große Reise unternehmen und fremde Länder sehen zu dürfen, durch diesen Wunsch auf die zarteste Weise seinen Gefühlen Ausdruck gebend. Das Zwiegespräch wird durch das Nahen eines seltsam gekleideten Weibes und eines kleinen Knaben unterbrochen, die sich klagend über die Leiche des Tigers stürzen, der, weil völlig zahm gewesen, zwecklos getötet worden sei. Der Gemahl der Fürstin, angelockt durch den Rauch der Brandstätte, kommt mit seinem Gefolge von der Jagd im Gebirge zurück, er sieht, was geschehen, und erfährt von dem herbeieilenden Manne des fremden Weibes, daß auch der Löwe ausgebrochen sei. Auf die inständigen Bitten der Leute sieht der Fürst davon ab, den Löwen verfolgen und töten zu lassen

und begnügt sich damit, die notwendigsten Sicherheitsmaßregeln zu treffen. Honorio, mit einer Doppelbüchse bewaffnet, steht auf seinem Posten, aber diese Vorsicht erweist sich als überflüssig: dem unmündigen Kinde gelingt es, das furchtbare Raubtier durch Gesang und Flötenspiel zu bändigen.

Wie aus Goethes Gesprächen mit Eckermann hervorgeht, that sich der Dichter auf diese „Novelle," zu der nach Rich. M. Meyers Vermutung ein für anatomische Zwecke angekaufter, verendeter Menagerietiger die erste Anregung geboten hat, viel zu Gute. Sie zeigt die Vorzüge und Schwächen seines Altersstiles in besonders deutlicher Weise und scheint auf gewisse rein malerische Effekte hin gearbeitet zu sein. Jede Scene von einiger Bedeutung wirkt wie ein sorgfältig komponiertes Gemälde, ohne daß es jedoch dem Dichter gelungen wäre, die einzelnen Bilder in überzeugender Weise organisch zu verbinden.

Naturschilderungen nehmen in der „Novelle" einen breiten Raum ein, wie sich Goethe denn damals der Natur mit erneuter Hingabe zuwendete. Es war die Beschaulichkeit des höchsten Greisenalters über ihn gekommen, die sich mit wehmütigem Behagen an einem schönen Sonnenuntergang zu erquicken pflegt. Von solcher Vertiefung in die Natur zeugt auch ein kleiner Liedercyklus aus dem Frühling des Jahres 1827. Goethe hatte sich noch einmal auf etliche Wochen in sein Gartenhaus zurückgezogen und dichtete hier inmitten seiner Rosen und Narzissen die „Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten," eine poetische Frucht seiner Beschäftigung mit chinesischer Litteratur, eine Art Fortsetzung des „Diwans" in östlicher Richtung.

Die Sehnsucht nach dem Frieden der Natur und dem Paradiese seliger Erinnerung, die der Greis jetzt suchte, spricht sich in einer kleinen, mehr deutschen als chinesischen Strophe aus:

„Die stille Freude wollt ihr stören?
Laßt mich bei meinem Becher Wein!
Mit andern kann man sich belehren;
Begeistert wird man nur allein!

Mehr und mehr fühlte er sich vereinsamt. In rascher Folge starben die Letzten, die mit ihm jung gewesen waren. Am 6. Januar 1827 verschied Frau von Stein, nachdem sie wenige Monate vorher ihre Briefe von Goethen zurückerbeten und vernichtet hatte. Eine vorübergehende Erheiterung gewährte dem Dichter der Besuch des preußischen Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms IV. und seiner beiden Brüder Wilhelm und Friedrich Karl, von denen der letztere mit Karl Augusts Enkelin Marie verlobt war.

Am 14. Juni des folgenden Jahres verlor der greise Dichter seinen fürstlichen Freund, den treuen Gefährten und hochherzigen Beschützer. Der Großherzog, bis zum letzten Augenblicke geistig frisch und an allen politischen, litterarischen und wissenschaftlichen Fragen Anteil nehmend, erlag auf der Reise in Graditz bei Torgau einem Schlaganfall. Aufs Tiefste erschüttert zog sich Goethe in die Stille des Dornburger Schlößchens zurück, wo er nach seiner Gewohnheit bei angestrengter Arbeit Trost suchte. Mitten unter naturwissenschaftlichen Studien und kritischen Abhandlungen entstanden hier einige seiner schönsten Gedichte, u. a. das bekannte „Dem aufgehenden Vollmonde," das so herrlich ausklingt:

„So hinan denn, hell und heller,
Reiner Bahn, in voller Pracht!
Schlägt mein Herz auch schmerzlich schneller,
Überselig ist die Nacht."

Der Tod vermochte ihn nicht zu erschrecken, er regte ihn vielmehr zu neuem Leben, zu neuem Schaffen an. Noch hatte der Greis sein Lebenswerk nicht vollendet, noch lag in den Schatzkammern seines Geistes viel ungemünztes Gold, das der Prägung bedurfte. Mit rührendem Ernst und Eifer nahm er jetzt die beiden letzten, großen Arbeiten vor, die beide an die Meisterwerke seiner höchsten Blütezeit anknüpften: „Wilhelm Meisters Wanderjahre" und „Faust II. Teil."

An eine Fortsetzung der „Lehrjahre" hatte er schon bei Schillers Lebzeiten gedacht. Die Frage des Freundes, wo denn

eigentlich die Lehrjahre zu Ende seien, scheint Goethen zuerst auf den Gedanken gebracht zu haben, die Erzählung von Wilhelms Schicksalen und Erfahrungen weiterzuspinnen. Ja, er brachte sogar, um eine bequeme Handhabe zur Fortsetzung zu bekommen, im letzten Buche der „Lehrjahre“ sogenannte Verzahnungen an, die diesem Romane gerade nicht zum Vorteil gereichen. Inzwischen war aber die Gestalt des Helden in seiner Phantasie verblaßt, er traute sich offenbar selbst nicht mehr die Kraft zu, sie noch einmal wirksam zu beleben, und so faßte er schon früh den Entschluß, sich die Arbeit dadurch zu erleichtern, daß er eine Reihe nach und nach entstandener Novellen locker in den Gang der Handlung einflocht. Unter diesen ist „Die neue Melusine“ wohl die älteste. Er hatte sie, wie er selbst berichtet, schon in der Sesenheimer Laube Friederiken und ihrer Schwester erzählt, die sich, „von seiner seltsamen Darstellung aufs äußerste verzaubert, ganz eigen teilnehmend erwiesen.“ Zum Niederschreiben des Märchens in seiner endgültigen Fassung kam er jedoch erst im Sommer 1807. Die Anregung zur „Pilgernden Thörin“ fällt in das Jahr 1789 und ist auf eine französische Erzählung „La folle en pélérinage“ zurückzuführen, die damals allgemein bekannt war und von Goethen sehr frei bearbeitet wurde. In ähnlicher Weise läßt sich „Der Mann von fünfzig Jahren,“ der in der Hauptsache freilich, wie so mancher andere Bestandteil der „Wanderjahre“ erst im Sommer 1807 geschrieben wurde, auf ein 1795 von Kotzebue bearbeitetes französisches Lustspiel zurückführen. Die Geschichte von „Sankt Joseph dem Zweiten“ beschäftigte den Dichter vermutlich schon 1799, „Das nußbraune Mädchen,“ zu dem er sich von Heinrich Meyer genaue Angaben über die Verhältnisse der schweizerischen Spinner und Weber erbat, sicherlich erst im Jahre 1810, während die kleine Novelle „Wo steckt der Verräter?“ im Sommer 1820 zu Papiere gebracht wurde.

Natürlicherweise konnte bei der ziemlich gezwungenen Vereinigung des innerlich so verschiedenartigen Materials ein harmonisch gegliedertes Kunstwerk nicht entstehen. Es ist interessant

zu beobachten, wie Goethe bei der Arbeit zu Werke ging. Zunächst stellte er zwischen den vorhandenen Bestandteilen die Verbindung her, bezeichnete im Manuskripte alle Stellen, die einer Überarbeitung oder einer weiteren Ausgestaltung bedurften, und ließ bei einer neuen Abschrift des Ganzen genügend freien Raum, um solche Zusätze einzuschalten. So wurde der erste Band des Romans verhältnismäßig schnell druckfertig gemacht und konnte schon im Mai 1821 erscheinen. Aber er genügte dem Dichter nicht, trotz der freundlichen Aufnahme, die das Buch fast überall fand. Wie groß das Interesse für Goethes neues Werk damals war, geht schon daraus hervor, daß der spekulative Pfarrer Friedrich Wilhelm Pustkuchen zu Lieme bei Lemgo sich erdreisten konnte, ziemlich gleichzeitig einen anonymen Roman desselben Titels erscheinen zu lassen, der manchen Leser wenigstens zu Anfang irregeführt haben mag, wenn ihm auch die öde Schimpferei des braven Gottesmannes auf Goethen und seine Dichtungen nur zu bald die Augen öffnen mußte.

Im Jahre 1827 begann der Dichter mit der völligen Umarbeitung des bereits erschienenen Teiles, dem er noch einen zweiten folgen lassen wollte. Aber das Werk wuchs ihm unter den Händen derart an, daß er sich entschloß, den gesamten Stoff auf drei Bände zu verteilen. Während des Satzes (1828) stellte sich nun heraus, daß ihn die weitläufige Handschrift seines Schreibers über den wahren Umfang der Arbeit getäuscht hatte, wodurch eine nochmalige Ergänzung und Erweiterung der letzten Teile notwendig wurden. Vom Setzer gedrängt, nahm Goethe zu den gewagtesten Mitteln seine Zuflucht. Dem getreuen Eckermann überreichte er zwei Pakete mit ungedruckten Schriften: „Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Litteratur und Leben" und trug ihm auf, „davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenzuredigieren, um damit vorläufig die Lücken in den Wanderjahren zu füllen." Wie groß die Not war, kann man daraus ersehen, daß sogar das Gedicht „Bei Betrachtung von Schillers Schädel" in den Roman aufgenommen wurde. Ecker-

mann unterzog sich seiner Aufgabe zu Goethes voller Zufriedenheit. „Als nun die Wanderjahre erschienen," so bekennt er freilich selbst, „wußte niemand, wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge rätselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Litteratoren zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, und zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten."

Ich will hier gar nicht den Versuch wagen, den dünnen Faden des Romans zu entwirren. Wer die „Wanderjahre" zur Hand nimmt, möge sie nicht als einen Roman, sondern als ein eigenartiges Lehrbuch der höchsten Lebensweisheit betrachten. Wie schon angedeutet, tritt der passive Held der „Lehrjahre" in dieser Fortsetzung auffallend in den Hintergrund, statt des einen „Wanderers," den wir zu finden glauben, treten uns „Wandernde" entgegen und auch diese sind zum Teil so schemenhaft, daß wir ihnen einen tieferen persönlichen Anteil versagen müssen. Wenn die „Lehrjahre" uns die Entwicklung des Individuums vor Augen führten, so zeigen uns die „Wanderjahre" die Entwicklung der Gesellschaft, die Erziehung nützlicher Staatsbürger, deren jeder, nach des Dichters Wunsch, am rechten Platze wirken und seine eigenen Neigungen dem Wohle der Gesamtheit unterordnen soll. Hier bewährt sich Goethe wieder als Prophet: viele seiner Aussprüche und Ansichten könnten der Feder unserer modernsten Socialpolitiker entflossen sein. Wird in den „Lehrjahren" die Bedeutung äußerer Zufälligkeiten für die Entwicklung des Menschen betont, so bekennt sich der Dichter in den „Wanderjahren" zu den Grundsätzen einer bis auf die Spitze getriebenen systematischen Erziehung. Die „pädagogische Provinz," die im Romane einen so breiten Raum einnimmt, ist trotz der gleichmäßigen geistigen und körperlichen Ausbildung, die hier gepflegt wird, das Nonplusultra einer Drillanstalt, aus der die Knaben, wenn sie die Dressur überhaupt überlebten, als Schablonenmenschen schlimmster Sorte hervorgehen müßten. Hier wird als die Grundlage aller Re=

ligiosität die Ehrfurcht gepredigt, was man noch hinnehmen könnte, wenn sich die Bethätigung dieser Tugend nicht lediglich auf allerlei Förmlichkeiten beschränkte, deren Ausführung durch Knaben im besten Falle belustigend wirken würde. Trotz solcher Seltsamkeiten bleibt der Roman, so wenig Leser er heute auch noch finden mag, eine der köstlichsten Gaben Goethischer Kunst. „Nur für flüchtige Unterhaltung,“ sagt Heinrich Düntzer mit Recht, „ist er zu schwer und zu gut. Man bleibe sich bewußt, daß es ein lehrhafter Roman ist, von großer Tiefe, aber auch, bei manchen Schwächen im einzelnen, von feinem Kunstgefühle in Anordnung, Ausdruck und Gehalt und von mächtiger Gestaltungskraft belebt.“

Mit den „Wanderjahren,“ deren Druck im Frühjahr 1829 beendet wurde, sah Goethe eine Last von seinen Schultern sinken. Mit neuem Eifer wandte sich der Achtzigjährige nun wieder seinem Lieblingsstudium, der Botanik, zu. Auch die Geselligkeit nahm ihn jetzt wieder mehr in Anspruch. Mit warmem Anteil sah er die liebliche Prinzessin Augusta, die junge Gemahlin des Prinzen Wilhelm von Preußen, des nachmaligen ersten Deutschen Kaisers, Weimar verlassen, um nach Berlin zu ziehen. Internationale Gäste aller Art sprachen im Hause am Frauenplane vor: der Dichter Adam Mickiewicz, das Haupt der polnischen Romantiker, und der französische Bildhauer Pierre Jean David d'Angers, dessen leider ziemlich verfehlte Kolossalbüste Goethes wir heute auf der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar sehen. Zu den Vertretern von Dichtkunst und Skulptur gesellte sich ein Stern am musikalischen Himmel, der italienische Geigerkönig Niccolò Paganini, der damals gerade auf einer großen Kunstreise ganz Europa in Entzücken versetzte. Auch Zelter erschien um diese Zeit noch einmal in Weimar; es war das letzte Mal, daß sich die Freunde sahen. Mit den frohen Tagen kamen traurige: am 14. Februar 1830 folgte die Großherzogin Louise ihrem Gemahle in die Gruft. Goethe betrauerte in ihr seinen guten Genius, eine treue Verbündete in den Kämpfen seiner Weimarer Frühzeit.

Der härteste Schlag traf den Greis aber am 20. Oktober 1830. Sein Sohn August, begabt, aber leidenschaftlich und ohne die strenge Selbstzucht, der sein Vater so viel verdankte, fühlte sich in seiner Ehe, die er trotz aller Vorzüge Ottiliens stets als Zwang empfand, unglücklich. Er entschloß sich zu einer Reise nach Italien, wohl hauptsächlich, um dort ungebunden leben zu können. Der Vater mochte sich von einer solchen Reise für den Sohn eine ähnliche heilsame Wirkung versprechen, wie er sie einst selbst unter jenem heiteren Himmel verspürt hatte. Er bestärkte den Sohn in seinem Vorsatze und gab ihm den vorsichtigen Eckermann als Reisebegleiter und Mentor mit. Aber schon in Genua mußten sich die Reisenden trennen. Eckermann kehrte allein über die Alpen zurück, während August von Goethe weiter nach Süden zog. Der Bruch des Schlüsselbeins, den er kurz vor Spezzia erlitten, nötigte ihn, dort vier Wochen liegen zu bleiben. Kaum wiederhergestellt reiste er von Livorno zur See nach Neapel. In Pompeji wohnte er der Ausgrabung eines Hauses bei, das zu Ehren seines großen Vaters die Bezeichnung „Casa di Goethe“ erhielt. Aber zum rechten Genusse italienischer Kunst und Natur sollte er nicht gelangen: eine fieberhafte Erregtheit hatte sich seiner bemächtigt. Sie steigerte sich auf der Fahrt nach Rom immer mehr, und kaum dort angekommen, erlag er einem Schlaganfalle. An der Pyramide des Cestius, auf dem Friedhofe der Protestanten, fand er sein einsames Grab.

Goethe erhielt die Trauerbotschaft in der zweiten Novemberwoche. Seiner Gewohnheit nach verschloß er den Schmerz in der tiefsten Brust. Merkwürdig sind seine Briefe aus dieser Zeit: überall geht er mit einer euphemistischen Wendung über das Unglück weg; stets wird das Wort „tot“ oder „gestorben“ ängstlich vermieden. „Mein Sohn ist außengeblieben“ schreibt er einmal, und in dem für Zelter aufgesetzten Bericht heißt es zum Schlusse: „Nach wenigen Tagen schlug er (August) den Weg ein, um an der Pyramide des Cestius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater, vor seiner Geburt, sich dich-

terisch zu sehnen geneigt war . . . Und so, über Gräber, vorwärts!" Rührend klingt eine Stelle aus dem Briefe an Zelter vom 21. November: „Das eigentliche wunderliche und bedeutende dieser Prüfung ist, daß ich alle Lasten, die ich zunächst, ja mit dem neuen Jahre abzustreifen und einem Jünger-Lebigen zu übertragen glaubte, nunmehr selbst fortzuschleppen und sogar schwieriger weiter zu tragen habe. Hier nun allein kann der große Begriff der Pflicht uns aufrecht erhalten. Ich habe keine Sorge als mich physisch im Gleichgewicht zu bewegen; alles andere giebt sich von selbst. Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Wollen die notwendigste Bahn vorgeschrieben hat, der braucht sich nicht viel zu besinnen."

Diesmal zeigte sich der Geist zwar willig, aber der Körper schwach. Der gewaltsam niedergehaltene Schmerz durchwühlte Goethes Inneres und artete in eine schwere Krankheit aus. Ein furchtbarer Blutsturz überkam den Greis in der Nacht vom 25. auf den 26. November und warf ihn aufs Krankenbett. Man zweifelte an seinem Aufkommen, doch seine eiserne Natur überwand noch einmal den Anfall. Bereits am 30. November konnte er dem treuen Eckermann wieder einen mit Bleistift geschriebenen kurzen Brief senden.

Der Wiedergenesende betrachtete die überstandene Krankheit als eine Mahnung des Todes. Mit einer wahren Hast vollendete er den letzten Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit" und den zweiten Teil des „Faust."

Diese letzte Gabe des Dichters hat mit den „Wanderjahren" Vorzüge und Schwächen gemein. Für die höchste Weisheit des Greisenalters scheint das Gefäß der künstlerischen Form zu eng geworden zu sein. Wie das älteste Stück der „Wanderjahre," das Melusinenmärchen, so reicht auch der Kern des zweiten Faustteiles, das „Helena"-Fragment bis in die Jugendzeit Goethes zurück: bereits im Frühjahr 1780 konnte er der Herzogin Anna Amalia das Stück vorlesen. Ob er, wie er später selbst berichtet, schon damals an einen zweiten Teil des „Faust" gedacht hat, ist zweifelhaft. Der Plan zu einer solchen

Fortsetzung scheint vielmehr erst um die Wende des Jahrhunderts aufgetaucht zu sein, wenigstens wird in einem Briefe Schillers vom 13. September 1800 des „zweiten Teiles des Faust" zum erstenmal Erwähnung gethan. Dann blieb die Arbeit wieder liegen, bis die Beschäftigung mit dem vierten Abschnitt von „Dichtung und Wahrheit" Goethen neues Interesse für den alten Lieblingsstoff einflößte. So wurde die Arbeit am zweiten Teile des „Faust" das „Hauptgeschäft" seiner sieben letzten Lebensjahre. Das Höchste, was er noch zu bieten vermochte, hat er in dieses Werk hineingelegt und, wie er selbst gesteht, „hineingeheimnißt." Ohne eine gute Erläuterung werden nur wenige Leser tiefer in die Goldgruben der gewaltigen Dichtung eindringen können. Aber man hüte sich wohl, den von dem Kommentator bezeichneten Pfad allzu ängstlich innezuhalten und verlasse sich in erster Linie auf sein eigenes Kunstgefühl. Denn über viele Stellen des Dramas gehen die Ansichten der Erklärer weit auseinander: was der eine als Allegorie aufgefaßt haben will, erscheint dem andern als rein poetisches Bild ohne tiefere Neben- und Hintergedanken.

Mephisto führt Faust an den kaiserlichen Hof, der sich wegen der ins Ungeheuere angewachsenen Staatsschuld in arger Verlegenheit befindet. Trotzdem wird mit der ganzen Prunklust der Renaissance gerade der Karneval gefeiert. Ein Festspiel belustigt den Hof. Mephisto befreit den Kaiser aus seiner mißlichen Lage, indem er das Papiergeld erfindet. Das Reich scheint einer neuen Ära entgegenzugehen; für Handel und Wandel beginnt eine neue Blütezeit. Mephisto und Faust werden mit kaiserlichen Gnaden bedacht und in das Gefolge aufgenommen. Der Kaiser traut ihnen jede Kunst zu und verlangt von Faust, daß er ihm Helena, die schöne Urheberin des trojanischen Krieges hercitiere — ein Zug, den schon die alten Faustbücher aufweisen. Faust verspricht es im Vertrauen auf Mephistos Hilfe. Aber über die Gestalten des Altertums hat der Teufel als Produkt christlicher Sophistik keine Macht. Er giebt Faust den Rat, zu den „Müttern" hinabzusteigen, also

zu den Urquellen alles Seins, die zugleich der antiken wie der mittelalterlichen Anschauung geläufig und somit die rechten Vermittlerinnen zwischen dem christlichen Mittelalter, in dessen letzter Epoche ja die Handlung vor sich geht, und der schönen Zauberwelt des Altertums sind. Faust begiebt sich in die Unterwelt und kehrt mit einem Dreifuß zurück, dem er mitten in der höfischen Versammlung Nebeldünste entlockt. In diesem Nebel zeigen sich die Gestalten der Helena und des Paris in ihrer ganzen klassischen Schönheit. Aber die zuschauende Hofgesellschaft erweist sich als trivial empfindendes Theaterpublikum. Faust jedoch wird von Helenens Schönheit so hingerissen, daß er auf sie losstürzt und sie zu greifen versucht. Das trügerische Phantom zerrinnt, ein Donnerschlag erschüttert den Palast und Mephisto entführt im allgemeinen Tumulte den ohnmächtig gewordenen Gefährten.

Im zweiten Akte sehen wir Mephisto wieder in Fausts Studierzimmer. Während der Doktor im Alkoven schläft, tritt der einst so demütige Schüler wieder auf, der damals schon Mephisto für Faust gehalten hatte und jetzt, im Vollbewußtsein seiner frischen Weisheit, den vermeintlichen alten Lehrer mit Grobheiten überschüttet.

Während Faust auf mancherlei Irrfahrten das praktische Leben kennen lernte, hat sein Famulus Wagner, der Mann der Theorie, in seiner Büchergelehrsamkeit große Fortschritte gemacht. Wir finden ihn jetzt im Laboratorium beschäftigt, einen Homunculus zu erzeugen, einen auf chemischem Wege hergestellten Menschen, der den mittelalterlichen Alchemisten als höchstes Ziel ihrer Kunst galt. Der Homunculus zeigt sich wirklich in der Phiole, er erkennt Mephisto und begrüßt ihn als verwandtes Wesen. Sie kommen überein, dem noch immer sehnsuchtskranken Faust die schöne Griechin suchen zu helfen, und entführen ihn durch die Luft zu den Pharsalischen Feldern, wo nach antiken Vorstellungen die Geister spukhafte Feste feiern. Hier im Zauber der „klassischen Walpurgisnacht,“ einem herrlichen, formenschönen Gegenstück zur „romantischen“ des ersten

Teiles, soll Faust, der ewig Zweifelnde, ewig Unbefriedigte vollkommen gefunden. Hier ist die Stätte wo, wie Mephisto erwartet, ihm der Genuß des Augenblicks den Wunsch nach Verlängerung seiner Freuden eingeben muß.

Faust erkundigt sich bei dem Kentauren Chiron nach Helena. Dieser weist ihn an die Seherin Manto, die Tochter des Teiresias, der die Pforte zur Unterwelt offen steht. Faust steigt hinab, während Mephisto in den Porkyaden, den widerlichsten Gestalten der antiken Mythologie, verwandte Seelen findet und sich zu ihnen gesellt, und Homunculus, das Produkt mühsamer Gedankenarbeit, im Anschauen der Galatea, des Symbols der höchsten Schönheit, in Nichts zerfließt.

Im dritten Akte gehen Fausts Wünsche in Erfüllung. Helena, von Menelaos nach der heimatlichen Burg zurückgeführt, ist nach der Landung in den Palast vorausgeschickt worden und sieht nun ihrem Schicksal zagend entgegen. Sie weiß nicht, ob sie sich als Königin oder Gefangene zu betrachten hat.

Mephisto, in Gestalt eines Porkias, stellt ihr Menelaos Rache in Aussicht und entfremdet ihr Herz aufs neue dem Gemahl. Da tritt Faust auf, als mittelalterlicher Ritter gekleidet und von romantischem Zauber umgeben. Er gewinnt Helenens Liebe und vermählt sich mit ihr. Ihrem Bunde entsprießt Euphorion, bei dem Goethe nach seinem eigenem Bekenntnis an Lord Byron dachte, in dessen Poesie sich die Romantik mit der Antike verschmolzen zeigt. Euphorion stirbt früh in rastlosem Thatendrang; Helena, die zur Einsicht kommt, „daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint," folgt dem geliebten Sohne in die Unterwelt und läßt dem Gatten nur Kleid und Schleier, die äußeren Hüllen der ewigen Schönheit, zurück. Sie lösen sich in Wolken auf, umgeben Faust und tragen ihn von dannen.

Der vierte Akt zeigt uns Faust und Mephisto wieder am Hofe. Sie finden den Kaiser aufs neue in großer Verlegenheit; ein feindliches Heer, an dessen Spitze ein Gegenkaiser steht, bedrängt ihn. Faust erbietet sich, ihm zu helfen, läßt

durch Mephisto drei Dämonen herbeirufen, schlägt mit ihnen den Feind und ruft Ruhe und Frieden ins Reich zurück. Des thatenlosen Genusses und des ziellosen Umherschweifens müde, sucht er jetzt in ersprießlicher Thätigkeit sein Genügen. Der Kaiser — so ist der Fortgang der Handlung nach einer von Goethen entworfenen, nicht in die Dichtung aufgenommenen Scene zu verstehen — hat ihn zur Belohnung seiner Dienste mit einer Küstenprovinz belehnt.

Im fünften Akt sehen wir den gealterten Faust auf der Höhe seines organisatorischen Schaffens. Er hat die Küste durch Deichbauten gesichert, Handelsschiffe entsandt und Kolonien gegründet. Aber die Unzufriedenheit wird er nicht los; seine Erfolge machen ihn vielmehr ungerecht und hartherzig. Zur Strafe einer übereilten Grausamkeit nahen vier graue Frauen, der Mangel, die Schuld, die Sorge und die Not. Aber nur die Sorge vermag in den Palast einzudringen, sie schlüpft durch das Schlüsselloch.

Unter ihrem Hauch erblindet er. Das körperliche Leiden wirft den Thatenfrohen jedoch nicht nieder. Ein neuer Plan beschäftigt seinen Geist: die Trockenlegung eines Sumpfes. Selig lauscht er am Thore seines Palastes dem Geklirr der Spaten, das er für ein frohes Zeichen schaffender Thätigkeit hält. Aber der Blinde irrt: es sind die Lemuren, die sein Grab graben. Stolz spricht er zu Mephisto von seinem bald erreichten hohen Ziel, er sieht mit seinem geistigen Auge das urbar gemachte Land von glücklichen, fleißigen Menschen besiedelt.

„Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.
Zum Augenblicke dürft' ich sagen:
Verweile doch! Du bist so schön!
Es kann die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn!" —

Zum erstenmale fühlt er sich befriedigt. Aber der „höchste Augenblick" bedeutet für ihn den Tod. Er sinkt nieder und stirbt. Mephisto citiert ein ganzes Heer von Höllengeistern, um

Fausts Seele zu verfolgen. Aber vom Himmel steigen rosen-streuende Engelchöre hernieder, denen die Teufel weichen müssen. Die Himmlischen tragen Fausts Unsterbliches nach oben. Ihr Gesang:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen!
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben teilgenommen,
Begegnet ihm die sel'ge Schar
Mit herzlichem Willkommen!"

enthält den Schlüssel zu Fausts Rettung und damit den harmonisch ausklingenden Schlußarcord des ganzen Faustdramas.

Im August 1831 schloß Goethe nach Eckermanns Bericht seine Arbeit ab, verpackte und versiegelte sie sorgfältig und traf die notwendigen Anordnungen wegen der Herausgabe des Werkes nach seinem Tode. Eine letzte kleine Arbeit botanischen Inhaltes „Über die Spiraltendenz der Vegetation" war schon im Frühjahr fertig geworden. „Mein ferneres Leben," bemerkte der Greis zu seinem getreuen Famulus, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue."

Heiter und gelassen sah der Zweiundachtzigjährige dem nahenden Tode entgegen. Noch einmal stieg er zum Gickelhahn bei Ilmenau empor, erfreute sich an der Aussicht auf das Thüringer Land und las mit thränendem Auge die Verse, die er am 7. September 1783 an die Wand des Borkenhäuschens geschrieben hatte:

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh',
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch;
Die Vögelein schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest du auch."

Der letzte Geburtstag brachte ihm noch mancherlei freudige Überraschung: englische Verehrer und Freunde, an ihrer Spitze Thomas Carlyle, sandten ein kunstvoll gearbeitetes Petschaft; aus der Vaterstadt am Main kam eine Kiste köstlichsten Rheinweins. Mit ungetrübtem Interesse verfolgte Goethe die Ereignisse in Nähe und Ferne, besonders den wissenschaftlichen Streit zwischen den französischen Naturforschern Cuvier und Geoffroy St. Hilaire, von denen der letztere mit seiner eigenen auch Goethes Anschauung über die stetig fortschreitende Entwicklung der Arten und Formen vertrat.

Gleichmäßig beschäftigten ihn noch Kunst, Litteratur und Kritik. Er ersann Vorwürfe für bildende Künstler und recensierte noch zuletzt Spontinis neue Oper „Die Athenerinnen."

Am 11. März 1832 sprach er wohl eine Stunde lang mit Eckermann über religiöse Fragen. Am 16. überkam ihn ein katarrhalisches Fieber, aber noch den Tag darauf vermochte er einen Brief an Wilhelm von Humboldt zu diktieren. Dann nahm die Schwäche, zu der sich eine Lungenlähmung gesellte, von Tag zu Tag zu. Am 22. März um die Mittagsstunde ereilte den Dichter der Tod. Im Lehnstuhle aufrecht sitzend verschied er. Die letzten verständlichen Worte, die er sprach, waren: „Macht doch den zweiten Fensterladen auch auf, damit mehr Licht hereinkomme.

Die Ärzte, die seinen Leichnam untersuchten, erstaunten über die herrliche Erhaltung des Körpers, der keine Spur greisenhaften Verfalls aufwies.

Die Leiche wurde am 26. fünf Stunden lang in einem kapellenartig hergerichteten, mit goldenen Sternen und Lyren verzierten Durchgange des Goethischen Hauses zur Schau gestellt; ein Lorbeerkranz schmückte das von keinem Todeskampfe entstellte Haupt. Nachmittags wurde der Sarg unter würdigen Feierlichkeiten zur Fürstengruft gebracht und neben denen Karl Augusts und Schillers aufgestellt.

Ein ungeheurer Schmerz erfaßte die ganze civilisierte Welt, ein Schmerz, den wir noch heute ahnen können, wenn wir

Goethes Haus in Weimar durchwandern. Aus allem, was ihn umgab, spricht seine Person so deutlich, daß der Besucher meint, der große Abgeschiedene müsse ihm mit leuchtenden Augen und heitrer Stirn aus dem nächsten Zimmer entgegentreten.

Allerorten veranstaltete man Trauerfeierlichkeiten. In Wort und Bild suchte man das Andenken an den größten Zeitgenossen wachzuhalten. Die Bücher, die sich mit Goethen und seiner Lebensarbeit beschäftigen, sind nach und nach zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen. Aber erst unserer Zeit war es beschieden, in die tiefsten Tiefen seines Geistes hinabzusteigen und durch die Veranstaltung einer mit peinlicher Genauigkeit redigierten historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke den Wortlaut des Goethischen Textes festzustellen und festzuhalten. Unter dem Protektorat des Großherzogs Karl Alexander, des Enkels Karl Augusts, trat im Jahre 1885 die Goethe-Gesellschaft zusammen, die sich zur Aufgabe gestellt hat, das Andenken des Dichters durch die Pflege der mit seinem Namen verknüpften Litteratur in würdiger Weise zu ehren. Wirksam unterstützt wird sie in diesem Bestreben durch das Goethe- und Schillerarchiv, die hochherzige Stiftung der unvergeßlichen Großherzogin Sophie, deren Namen die von ihr angeregte große Goetheausgabe trägt. Dieser rein wissenschaftlichen Publikation schließen sich von Jahr zu Jahr neue Goetheausgaben an, die der nie veraltenden Saat Goethischen Dichtens und Denkens immer weitere Verbreitung verschaffen und das Dasein Tausender und Abertausender mit einem Strahle echten Sonnenlichts erhellen. So wirkt der Unsterbliche noch heute fort — mag Monument auf Monument ihm zu Ehren sich erheben — das schönste Denkmal setzte er sich selbst in seinen Werken!

Ende.

Namen- und Sachregister.

A.

B.

G.

L.

S.

U.

V.

W.

X.

Y.

Z.



